

CHRONIK '93 AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

CHRONIK '93

 **AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART**

Inhalt

Vorwort	3
---------	---

Überblick

- Offene Tagungen	4
- Fachtagungen	8
- Abendveranstaltungen	20
- Feste	25
- Ausstellungen	26
- Gastveranstaltungen	27
- Zahlen zur Chronik 93	29
- Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	30

Ausgewählte Arbeitsschwerpunkte und thematische Reihen

- Die Begegnung von Theologie und Naturwissenschaften Zu einem neuen Schwerpunkt der Akademie	32
- Europa in den Jahren 1991-1993	41
- Zum Dialog der Religionen Die Reihe „Samstagabend in Hohenheim“ 1992-1993	46
- Juden und Christen: im Dialog? Veranstaltungen zum christlich-jüdischen Gespräch 1992-1993	50

Berichte von Tagungen nach Themenbereichen	58
--	----

„Europa evangelisieren“ – Bischof Carl Joseph von Hefele
 – Der Katechismus der katholischen Kirche – Mehr Mensch Sein – Ist die Kirche auch heute ethisch noch bewohnbar? – Reinkarnation – die neue Antwort? – Leibhaftig glauben – Allensbach-Studie „Frauen und Kirche“ – Aschermittwoch der Künstler – Vernissagen – Musikforen – Sprechtheater – Franz Rosenzweig – Hohenheimer Symposium zur Christlichen Pädagogik – Orthodoxie und Bildungsgesellschaft im Rußland des 19. Jh. – Sommerakademie – Kirche und Bildung in der Neuzeit – Kirche und Hexenverfolgung – Frauen im NS-

Staat – Hohenheimer Medientage – Weingartener Journalistentag – Menschengemäße Wohn-Orte – Jugendhilfeplanung – Jugend, Sexualität und Kirche – Internationales Symposium: Perspektiven der Familienpolitik – Die Zukunft des Alterns – Wirtschaftspolitik für die neunziger Jahre – Vom Musterland zum Krisenland – Geld, Zins und Gewissen – Präsentation des Lexikons der Wirtschaftsethik – Deutsches Netzwerk Wirtschaftsethik – Lateinamerika und die Katholische Soziallehre – Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht – Asyl in Polen – Vereintes Deutschland – schwere Zeiten für Fremde?

Sommerfeste	166
20 Jahre Tagungshaus Weingarten	170
Päpstlicher Orden für Elisabeth Plünnecke	179
Zum 70. Geburtstag von Dr. Gabriele Miller	182
Neue Gesichter an der Akademie	184
Kuratorium	187
Publikationen aus dem Jahr 1993	190
Katholische Akademien in Deutschland	192

Erneuerungen

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart kann auf ein gutes und erfolgreiches Jahr 1993 zurückblicken. Noch nie in den letzten Jahren haben so viele Teilnehmer das Programmangebot der Akademie angenommen, ihre Veranstaltungen besucht und die Gastfreundschaft der Tagungshäuser erfahren. Im „Überblick“ (S. 4ff.) ist der Facettenreichtum an Themen, Tagungen und Veranstaltungen des zurückliegenden Jahres dokumentiert. Der Abschnitt „Ausgewählte Arbeitsschwerpunkte und thematische Reihen“ (S. 132ff.) vermittelt ausschnittsweise einen Einblick in die kontinuierliche inhaltliche Beschäftigung in den von der Akademie ausgewählten Schwerpunkten ihrer Arbeit. Aber nicht nur die Teilnehmerzahlen sind angestiegen, auch das Veranstaltungsprogramm konnte inhaltlich erweitert und um neue Themenfelder bereichert werden.

Neue Themenfelder Ein 1993 neu eingerichtetes Referat stellt sich den immer dramatischer werdenden Problemen unserer naturwissenschaftlich-technologisch bestimmten Zivilisation. In den zentralen, insbesondere auch ethischen Fragen der Ökologie und der Gentechnik, aber auch über die dahinterliegenden Grund-Fragen von Naturphilosophie und Weltanschauung, wird der Dialog zwischen der Theologie und den Naturwissenschaften geführt. Dabei wird die Zusammenarbeit nicht nur mit herausragenden und anerkannten Vertretern ihres Fachs gesucht, sondern auch mit solchen universitären bzw. öffentlichen Einrichtungen kooperiert, die in vergleichbaren Bereichen arbeiten. Die enge Zusammenarbeit mit der 1990 gegründeten Akademie für Technikfolgenabschätzung des Landes Baden-Württemberg und mit dem Verband der Ingenieure von Baden-Württemberg (VDI) in Fragen der Werteorientierung technologischer Innovation ist ein erster Erfolg dieses Bemühens (S. 32ff.).

Zwei Referentinnen an der Akademie haben 1993 damit begonnen, die Anliegen des Feminismus aufzugreifen und in ihrem Veranstaltungsangebot besonders die gegenwärtig drängenden Fragen der Frauen in Kirche und Gesellschaft zu thematisieren. Ihr Bericht (S. 92ff.) vermittelt einen Einblick in ihre Tagungsarbeit.

Neue Veranstaltungsorte Um mit Veranstaltungen an verschiedenen Orten in der Diözese präsent zu sein, wurde die Tagungsarbeit auf andere Veranstaltungsorte ausgedehnt. Neben den schon traditionellen Veranstaltungen anlässlich der Europäischen Kirchenmusikwochen in Schwäbisch Gmünd (Kloster Lorch und Prediger) fanden Veranstaltungen im Salemer Pflughof in Esslingen, im Schloß Montfort (Langenargen), in der Stuttgarter St. Georgskirche und im Kultur- und Kongresszentrum Liederhalle der Stadt Stuttgart statt. Hier wurde mit über 400 Teilnehmern zum Thema „Zukunft des Alterns“ der größte Kongress des Jahres durchgeführt.

Neue Unternehmens-Kultur Im Jahr 1993 kam die Entwicklung und Gestaltung einer zeitgemäßen Unternehmens-Kultur des „Unternehmens Akademie“ zu einem gewissen Abschluß. Mit den Leitideen Dialog, Gastfreundschaft, Zeitgenossenschaft, Sachkompetenz und Öffentlichkeit hat die Akademie ein klares Profil ihrer Aufgaben entwickelt, das ihre Arbeitsweise bestimmt. Die Verstärkung der Presse- und Medienarbeit erhöht – ergänzt durch eine differenzierte Publikationspolitik – die Effizienz und Öffentlichkeitswirksamkeit der Tagungen. Aber nicht nur nach außen, auch in den eigenen Organisationsstrukturen sollen die genannten Leitideen prägend sein. Die Einrichtung kommunikativer, kooperativer und transparenter Leitungsstrukturen fördert die Eigenkompetenz und Kreativität der Referentinnen und Referenten sowie aller Beschäftigten. Mitarbeiterfreundliche und flexible Arbeitszeiten sowie Teilzeitarbeit und Job-sharing kommen den Anforderungen des gegenwärtigen Arbeitsmarktes und der beschäftigten Menschen entgegen. Zusammen mit einer humanen Gestaltung des Arbeitsplatzes kann dies Identifikation erzeugen und Freude an der Arbeit ermöglichen. – Die Akademie hat das hier dokumentierte Jahr nach innen wie nach außen erfolgreich bestanden und kann sich gut vorbereitet mit Zuversicht den Herausforderungen der kommenden Jahre stellen. Dazu, daß dies so möglich war, haben nicht zuletzt all diejenigen beigetragen, die sich als ReferentInnen und MitarbeiterInnen im „Unternehmen Akademie“ auch 1993 wieder engagiert haben.

Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

30 Offene Tagungen mit 2427 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Weingarten, 9.–10. Januar

122 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Was heißt:

Gott ist Mensch geworden?

Die Antwort der Bibel

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Prof. Dr. Otto Knoch, Passau

Stuttgart-Hohenheim, 29.–31. Januar

169 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Harmonisierung des Rechts auf
Asyl in Europa**

Diskussionsstand – Probleme – Perspektiven
Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Klaus Lörcher, Mannheim

Dr. Christoph Schumacher, Bonn

siehe Seite 150

Weingarten, 29.–31. Januar

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Aussiedlung“ – „Fremde“ – Ausgrenzung

Fremdenhaß und Antisemitismus unter uns

Tagungsleitung:

Iris Gniosdorsch

Dr. Abraham P. Kustermann

Referentinnen/Referenten:

Dr. Yvonne Karow, Berlin

Prof. Dr. Gert Mattenklott, Berlin

Prof. Dr. Kurt Pätzold, Berlin

Dr. Juliane Wetzels, Berlin

Ausstellung:

Alexander Winn, Berlin

Konzert:

Elisabeth Chayes Neimann, Mezzosopran

Johanne von Harsdorf, Klavier

Bad Boll, 29.–31. Januar

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Braucht Erziehung nicht den ganzen
Menschen?**

Erfahrungen an Waldorfschulen, Staats- und
Konfessionsschulen

Tagung für Lehrerinnen und Lehrer aller
Schularten mit der Evangelischen Akademie
Bad Boll

Tagungsleitung:

Dr. Brigitte Furche, Heilbronn

Franz Josef Klehr

siehe Seite 96

Weingarten, 5.–6. Februar

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zu Hause sein:

Menschengemäße Wohn-Orte

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 119

Stuttgart-Hohenheim, 23.–24. März

90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Neue Wege der Paracelsus-Forschung“

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Prof. Dr. Peter Dilg, Marburg

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Frank Baron, Lawrence

Prof. Dr. Martin Brecht, Münster

Dr. Herbert Breger, Hannover

Prof. Dr. Peter Dilg, Marburg

Dr. Udo Friedrich, München

Dr. Ute Gause-Leineweber, Münster

Prof. Dr. Dr. Dietlinde Goltz, Tübingen

Prof. Dr. Wolfgang Haubold, Stuttgart

Prof. Dr. Dr. Gundolf Keil, Würzburg

Prof. Dr. John D. North, Groningen

Dr. Horst Pfefferl, Marburg

Dr. Hartmut Rudolph, Münster

Prof. Dr. Hans Schneider, Marburg

Dr. Joachim Telle, Heidelberg

Prof. Dr. Siegfried Wollgast, Dresden

Weingarten, 27.–28. März

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Orthodoxie und Bildungsgesellschaft im
Rußland des 19. Jahrhunderts**

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 100

Stuttgart-Hohenheim, 3.–4. April

106 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leibhaftig glauben

Biblisch-feministische Perspektiven

zur Leiblichkeit

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Dr. Monika Fander, Stuttgart

siehe Seite 71

Weingarten, 28. April

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Alessandro Manzoni:

Die Verlobten

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Stuttgart, Kultur- und Kongreßzentrum Liederhalle

29. April

186 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche und Hexenverfolgung

Öffentliches Kolloquium in Zusammenarbeit mit
dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und
Historische Hilfswissenschaften der Universität
Tübingen

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

siehe Seite 107

Stuttgart, Kultur- und Kongreßzentrum Liederhalle

4. Mai

412 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Die Zukunft des Alterns:
Gesundheit - Generationsbeziehung -
Gesellschaftliche Entwicklung**

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Berthold Winkler-Jegler, Stuttgart

siehe Seite 132

Stuttgart-Hohenheim, 5. Mai

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Alessandro Manzoni:

Die Verlobten

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Weingarten, 7.–9. Mai

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Franz Rosenzweig:

Spracherfahrung und Sprachvernunft

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 94

Stuttgart-Hohenheim, 7.-9. Mai

92 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Europa evangelisieren“

**Die Kirchen brauchen eine ökumenische
Vision**

Gemeinsame Tagung mit der Evangelischen
Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Hansjürgen Thomann, Bad Boll

siehe Seite 58

Stuttgart-Hohenheim, 12. Mai

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die verlorene Barmherzigkeit

Ein literarisch-politischer Nachmittag
mit dem russischen Schriftsteller

Daniil Granin

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Gast:

Daniil Granin, St. Petersburg

Weingarten, 15.–16. Mai

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Reinkarnation - die neue Antwort?

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 70

Stuttgart-Hohenheim, 20.–21. Mai

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der nie gekündigte Bund

Über den Grund des christlich-jüdischen
Verhältnisses

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Landesrabbiner Joel Berger, Stuttgart

Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel

Prof. DDr. Rupert Feneberg, Weingarten

Prof. Dr. Frank-Lothar Hossfeld, Bonn

Prof. Dr. Josef Wohlmuth, Bonn

Weingarten, 19.–20. Juni

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Behinderte Menschen in unserer

Gesellschaft: Welche Zukunft haben sie?

in Zusammenarbeit mit dem Landesverband zur
Förderung und Betreuung körperbehinderter
Kinder, Jugendlicher und Erwachsener in Baden-
Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Pfarrer Hans Dieter Bechstein, Heilbronn

Referentin/Referenten:

Pfarrer Hans Dieter Bechstein, Heilbronn

Christa Heilemann, Stuttgart

Herbert Kessler, Stuttgart

Prof. Dr. Franz Knapp, Neustadt

Weingarten, 26.–27. Juni

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kino, Kunst und Kirche

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Michael Graff, Stuttgart

Dr. Peter Hasenberg, Bonn

Referentinnen/Referenten:

Zaira Arsenishvili, Tiflis

Berndt H. Brussig, Berlin

Ambros Eichenberger, Zürich

Lana Gogoberidse, Tiflis

Michael Graff, Stuttgart

Dr. Peter Hasenberg, Bonn

Fee Vaillant, Mannheim

Weingarten, 28. Juni – 2. Juli

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kunst und Kultur im Bodenseeraum:

Judentum einst und jetzt

Sommerakademie

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 101

Stuttgart-Hohenheim, 30. Juni

102 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Exodus der Frauen aus der Kirche?“

Die Allensbacher Studie „Frauen und Kirche“

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 73

Schwäbisch Gmünd, Prediger , 2. Juli

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Musikforum zur Uraufführung:
Messe für gemischten Chor a capella op. 58
von Peter Kieseewetter**

Leitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 90

Kloster Lorch, 22. August

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Musikforum zur Uraufführung:
Canticum: Magnificat anima mea dominum
von Eberhard Jörg**

Leitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 90

Stuttgart-Hohenheim, 4– 5. September

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Nahrung aus dem Genlabor
Versprechungen – Befürchtungen –
ethische Orientierungen**

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 34

Stuttgart-Hohenheim, 9.–10. Oktober

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Zwischen Rottenburg und Rom:
Bischof Carl Joseph von Hefe (1809–1893)**

Im 100. Todesjahr

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

siehe Seite 62

Weingarten, 12.–13. November

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jugend, Sexualität und Kirche

Tagung in Zusammenarbeit mit dem
Bischöflichen Jugendamt Wernau

Tagungsleitung:

Gaby Bungartz, Wernau

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referentinnen/Referenten:

Gisela Blattert, Stuttgart

Iris Bosold, Reutlingen

Herbert Dentler, Wernau

Traudi Eberhardinger, Stuttgart

Dr. Anita Heiliger, München

Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Kristina Roth, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 19.–21. November

73 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Täterinnen? –

Frauen im NS-Staat

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 110

Weingarten, 27.–28. November

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wohlstand ade?

**Christliche Zukunftsperspektiven zur
ökologischen Krise**

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 37

Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. Dezember

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Synodale Strukturen – Synodales Recht

Mitwirkung in Recht und Leben der Kirche

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Referentin/Referenten:

Prof. Dr. Carl Gerold Fürst, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Libero Gerosa, Paderborn

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Regina Speck, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Knut Walf, Nimwegen

Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. Dezember

121 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die biblischen Religionen und das Fremde

Zur religiös-kulturellen Integrationskraft von Judentum und Christentum

In Zusammenarbeit mit: Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e. V. und Katholisches Bibelwerk Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referentin/Referenten:

Prof. Dr. Hubert Cancik, Tübingen

Rudolf Guckelsberger, Stuttgart

Dr. Josef Heer, Stuttgart

Dr. Ansgar Koschel, Bad Nauheim

Anna Maria Schwemer, Tübingen

Prof. Dr. Hermann Josef Vogt, Tübingen

72 Fachtagungen und Zielgruppen mit 2982 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 22.–24. Januar

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Russische Geistesgeschichte III

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Dr. Eberhard Müller, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Dr. Dittmar Dahlmann, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Maria Deppermann, Innsbruck

Tatjana Eggeling, Tübingen

Prof. Dr. Gregory Freeze, z. Zt. Tübingen

Dr. Gassan Cussejnov, Bremen

Dr. Michael Hagemeister, Marburg

Dr. Franziska Martynowa, Berlin

Dr. Birgit Menzel, Berlin

Prof. Dr. Jutta Scherrer, Paris

Prof. Dr. Karl Schlögel, Konstanz

Prof. Dr. Klaus Städtke, Bremen

Dr. Georg Witte, Bochum

Drs. Evert van der Zweerde, Nimwegen

Stuttgart-Hohenheim, 2. Februar

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Politik und Politikvermittlung in der Mediengesellschaft

Medienethischer Arbeitskreis

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Klaus Koziol, Stuttgart

Prof. Dr. Gerfried W. Hunold, Tübingen

Referentin/Referent:

Dr. Winand Gellner, Trier

Jaqueline Stuhler, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 11.–13. Februar

75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Beruf – Betrieb – Familie

Betriebsübergabe und Existenzgründung

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Hansjörg Reichert

Referenten:

Klaus Jäger, Stuttgart

Jürgen Knab, Bad Soden

Dr. Franz-Josef Knapstein, Frankfurt a. M.

André Ryschka, Reutlingen

Klaus Württemberger, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 18. Februar

66 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Strategie für den Standort Deutschland:
Wirtschaftspolitik für die neunziger Jahre**

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

siehe Seite 136

Stuttgart-Hohenheim, 24. Februar

170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aschermittwoch der Künstler

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Domkapitular Dr. Werner Groß, Rottenburg

siehe Seite 74

Warschau, 24.–28. Februar

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Asyl in Polen: Fragen – Probleme –
Perspektiven**

Konsultation für Journalisten und Experten
im deutschen Asylrecht

Leitung:

Klaus Barwig

siehe Seite 156

Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. Februar

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Wahrheit der Mythen und Bilder

Erfahrungen und Unterscheidungen

Tagung für KatechetInnen und

GemeindereferentInnen

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Dr. Michael Seidel, Rottenburg

Johanna Kneer, Rottenburg

siehe Seite 78

Weingarten, 25.–27. Februar

81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Lateinamerika und die katholische
Soziallehre**

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Projekt:

Katholische Soziallehre in Lateinamerika.

Ein Dialogprogramm.

Tagungsleitung:

Dr. Margit Eckholt, Tübingen

Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 146

Stuttgart-Hohenheim, 1. März

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Dialog und Verkündigung“

Globale und lokale Aspekte des neuen

Missions-Begriffs

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Franz Brendle, Stuttgart

Prof. Dr. Ludwig Hagemann, Mannheim

Klaus Holz, Pforzheim

Stuttgart-Hohenheim, 1.–3. März

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Mut zur Erziehung“

15 Jahre danach

Hohenheimer Symposium zur Christlichen

Pädagogik 1993

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 95

Weingarten, 1.–5. März

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 5.–7. März

123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Perspektiven der Familienpolitik

Internationales Symposium

Tagungsleitung:

Dr. Karl H. Fell, Bonn

Paul Dingwerth

Bernhard Jans, Bonn

siehe Seite 124

Stuttgart-Hohenheim, 12.–13. März

100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hass und Gewalt in Deutschland

16. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

Tagungsleitung:

Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart

Prof. Dr. Horst Heidtmann, Stuttgart

Hans-Georg Helwerth, Stuttgart

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 113

Stuttgart-Hohenheim, 17. März

31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Soziale Marktwirtschaft:

Wie soll und kann sie fortgeschrieben werden?

Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Hendrik Auhagen, Konstanz

Eckard Behrens, Heidelberg

Dr. Eduard Schmäing, Mannheim

Werner Then, Frankfurt a. M.

Gesprächspartner:

Willi Haller, Aldingen

Hans-Hendrik Puvogel, Tübingen

Alfons Thanner, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 18. März

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Studententag Türkei

Analysen – Anfragen – Perspektiven

in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für

Politische Ökologie, Stuttgart

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Çem Özdemir, Tübingen

Referenten:

Mahmut Alınak, Ankara

Ömer Ezeren, Istanbul

Ziya Halis, Sivas

Prof. Dr. Karl-Heinz Meier-Braun, Stuttgart

Dr. Otmar Oehring, Aachen

Ersin Ugursal, Stuttgart

Ali Yurttagül, Brüssel

Weingarten, 19.–20. März

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jugendhilfeplanung in Mössingen

Begegnungstagung für Mitarbeiter/innen der öffentlichen und freien Jugendhilfe, der Vereine, der Schulen und Kindergärten in Mössingen in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll sowie dem Landkreis Tübingen und der Stadt Mössingen

Tagungsleitung:

Karl Giebeler, Bad Boll/Büro Ulm
Dr. Hermann-Josef Schmitz
siehe Seite 120

Stuttgart-Hohenheim, 20. März

31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kuratoriumssitzung

Leitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Stuttgart
Dr. Gebhard Fürst

Dresden, 20.–27. März

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vereintes Deutschland – schwere Zeiten für Fremde?

Studienreise

Leitung:

Klaus Barwig
Markus Günter, Freiburg i. Br.
Karl-Hans Kern, Stuttgart
siehe Seite 161

Stuttgart-Hohenheim, 31. März

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Krisen- und Konfliktbearbeitung im Kontext von Gewalt gegen Ausländer/innen

in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Dr. Manfred Budzinski, Bad Boll
Referentin/Referenten:
Karl-Heinz Bittl-Drempetic, Nürnberg
Johannes Flothow, Tübingen

Markus Günter, Freiburg i. Br.
Martin Koppold, Mutlangen
Bernhard Lemaire, Stuttgart-Feuerbach
Ulrike Meyer, Tübingen
Paul Russmann, Stuttgart
Ulrich Wohland, Heidelberg

Weingarten, 29. März – 1. April

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führen – Geführt werden

Seminar für den Verein zur beruflichen Förderung kirchlich-caritativ tätiger Mitarbeiter der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Organisation:

Martin Endreß
Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Christiane Schiersmann
Dr. Heinz-Ulrich Thiel

Stuttgart, Haus der Wirtschaft, 5. April

97 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Lexikon der Wirtschaftsethik

Präsentation

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger
siehe Seite 140

Weingarten, 19.–21. April

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Anders arbeiten und führen:

Kommunikation und Kooperation

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Referentin/Referent:
Susanne Scheurer, Renningen
Jochen Mayer, Sindelfingen

Stuttgart-Hohenheim, 23. April

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Solidarpakt/Solidarische Gesellschaft

Dienstagsgespräch

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Weingarten, 23.–24. April

41 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Medienregion Bodensee**Weingartener Journalistentag**

in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Michael Hermann, Weingarten
siehe Seite 117

Weingarten, 26.–29. April

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsführung und Konfliktlösung

Organisation:

Martin Endreß
Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Peter Genkel-Flamm, Hamburg
Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 29. April – 1. Mai

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interdisziplinäre Ansätze in der Hexenforschung

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH)

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Katharina Hallbauer, Heidelberg
Jörg Jungmayr, Berlin
Ingo Koppenborg, Bottrop
Prof. Dr. Wolfgang Schild, Bielefeld
Dr. Inge Schöck, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 6. Mai

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Katechismus der Katholischen Kirche

Hintergrundgespräch für Journalistinnen und Journalisten

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst
siehe Seite 65

Weingarten, 10.–12. Mai

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Seminar für die Krankenpflegeschule I des Universitätsklinikums Tübingen

Organisation:

Martin Endreß
Paul Dingwerth

Tagungsleitung:

Karin Berhalter, Bad Liebenzell
Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 13. Mai

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Medienpolitische Ansätze und Leitlinien

10 Jahre Erklärung der Bischöfe von Freiburg und Rottenburg zum Landesmediengesetz

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referent:

Domkapitular Werner Redies, Rottenburg

Stuttgart-Hohenheim, 17. Mai

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Musterland zum Krisenland?

Wirtschaftliche Entwicklung in Baden-Württemberg

Trends – Ursachen – Folgen und Folgerungen
Studientag innerhalb des Dialogprogramms
Wirtschaft und Ethik mit der IG Metall, Bezirk
Stuttgart, und diözesanen Stellen

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger
siehe Seite 137

Stuttgart-Hohenheim, 10.–12. Juni

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**(Un-)Geschriebene Gesetze:
Normensetzung, Normenumsetzung und
Normenkonflikte**Historische Kriminalitätsforschung in der
Vormoderne (3)*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Dr. Andreas Blauert, Konstanz

Dr. Gerd Schwerhoff, Bielefeld

Referentinnen/Referenten:

Renate Dürr, Stuttgart

Winfried Freitag, München

Prof. Dr. Silke Göttisch, Freiburg i. Br.

Dr. Klaus Graf, Koblenz

Monika Mommertz, Berlin

Dr. Heike Talkenberger, Stade

Stuttgart-Hohenheim, 22. Juni

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**News Television: Television News?
Neue Wege der Informationsvermittlung im
Fernsehen?****Medienethischer Arbeitskreis***Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Peter Kottlorz, Stuttgart

Referent:

Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen

Weingarten, 24.–26. Juni

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Suche nach dem Vater
Theologische Interpretation von Filmen***Tagungsleitung:*

Pfarrer Michael Graff

Gesprächspartner:

Dr. Peter Hasenberg, Bonn

Dr. Klaus Koziol, Stuttgart

Thomas Kroll, Bonn

Georg Langenhorst, Tübingen

Manfred Plate, Freiburg i. Br.

Haro Senft, München

Herbert Spaich, Stuttgart

Franz Ulrich, Zürich

Dr. Rainhold Zwick, Regensburg

Weingarten, 2.–5. September

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Das fränkische Reich 750–1000

Herrschaft – Kirche – Mönchtum

Wissenschaftliches Symposium in Zusammen-
arbeit mit dem Institut für Geschichtliche Landes-
kunde und Historische Hilfswissenschaften der
Universität Tübingen*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Prof. DDR. Günther Binding, Köln

Prof. Dr. Egon Boshof, Passau

Prof. Dr. Alain Dierkens, Brüssel

Prof. Dr. Albrecht Graf Finck von Finckenstein,
Düsseldorf

Prof. Dr. Dieter Geuenich, Duisburg

Prof. Dr. Wilfried Hartmann, Regensburg

Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Prof. Dr. Rudolf Hiestand, Düsseldorf

Dr. Brigitte Kasten, Düsseldorf

Dr. Rosamond McKitterick, Cambridge

Prof. Dr. Michel Parisse, Nancy

Prof. Dr. Rudolf Schieffer, Bonn

Dr. Gerhard Schmitz, Tübingen

Prof. Dr. Josef Semmler, Düsseldorf

Dr. Jürgen Simon, Hamburg

Prof. Dr. Wilhelm Störmer, München

Stuttgart-Hohenheim, 6.–10. September

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Flüchtlinge und Asylsuchende in der Bundesrepublik Deutschland

Einführungstagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referentinnen/Referenten:

Christoph Bierwirth, Bonn

Ralf Göbel-Zimmermann, Wiesbaden

Markus Günter, Freiburg i. Br.

Ernst Okolisan, Stuttgart

Prof. Helmut Schwalb, Freiburg i. Br.

Hermann Uihlein, Freiburg i. Br.

Weihbischof Dr. Josef Voß, Münster

Ragini Wahl, Nürtingen

Sabine Zanker, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 6.–7. September

58 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Das geänderte Asylrecht

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialdienste in der Flüchtlingsarbeit

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Christoph Bierwirth, Bonn

Dr. Bertold Huber, Frankfurt a. M.

Dr. Gottfried Köfner, Wien

Ernst Okolisan, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 13.-14. September

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ehe und Familie heute: gesellschaftliche Veränderungen – pastorale Implikationen

Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Ivar Cornelius, Stuttgart

Wilfried Griebel, München

Domdekan Georg Kopp, Rottenburg

Prof. Dr. Hanjo Sauer, Linz

Weingarten, 13.–15. September

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Länderkundliches Seminar Türkei

Tagung für MitarbeiterInnen der
Ausländerbehörde Stuttgart

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referentin/Referenten:

Herr Celyir, Saarbrücken

Dr. Wilfried Hemmersbach, Saarbrücken

Ege Wendler, Stuttgart

Weingarten, 19.–21. September

47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pastorale Arbeit in der Krise der Institutionen

Tagung mit dem Berufsverband der Pastoralreferentinnen und -referenten in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Susanne Herzog, Esslingen

Dr. Clemens Ruhnau, Rottenburg

Referenten:

Prof. Dr. Karl Gabriel, Vechta

Werner Then, Frankfurt a. M.

Weingarten, 22.–26. September

66 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche und Bildung in der Neuzeit

Studententagung mit dem Geschichtsverein der
Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

siehe Seite 105

Weingarten, 27.–29. September

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Seminar für die Krankenpflegeschule des Bürgerhospitals Stuttgart

Organisation:

Martin Endreß

Paul Dingwerth

Seminarleitung:

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Renate Müller, Tübingen

Eilwangen, 27.–28. September

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar der Region IV

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Referentin/Referenten:

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg

Prof. Dr. Helmut Jaschke, Karlsruhe

Dr. Tilman Steinert, Weißenau

Dr. Roswitha Thuma-Gaßmann, Tübingen

Weingarten, 27.–30. September

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Strukturen und Organisationsformen kirchlicher Caritas

Seminar für den Verein zur beruflichen Förderung kirchlich-caritativ tätiger Mitarbeiter der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V.

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Ulrich Thiel-Schliersmann, Rosdorf

Stuttgart-Hohenheim, 30. September – 1. Oktober

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Hohenheimer Medientage
Kommerz kontra Kultur**

Europäischer Medienmarkt und kulturelle Identitäten

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Hella Tompert, Bonn

siehe Seite 114

Weingarten, 30. September – 1. Oktober

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Personalmanagement

Seminar für das Personalreferat des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg-Stuttgart

Organisation:

Martin Endreß

Tagungsleitung:

Michael Braune-Krickau, Basel

Weingarten, 1.-2. Oktober

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kuratoriumssitzung

Leitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Stuttgart

Dr. Gebhard Fürst

Weingarten, 11.–15. Oktober

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 15.–17. Oktober

30 Teilnehmerinnen

Erstes Hohenheimer Theologinentreffen

Sprache und Mentalität
in Zusammenarbeit mit dem Katholischen
Deutschen Frauenbund

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Dr. Stefanie Spendel, Aachen

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen:

Waltraud Boelte, Stuttgart

Berit Fromme, Stuttgart

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

Dr. Annette Schavan, Bonn

Prof. Dr. Senta Trömel-Plötz, Lancaster/
Pennsylvania**Weingarten, 18.–19. Oktober**

87 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar der Region X

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen/Referenten:

Wolfgang Birk, Stuttgart

Cäcilia Kuhn, Frankfurt a. M.

Dr. Wunibald Müller, Münsterschwarzach

Hermann Polzer, Spaichingen

Ute Scharpf, Biberach

Berthold Seeger, Biberach

Bad Boll, 20. Oktober

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Konsultation Lastenausgleich*Tagungsleitung:*

Paul Dingwerth, Stuttgart

Dr. Helmut Geiger, Bad Boll

Referenten:

Dr. habil. Gerhard Bosch, Düsseldorf

Dr. Gerd Grözinger, Bad Boll

Prof. Dr. Rudolf Hickel, Bremen

Prof. Dr. Joachim Mitschke, Frankfurt a. M.

Dr. habil. Roland Schettkat, Berlin

Arnd Weber, Bonn

Heiligkreuztal, 21.–22. Oktober

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mehr Mensch-Sein?

Ein Blick in den neuen Weltkatechismus
Tagung für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen
des Bischöflichen Ordinariats der Diözese
Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 67

Weingarten, 25.–28. Oktober

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsführung und Konfliktlösung*Organisation:*

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Weingarten, 25.–28. Oktober

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Seminar für das Kreiskrankenhaus Böblingen

Organisation:

Martin Endreß

Paul Dingwerth

Seminarleitung:

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Dr. Astrid Kimmig, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 25.–26. Oktober

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Beratung von Fremden im Stadtteil
Umgang mit Unterschieden***Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Referentin:

Judy Ritter, Frankfurt a. M.

Weingarten, 29.–31. Oktober

28 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Religionsunterricht in Waldorfschulen (Rudolf-Steiner-Schulen)

Tagung für Religionslehrerinnen und Religionslehrer in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Katecheten-Verein und der Schweizer Katecheten-Vereinigung

Tagungsleitung:

Gabriele Häußler, Rottenburg

Franz Josef Klehr, Stuttgart

Pfr. Joachim Müller, Balgach

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Bernhard Grom, München

Petra Loos-Schramm, Lindenberg

Gudrun Müller-Staffelstein, Westerstetten

Pfr. Herbert Rumpf, Stuttgart

Geert de Vries, Wangen

Musik:

Heinrich Hamm, Weingarten, Orgel

Stuttgart-Hohenheim, 5.–8. November

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturientinnen und Abiturienten

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Rolf Seeger, Rottenburg

Referentin/Referenten:

Hille Haker, Tübingen

Michael Hartmann, Tübingen

Ludger Hoffkamp, Tübingen

Repetent Johannes Holdt, Tübingen

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg

Ernst Mutscheller, Steinheim

Matthias Woiwode, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 8.-9. November

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Religiöse Erfahrung – Chancen und Grenzen eines Zugangs zum Glauben

Theologisches Seminar der Region VII

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Domkapitular Prälat Jürgen Adam, Rottenburg

Prof. Dr. Richard Schaeffler, Tübingen

Weingarten, 8.–9. November

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ehe und Familie heute: gesellschaftliche Veränderungen und die Pastoral mit Folgefamilien

Theologisches Seminar der Region VIII

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Achim Battke, Stuttgart

Ivar Cornelius, Stuttgart

Weingarten, 10.–11. November

112 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Entprofessionalisierung in der Altenpflege? Erfahrungen, Initiativen und Modelle

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referentinnen/Referenten:

Inge Hafner, Esslingen

Stefan Heusel, Stuttgart

Dr. Hannelore Jani-Le Bris, Paris

Liane Kausler, Stuttgart

Dr. Sven Lind, Haan

Gundi Nagel, Stuttgart

Rudolf Thiel, Bonn

Rainer Truöl, Owingen-Billafingen

Dr. med. Albert Wettstein, Zürich

Helgard Zimmer, Böblingen

Weingarten, 12.–13. November

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jugend, Sexualität und Kirche

Tagung in Zusammenarbeit
mit dem Bischöflichen Jugendamt Wernau

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Gaby Bungartz, Wernau

siehe Seite 121

Untermarchtal, 15.–16. November

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilende Aspekte der Pastoral

Theologisches Seminar für die Region IX

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Berthold Seeger, Biberach

Referentinnen/Referenten:

Sr. Edeltraud Arnhold, Sießen

Superior Hermann Dörflinger, Sießen

Pfr. Anton Durner, Stuttgart

Pfr. Günter Gerlach, Ertringen

Klaus Größler, Biberach

Anja Hermle, Biberach

Rosemarie Hörmann, Ertringen

Pfr. Alfred Jäger, Rot an der Rot

Pfr. Bernhard Löffler, Laupheim

Dr. Wunibald Müller, Münsterschwarzach

Pfr. Joachim Pfützner, Rot an der Rot

Berthold Seeger, Biberach

Johannes Walter, Biberach

Thomas Weiß, Bußmannshausen

Stuttgart-Hohenheim, 22.–23. November

60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Braucht die Welt das eine Ethos?

Hans Küngs „Projekt Weltethos“ in der Diskussion

Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Werner Hauser, Wendlingen

Prof. Dr. Hans Küng, Tübingen

PD Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

Dr. Volker Lubinsky, Stuttgart

Weingarten, 22.–26. November

15 Teilnehmerinnen

Als Frau in leitender kirchlicher Stellung

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Tagungsleitung:

Ellen Kubitzka, Hamburg

Barbara Langmaak, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 25. November

70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Dialogprogramm Wirtschaft und Ethik Geld, Zins und Gewissen

Neue Formen im Umgang mit Geld

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 139

Weingarten, 4. Dezember

85 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom aufregenden Leben und der langweiligen Pädagogik Gesellschaftspolitische Herausforderungen an die Institutionen der Erziehung

Studientag

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 98

Weingarten, 6.–9. Dezember

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Management sozialer Dienstleistungen

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Martin Luckmann, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 6.–10. Dezember

75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Fremde im vereinten Deutschland Sozialarbeit im Spannungsfeld von Anpassungserwartung und Ablehnung

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Prof. Helmut Schwalb, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

Referentinnen/Referenten:

Roberto Alborino, Freiburg i. Br.

Inge Heilweck-Backes, Stuttgart

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Dorothea Koller, Stuttgart

Çem Özdemir, Tübingen

Gari Pavkovic, Stuttgart

Regina Quapp-Politz, Stuttgart

Prof. Helmut Schwalb, Freiburg i. Br.

Ersin Ugursal, Stuttgart

Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

Manfred Weidmann, Tübingen

Werner Wölfle, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 8. Dezember

17 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Strafvollzug und Seelsorge

Akademiegespräch

Gesprächsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Peter Knauf, Rottenburg

Dr. Manfred Nagel, Stuttgart

Harald Preusker, Bruchsal

Gregor Sorg, Stuttgart

Weingarten, 8.–10. Dezember

21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Seminar für die Krankenpflegeschule des Katharinenhospitals Stuttgart

Organisation:

Martin Endreß

Paul Dingwerth

Seminarleitung:

Karin Berhalter, Bad Liebenzell

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Referentinnen:

Dagmar Freythaler, Stuttgart

Franziska Schütz, Stuttgart

Weingarten, 13.–15. Dezember

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Seminar für die Krankenpflegeschule des Bürgerhospitals Stuttgart

Organisation:

Martin Endreß

Paul Dingwerth

Seminarleitung:

Reinhold Boschert-Kimmig, Tübingen

Renate Müller, Tübingen

Referent:

Ulrich Reichmann, Stuttgart

Weingarten, 14.–16. Dezember

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Zielplanung, Zeitmanagement und
Kreativität**

Organisation:

Martin Endreß

Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Udo Cramer, Münster/Essen

Stuttgart-Hohenheim, 17. Dezember

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Neuer Lastenausgleich

Dienstagsgespräch

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

**40 Abendveranstaltungen
mit 3802 Teilnehmerinnen und
Teilnehmern**

Esslingen, Salemer Pflegehof, 23. April

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche und Kunst

Kirche zwischen Kunst und Caritas

Diskussion:

Dr. Renate Damsch-Wiehager, Esslingen

Dr. Susanne Dietrich, Stuttgart

Dr. August Heuser, Frankfurt a. M.

Dr. Peter Hövelborn, Esslingen

Dekan Bernhard Kah, Stuttgart

Hermann Mittendorf, Stuttgart

Reinhold Riedel, Esslingen

Friedhelm Röttger, Esslingen

Dr. Otto Rothfuß, Esslingen

Brigitte Wetter, Stuttgart

Moderation:

Dr. Renate Damsch-Wiehager, Esslingen

Langenargen, Schloß Montfort, 25. April

81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Nachtigall nach H. C. Andersen

Märchenoper fürs Schattenspiel von

Bernhard Kroi

Musikforum und Konzert

Gesprächsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 88

Weingarten, 6. Mai

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsabend mit Dr. Wolfgang Kralewski,

Tübingen

Polen – nicht nur Touristenland

Partnerschaften zwischen

Kirchengemeinden

Esslingen, Salemer Pflleghof, 14. Mai

80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche und Kunst

Kirche und moderne Kunst

Referent:

Dr. Gottlieb Leinz, Duisburg

Stuttgart-Hohenheim, 11. Juni

160 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Islam in Westeuropa

Grundlagen – Anfragen – Perspektiven

In Zusammenarbeit mit der Deutsch-Türkischen
Gesellschaft Stuttgart e.V.

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Prof. Dr. Y. Nuri Öztürk, Istanbul

Grüßwort:

Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch,
Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 11. September

115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Soirée: „Das Gastmahl der Xanthippe“

Ein Sprechtheater

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 92

Stuttgart-Nord, St. Georgs-Kirche, 17. September

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Musikforum

Olivier Messiaen

Livre du Saint Sacrement

Gesprächsleitung:

Franz Josef Klehr

Referent:

Prof. Dr. Wolfgang Bretschneider, Bonn

Musik:

Joachim Kist, Ludwigsburg, Orgel

Stuttgart-Hohenheim, 23. September

58 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Positionen auf dem Prüfstand

Christlich oder Konservativ?

**Das „C“ im neuen Grundsatzprogramm
der CDU**

Tagungsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referenten:

Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Prof. Dr. Hans-Martin Pawlowski, Mannheim

Heinz Rapp, Pfinztal-Söllingen

Weingarten, 23. September

80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pädagogik aus dem Geist der Exerzitien

Die Bildungskonzeption des Ignatius von Loyola

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referentin:

Dr. Barbara Hallensleben, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 18. November

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Ökologisierung der Industriegesellschaft“

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

M. Baur, Stuttgart

M. Wolf, Ostfildern

Weingarten, 9. Dezember

215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 13. Dezember

251 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Ist die Kirche auch heute ethisch noch
bewohnbar?**

Überlegungen zur neuen Moralenzyklika

„Veritatis splendor“

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 69

Stuttgart-Hohenheim, 14. Dezember

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Religion und Aufklärung

Über eine ebenso spannungsvolle wie notwendige Beziehung

Einladung des Rotary-Club Esslingen-Fildern

Tagungsleitung und Vortrag:

Dr. Gebhard Fürst

Weingarten, 22. April

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kunst und Computer

Der Computer als „Instrument“ für Ton und Bild

Gast:

David Kenneth Mason, Komponist/Arrangeur/
Produzent, Stuttgart

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Clubabende

Weingarten, 21. Januar

63 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Künstler in dieser Zeit

Ängste, Hoffnungen, Nöte

Gast:

Diether F. Domes, Langenargen

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 13. Mai

49 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Projekt „Lebenshaus“ in Trossingen

Gast:

Willi Haller, Aldingen

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 4. Februar

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Geschichte des Juden Zwi Michaeli

Gast:

Reinhold Lehmann, Publizist, Frankfurt a. M.

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 15. Juni

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Dracula:

Eine historische Gestalt und ihre Legende

Gast:

Prof. Dr. Dieter Harmening, Würzburg

Leitung:

Dieter R. Bauer

Weingarten, 18. März

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Worte über die ungeahnten Möglichkeiten menschlichen Lebens

Gast:

Eva Zeller, Schriftstellerin/Dichterin, Heidelberg

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 15. September

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zur Freude geboren

Gast:

Dr. Gisela Linder, Weingarten

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 21. Oktober

167 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Heilerinnen und Heiler in Oberschwaben: Ein Blick hinter die Kulissen laienmedizinischen Wirkens

Gast:

Dr. Anita Chmielewski-Hagius, Freiburg i. Br.

Leitung:

Dieter R. Bauer

Weingarten, 25. November

47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Welt schaut hilflos zu? Die Rolle der Vereinten Nationen zur Friedenserhaltung und Friedensgestaltung

Gast:

Prof. Dr. Ernst-Otto Czempel, Politikwissenschaftler u. Friedensforscher, Frankfurt a. M.

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Samstagabende in Hohenheim

Bericht siehe Seite 46 ff.

Stuttgart-Hohenheim, 23. Januar

137 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leo Baeck (1873–1956)

Das Wesen des Judentums: „Geheimnis und Gebot“

Gesprächsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel

Stuttgart-Hohenheim, 13. Februar

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Exu – der Vermittler zwischen Menschen und Geistern: Eine Gestalt der afrikanischen Religion der Yoruba

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Volney Berkenbrock OFM, Bonn

Stuttgart-Hohenheim, 13. März

91 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Muhammad ʿAbduh (1849–1905): Die Ökumene der Abrahamskinder

Gesprächsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Prof. Dr. Peter Heine, Münster

Stuttgart-Hohenheim, 22. Mai

70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sarvepalli Radhakrishnan: Die Erneuerung der Welt aus dem Geist des Hinduismus

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referentin:

Dr. Melitta Waligora, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 28. August

102 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Jakob J. Petuchowski (1925–1991): „Miteinander verwandt *und* einander fremd“

Gesprächsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Prof. Dr. Clemens Thoma, Luzern

Stuttgart-Hohenheim, 18. September

132 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Rabindranath Tagore:
Kosmische Religiosität**

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Dr. Martin Kämpchen, Santiniketan (Indien)

Stuttgart-Hohenheim, 23. Oktober

82 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Louis Massignon (1883–1962):
„... mit Hagar und Ismael in die Wüste
getrieben?“**

Gesprächsleitung:

Dr. Abraham P. Kustermann

Referent:

Werner Wanzura, P.A., Köln

Stuttgart-Hohenheim, 27. November

101 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Thomas Merton:
Endstation Buddhismus?**

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Dr. Hans Hoffmann-Herreros, Köln

Beiträge aus der Forschung

Stuttgart-Hohenheim, 8. Februar

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**„Vernunft in Leiblichkeit“.
Die christologische Vermittlung im
Denken Nicolas Malebranches**

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referentin:

Dr. Margit Eckholt, Tübingen

Musik:

Petra Guther, Leinfelden, Klavier

Stuttgart-Hohenheim, 30. August

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Politische Gerechtigkeit und soziale
Ordnung**

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Dr. Martin Endreß, Tübingen

Musik:

Frank Riedel, Berlin, Gitarre

Stuttgart-Hohenheim, 27. September

85 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Freiheitsdenken und Erbsündenlehre
Der transzendente Ursprung der Sünde**

Gesprächsleitung:

Franz Josef Klehr

Referent:

Dr. Helmut Hoping, Tübingen

Musik:

Petra Guther, Leinfelden, Klavier

Weingarten, 18. November

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Gruppen in Organisationen
Gründe für Erfolg und Mißerfolg**

Gesprächsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referent:

Dr. Dieter Myhsok, Ravensburg

Feste

Stuttgart-Hohenheim, 19. März

175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Verleihung des Ehrenkreuzes
„Pro Ecclesia et Pontifice“
an Frau Elisabet Plünnecke, Akademie-
direktorin a. D.**

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 179

Weingarten, 9. Juni

112 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Akademiefest Weingarten

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 166

Stuttgart-Hohenheim, 25. Juni

190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sommerfest der Akademie

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 166

Stuttgart-Hohenheim, 29. September

232 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Fest zum 70. Geburtstag von
Dr. Gabriele Miller**

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 182

Weingarten, 7. Oktober

178 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

20 Jahre Tagungshaus Weingarten

Abend der Begegnung und Information

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 170

Stuttgart-Hohenheim, 23. November

90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Verleihung der Komturwürde des Gregori-
usordens an Herrn Professor Dr. Richard
Schaeffler durch den Bischof der Diözese
Rottenburg-Stuttgart, Dr. Walter Kasper**

Begrüßung:

Dr. Gebhard Fürst

Ordensverleihung:

Bischof Dr. Walter Kasper

Festvortrag:

Prof. Dr. Joseph Möller, Augsburg

Musik:

Dr. Wolfgang Gramer, Rottenburg, Flügel

8 Ausstellungen/Vernissagen mit 474 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 7. Februar

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Frauen und Hunde

Fotoarbeiten von Dagmar Poppe, Berlin

Leitung:

Dr. Iris Gniosdorsch

Einführung:

Barbara Wille, Berlin

Musik:

Elizabeth Neimann, Berlin, Mezzosopran

Leila Schoeneich, Berlin, Blockflöte

Weingarten, 14. Februar

31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schnitte

Fotoarbeiten von Karin Hoerler, Frankfurt a. M.

Leitung:

Dr. Iris Gniosdorsch

Einführung:

Dr. Eva Huber, Darmstadt

Musik:

Michael Svoboda, Posaune

Stuttgart-Hohenheim, 19. Mai

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Gesichter Osteuropas“

Fotoarbeiten von Barbara Klemm, Frankfurt a. M.

Gesprächsleitung:

Dr. Hubert Beck, Frankfurt a. M.

Musik:

Musikgruppe Romanca

Weingarten, 23. Mai

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hede Bühl

„Köpfe“

Skulpturen

Leitung:

Dr. Iris Gniosdorsch

siehe Seite 84

Stuttgart-Hohenheim, 19. August

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Georg Baselitz

Zeichnungen und Holzschnitte

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 81

Weingarten, 29. August

115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Maria

Bilder einer Frau

Leitung:

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 86

Weingarten, 3. Oktober

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Michael Post

Objekte 1982 – 1993

Leitung:

Rainer Öhlschläger

Einführung:

Hermann Kleinselbeck, Wiesbaden

Musik:

Jürgen Streck, Wiesbaden, Klavier

Stuttgart-Hohenheim, 14. Oktober

75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Regina Baumhauer

Ansicht-sachen

Leitung:

Dieter R. Bauer

Einführung:

Wolfgang Urban, Rottenburg

Musik:

Axel Schwesig, Stuttgart, Solo Kontrabaß

Sozialpädagogischer Arbeitskreis für junge Unter- suchungsgefangene an der Akademie

- 10 Kurstermine in der JVA Stuttgart-Stammheim mit 170 Teilnehmern
- 3 interne Planungstreffen und 1 Fortbildungstagung für Mitglieder des AK mit 24 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Gastveranstaltungen

71 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 2605 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft für Psychologische Beratungsdienste, Ludwigsburg

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

ASI-Wirtschaftsberatung für akademische Berufe, Stuttgart

Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Bischöfliches Konvikt, Rottweil

Bischöfliches Ordinariat, Bischof Walter Kasper, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Bischof Karl Lehmann, Mainz

Bischöfliches Ordinariat, Schulamtsamt, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Familienhilfe und Soziale Dienste, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Kinder- und Jugendhilfe, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat Sozialstationen, Stuttgart

Caritasverband für Stuttgart e.V., Altenhilfe, Stuttgart

Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Deutscher Caritasverband e.V., Freiburg i. Br.

Deutscher Caritasverband e.V., Presse und Öffentlichkeitsarbeit, Freiburg i. Br.

Diözesanstelle Altenarbeit, Stuttgart

Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge, Stuttgart

Europäischer Forschungsschwerpunkt Ländlicher Raum an der Universität Hohenheim

Evangelisches Landespfarramt für Polizei- und Verkehrsfragen, Stuttgart
Familienbund der Deutschen Katholiken, Bonn
Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur, Bielefeld
Haus des Dokumentarfilms, Stuttgart
Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart
Katholisches Bildungswerk, Stuttgart
Katholischer Deutscher Frauenbund, Bonn
Lagergemeinschaft Ravensbrück in der BRD, Stuttgart
Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg, Stuttgart
Oberschulamt Stuttgart
Oberschulamt Tübingen
Landesjugendamt, Stuttgart
St. Gerhardswerk e.V., Stuttgart
Universität Hohenheim, Stuttgart
Verband der Religionslehrer in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Reutlingen
Vereinigung des Katholischen Apostolates, Limburg a. d. Lahn
Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn

**47 Gastveranstaltungen in Weingarten
mit 1698 Teilnehmerinnen und Teilnehmern**

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg, Stuttgart
Berger Forum, Ravensburg
Bildungszentrum St. Konrad, Ravensburg
Bischöfliches Ordinariat, Weihbischof Bernhard Rieger, Rottenburg
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Stuttgart

Caritasverband für Stuttgart e.V., Ausländer- und Flüchtlingshilfe, Stuttgart
Deutscher Caritasverband e.V., Presse und Öffentlichkeitsarbeit, Freiburg i. Br.
Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg
Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge, Stuttgart
Evangelisches Bildungswerk Oberschwaben, Bad Waldsee
Industrie- und Handelskammer Bodensee-Oberschwaben, Weingarten
Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Katholisches Altenwerk in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart
Katholisches Bildungswerk Kreis Biberach e. V., Riedlingen
Katholisches Bildungswerk, Ravensburg
Katholisches Bildungswerk der Region Düren im Bistum Aachen
Katholischer Dekanatsrat, Ravensburg
Katholisches Schuldekanatamt, Ravensburg
Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg, Stuttgart
Ministerium für Kultus und Sport, Stuttgart
Oberschulamt, Tübingen
Pädagogische Hochschule, Weingarten
Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen
Zonta Club, Stuttgart

Zahlen zur „Chronik '93“

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	12	954	12	671	4	651	28	2276
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	33	1502	30	1067	6	303	69	2872
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene	4	24			10	170	14	194
Gastveranstaltungen	71	2605	47	1698			118	4303
Zwischensumme	120	5085	89	3436	20	1124	229	9645
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll	2	110	1	54	2	107	5	271
Summe Tagungen	122	5195	90	3490	22	1231	234	9916
Abendveranstaltungen, einschließlich Eröffnung von Kunstausstellungen	25	2571	19	1491	4	214	48	4276
Summe Veranstaltungen	147	7766	109	4981	26	1445	282	14192

Die Besucher der Ausstellungen sind statistisch nicht erfaßt

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie

Geschäftsstelle

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart
Telefon: 0711/1640-6
Telefax: 0711/1640-777

Leitung der Akademie

Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Geschäftsführer

Karl-Heinz Kunzmann

Akousa Baah-Bellmann, Helmut Barsch, Walter Bay
(ab 1. 4.), Edith Bieg, Renate Füller, Ivanka Kinder
(ab 1. 10.), Elisabeth Koch, Elisabeth Kreimer, Gudrun
Krull, Cäcilie Maniura, Ines Meseke (ab 1. 12.), Elke Müller,
Stanimirka Perisic (ab 6. 7.), Ingrid Rössler, Christa Sahner,
Andrea Sigmann-Rigon, Gudrun Soika, Gertrud Stürzl,
Mechthild Walter (bis 31. 5.), Sieghild Zikesch

Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim

Paracelsusstraße 91, 70599 Stuttgart
Telefon: 0711/45 31 93
Telefax: 0711/45 14 95

Hauswirtschaftsleitung

Anni Weiß, Petra Hadwiger

Tagungshaus Weingarten

Kirchplatz 7, Postfach 11 39, 88250 Weingarten
Telefon: 0751/4 27 80
Telefax: 0751/5 12 79

Referent

Rainer Öhlschläger

Sekretariat

Anne Hurst, Waltraud Neidlinger

Hauswirtschaftsleitung

Gabriele Müller, Gabi Heizmann

Bereiche der Akademiearbeit und Schwerpunktbildung der Akademiereferenten

1. Bereich: Theologie – Kirche – Religion

Dr. Gebhard Fürst

- Aktuelle Fragen von Christentum und Kirche in moderner Gesellschaft
- Hermeneutik der Bibel und die Bedeutung des Wortes Gottes für Kirche, Gesellschaft und Kultur
- Reflexion auf das Selbstverständnis der Akademie

Dr. Abraham P. Kustermann

- Kirche als Institution und gesellschaftliche Größe
- Judentum und Christentum
- Historische Theologie – Theologiegeschichte
- Ökumenische Theologie

Dagmar Mensink (ab 1. 5.)

Dr. Verena Wodtke-Werner (ab 1. 5.)

- Frauenfragen in Kirche und Gesellschaft
- Frauenfragen im Dialog der Religionen
- Theologische, historische und literaturwissenschaftliche Frauenforschung
- Soziologische und psychologische Implikationen von Theologie, Kirche und Religion
- Zeitgenössisches Glaubensverständnis

Heinz-Hermann Peitz (ab 1. 3.) – Referat Theologie und Naturwissenschaft

- Ökologie und Ethik
- Gentechnik und Ethik
- Naturphilosophie (Weltanschauungsfragen)
- Technikfolgenabschätzung

2. Bereich: Kultur- und Geisteswissenschaften

Dieter R. Bauer – Referat Geschichte

- Geschichte von Religiosität und Frömmigkeit
- Historische Frauenforschung bzw. Erforschung der Geschlechterrollen

- Zeitgeschichte unter besonderer Berücksichtigung kirchlicher Zeitgeschichte und der Zeit des „III. Reiches“

Iris Gniosdorsch (bis 31. 5.) – Referat Kunst

- Bildende Kunst unter besonderer Berücksichtigung des Dialogs von Kirche und zeitgenössischer Kunst
- Zeitgenössische Literatur
- Aktuelle Fragen der Kultur

Franz Josef Klehr – Referat Philosophie

- Philosophie unter Berücksichtigung der Philosophie/ Philosophen des 20. Jahrhunderts
- Hohenheimer Musikforum: Gespräche über zeitgenössische Musik

3. Bereich: Gesellschaft und Politik

Klaus Barwig

- Ausländer- und Asylfragen
- Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Publikationen

Paul Dingwerth

- Wirtschaft und Arbeitswelt
- Medizinethik und Gesundheitspolitik
- Soziales und Politik

Rainer Öhlschläger

- Arbeitswelt/Wirtschaftsethik
- Ost-West-Dialog
- Fragen des Friedens

Dr. Hermann-Josef Schmitz

- Medienethik und -politik
- Fragen der Strafrechtspflege
- Stadtentwicklung

Dr. Martin Endreß

Winfried Klein (ab 1. 10.)

- Organisation Seminarprogramm

Wolfgang Hinz-Rommel (bis 31. 10.)

- Freier Mitarbeiter in einem von der Robert-Bosch-Stiftung geförderten Projekt zu Fragen sozialer Dienstleistungen für Migranten



Nahrung aus dem Genlabor

Versprechungen – Befürchtungen – ethische Orientierungen

Offene Tagung

4.-5. September
 Stuttgart-Hohenheim
 51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
 Heinz-Hermann Peitz

Referentinnen/Referenten:

- Prof. Dr. Günter Klein: Bundesgesundheitsamt, Berlin
- Dr. Dietrich Kratsch: Regierungspräsidium Tübingen, Gentechnik-Aufsicht
- Dr. Martha Mertens: BUND und Zentrale Kommission für Biologische Sicherheit, München
- Prof. Dr. Dietmar Mieth: Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, Tübingen
- Dr. Helga Umbach: Kleinwanzlebener Saatzucht AG, Einbeck

Wird es in Zukunft Nahrung aus dem Genlabor geben? Mit dieser Frage verbinden sich Hoffnungen und Ängste gleichermaßen: Gelingt der Gentechnik eine landwirtschaftliche Ertragssteigerung durch Resistenzerwerb bei gleichzeitiger Verminderung chemischer Gifte, die sonst gegen Pflanzenkrankheiten ausgebracht werden müssen? Liefert die Gentechnik also angesichts zunehmenden Hungers und zunehmender ökologischer Bedrohung den Schlüssel zu einer bedarfsdeckenden und umweltfreundlichen Nahrungsmittelversorgung? Oder aber werden sich die Freisetzen der Gentechniker nicht als Segen, sondern als Fluch erweisen, als Freisetzung von Risiken mit unabsehbaren Folgen für das ökosystemare Gleichgewicht? Die Tagung diskutierte das gentechnisch Mögliche, vor allem aber das ethisch Verantwortbare an einem aktuellen Beispiel: Im April 1993 wurde von der Kleinwanzlebener Saatzucht AG (KWS), eines der weltgrößten Unternehmen dieser Branche, die erste Freisetzung gentechnisch veränderter Nutzpflanzen in Deutschland vorgenommen. „Transgene“ Zuckerrüben sollten im Feld ihre Resistenz gegen die Viruskrankheit Rizomania, die in Bayern bereits zu erheblichen Ernteverlusten führt, unter Beweis stellen. Doch bevor es zur Freisetzung kommen konnte, blockierten von Greenpeace und BUND unterstützte BesetzerInnen das Gelände der KWS. Exemplarisch wird an diesem Beispiel die polarisierte Einschätzung der Gentechnik deutlich. Ziel der Tagung war es, aus erster Hand zu informieren, Befürworter und Kritiker zu einem sachlichen Gespräch zusammenzuführen, den Blick von falschen Ängsten auf begründete Risiken zu lenken und zusammen mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern nach konsensfähigen Kriterien für gentechnische Freisetzungen zu fragen.

Als Mitarbeiterin der KWS konnte Helga Umbach die vorgenommenen gentechnischen Veränderungen und Freisetzungen von der technischen Vorbereitung bis zur konkreten Aussaat umfassend dokumentieren. Dabei wurden nicht nur interessante technische Verfahren veranschaulicht, sondern auch Ziele, Motive und Kriterien thematisiert, die die Arbeit der KWS leiten. Als allgemeines Ziel stellte Umbach Krankheitsresistenz von Pflanzen und eine Landwirtschaft mit weniger Chemie heraus. Zur Erreichung dieses Zieles sei Machbarkeit – darauf insistierte die Referentin – keinesfalls ein hinreichendes Entscheidungskriterium; sie müsse in jedem Falle der Verantwortung unterstellt werden. Konkret bedeute dies im Blick auf Freisetzungen:

- Der potentielle Nutzen der gentechnisch veränderten Pflanzen muß groß sein, d. h. sie müssen Eigenschaften aufweisen, die ihnen einen agronomischen oder einen anderen klaren Vorteil gegenüber bisher verfügbaren Sorten verschaffen, sowie zur Verringerung oder Vermeidung ökologischer Schäden beitragen.
- Alle im Labor und Gewächshaus durchführbaren experimentellen Überprüfungen müssen stattgefunden haben und so verlaufen sein, daß Schaden für Mensch und Umwelt nach dem Stand des Wissens ausgeschlossen werden kann und daß der Gang ins Freiland notwendig und verantwortbar ist.
- Alle wissenschaftlich-technischen sowie sonstigen Informationen müssen der Öffentlichkeit in angemessener Weise zugänglich gemacht werden. Während und nach der experimentellen Freisetzung ist ein sorgfältiges Monitoring durchzuführen, dessen Ergebnisse zu publizieren sind.

Für die Kritikerin, Martha Mertens, schien jedoch die zweite Forderung nicht einlösbar: Die Kenntnisse des globalen Ökosystems seien zu dürftig, um Freisetzungsrisiken überhaupt abschätzen zu können. Mertens argumentierte mit einem Analogieschluß: Die lange Geschichte nicht-gentechnischer Freisetzungen habe die Unabschätzbarkeit ökosystemarer Folgen bereits hinlänglich erwiesen.

Unfallrisiken seien darüber hinaus nur *ein* Aspekt der Kritik. Im Zusammenhang mit der ersten Forderung wandte sich Mertens gegen die Unterwerfung der Natur unter menschliches Nützlichkeitsdenken und schloß ihre Ausführungen mit einem Zitat von Christine und Ernst

Ulrich von Weizsäcker: „Aus ökologisch-evolutionstheoretischer Sicht liegt die Gefahr der Gentechnologie weniger in ihren Unfällen und Mißerfolgen als in ihrem flächendeckenden Erfolg.“

Einige der aufgeworfenen ethischen Probleme fanden sich in den Ausführungen des Tübinger Ethikers Dietmar Mieth wieder. So spielte auch die unüberschaubare Komplexität des Ökosystems bei Mieth eine kriteriologische Rolle: Die Grenzen der Ethik fielen nicht mit den Grenzen des Überschaubaren zusammen, die Unüberschaubarkeit sei ihrerseits wieder Gegenstand der ethischen Verantwortung und könne nicht ausgeblendet bleiben. Ebenso verkürzt wäre eine Reduzierung der Verantwortung auf gute Ziele und Motive (motivationaler Fehlschluß). Neben den Zielen sei die Ziel-Mittel-Relation in gleicher Weise kritisch zu hinterfragen.

Insgesamt lag es Mieth daran, in induktiver Vorgehensweise die ethische Kompetenz über die Ethik *in* der Fachdisziplin einzuholen, d. h. im vorliegenden Fall von der Sachebene der Gentechnik und der Gentechniker ausgehend zu ethischen Überlegungen vorzustoßen und nicht umgekehrt ethische Imperative deduktiv und von außen zu verordnen. Die Richtung der Induktion sei dabei nicht willkürlich, sondern ihrerseits an Kriterien ausgerichtet; an Kriterien allerdings, die konsensfähig sind. Dazu gehören beispielsweise gesundheitliche, ökologische, ökonomische, soziale Verträglichkeit, die Verträglichkeit mit Sicherheitssystemen gegenüber Krieg und Gewalt sowie die Kriterien zu den angestrebten Zielen und zur Ziel-Mittel-Relation etc.

In der Tat kam in der anschließenden Diskussion ein Konsens über diese von Mieth explizierten Kriterien in Sicht. Je konkreter aber die Kriterien operationalisiert wurden, desto größer wurden erwartungsgemäß die Meinungsunterschiede.

Das Verhältnis von Ethik und Recht sowie die rechtlichen Rahmenbedingungen zur Freisetzung können hier nicht weiter referiert werden. Wer sich umfassender informieren möchte, sei auf die in Vorbereitung befindliche Tagungsdokumentation hingewiesen.

Ergebnisse:

Die Auseinandersetzung um die Frage nach Nahrung aus dem Genlabor wurde differenziert und jenseits überzogener Versprechungen auf der einen und pauschaler

Ablehnung auf der anderen Seite geführt. Selbst als Befürworterin relativierte die KWS die Rolle der Gentechnik erheblich. Für die Gentechnik wurde nicht mit der Beseitigung des Hungers in der Welt geworben, auch nicht mit einer wesentlichen Beschleunigung pflanzlicher Züchtung. Insgesamt wollte die KWS die Gentechnik als effektive Ergänzung klassischer Methoden und alternativer Lösungswege verstanden wissen.

Innerhalb dieser Relativierung bestand bei allen beteiligten Referenten Einigkeit darüber, über Zustimmung oder Ablehnung nicht pauschal zu urteilen, sondern von Fall zu Fall (case by case) zu entscheiden. Dabei zeigte sich, daß eine Ethik, die sich nicht als Fremdbestimmung und Aufsichtsbehörde versteht, sondern an der impliziten Ethik der Wissenschaftler (auch kritisch) anknüpft, kommunikabel ist. Ein Konsens auf der mittleren Ebene der Kriterien lag in greifbarer Nähe. Angesichts der Freisetzungproblematik im speziellen blieben begründete Vorbehalte bestehen.

Ein diskutierter Kompromiß war weniger von breiter Überzeugung, als vielmehr von der pragmatischen Einsicht motiviert, daß sich Freisetzungen kaum werden unterbinden lassen: „Wenn schon Freisetzung, dann gestufte Freisetzung (von geschlossenen über halb-offene zu offenen Systemen) mit flankierender Ökosystemforschung“, lautete die Mindestforderung der Kritikerin. Daß damit die Diskussion noch nicht abgeschlossen ist, zeigte die Reaktion des Publikums. Vertreter und Vertreterinnen des hiesigen Bauernverbandes wollten sich mit diesem Zugeständnis nicht abfinden; sie teilten auch die Hoffnungen ihrer bayerischen, von Ernteausfällen geplagten Kollegen keineswegs. In der Tat: Die Diskussion muß weitergehen!

Stuttgarter Zeitung vom 13. September

Freisetzung genetisch veränderter Pflanzen bleibt umstritten

Gentechnik:

Die Diskussion muß weitergehen

Naturwissenschaftler und Ethiker debattieren an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Die Freisetzung gentechnisch veränderter Lebewesen ist ein besonders heftig umstrittener Teilbereich der Gentechnik. Dies bekam auch die größte deutsche Pflanzenzüchtungsfirma, die Kleinwanzlebener Saatucht (KWS) in Einbeck, zu spüren. Die Einbecker Züchter begannen im Frühjahr den ersten deutschen Freilandversuch mit Zuckerrüben, denen die Gentechnik zur Resistenz gegen die Rübenkrankheit Rizomania verhelfen soll. Doch Gegner der Versuche besetzten tagelang das Feld und versuchten, die Aussaat der „transgenen“ Rüben zu verhindern.

Unter dem Motto „Nahrung aus dem Genlabor“ hatte die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart vor kurzem Naturwissenschaftler und Ethiker zu einer Tagung nach Hohenheim eingeladen. Die Pflanzenzüchter der KWS wollen mit der Gentechnik, die sie „als Ergänzung zur konventionellen Züchtung“ sehen, vor allem die Widerstandskraft der Kulturpflanzen gegen Krankheiten und Schädlinge verbessern. „Unsere Vision“, erklärt KWS-Mitarbeiterin Helga Umbach, „ist eine Landwirtschaft mit weniger Chemie – zum Nutzen von Mensch und Umwelt.“

Gegen die Viruskrankheit Rizomania, die in Bayern die Existenz vieler Rübenanbauer bedrohe, gebe es nicht einmal ein Pflanzenschutzmittel. Auch die „toleranten“ Sorten, die bisher ohne Gentechnik gezüchtet wurden, zeigten erhebliche Ertragsverluste. Die gentechnisch gestählten Rüben hätten sich hingegen im Labor als völlig resistent erwiesen. „Mit den Freisetzungsvorhaben wollen wir nun prüfen, ob unsere Rüben im Feld halten, was sie im Labor versprechen“, erläutert die Pflanzenzüchterin.

Freisetzungsgegnerin Martha Mertens, Mitglied des Bundes für Umwelt und Naturschutz sowie Mitarbeiterin bei der Zentralen Kommission für biologische Sicherheit, gibt hingegen zu bedenken, „daß wir auch ohne Gentechnik schon unliebsame Erfahrungen mit der Freisetzung neuer Tier- und Pflanzenarten gemacht haben“. Als Beispiele nannte sie die Kaninchenplage in Australien und das Schlickgras, das heimische Pflanzengesellschaften im Wattenmeer überwuchere. Zwar sei bei genmanipulierten Pflanzen das Risiko einer Freisetzung leichter abzuschätzen als etwa bei Bakterien. Doch habe das Beispiel der

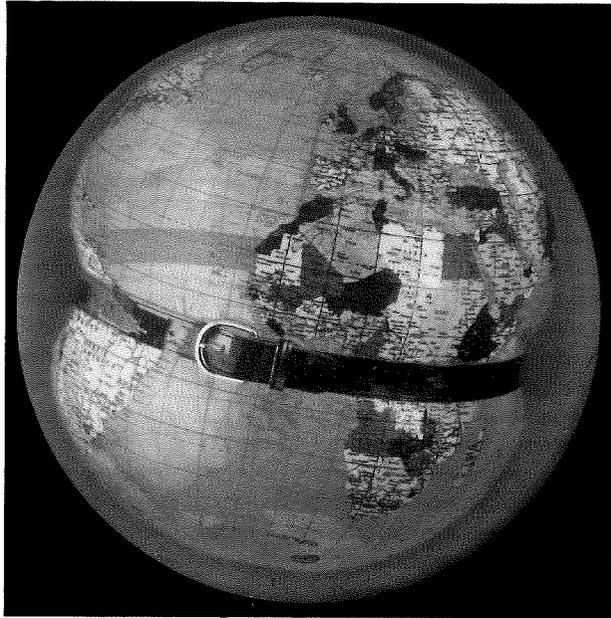
zunächst als völlig unschädlich eingestuftem Fluorchlor-kohlenwasserstoffe gezeigt, „daß wir über unsere Ökosysteme noch sehr wenig wissen“. Mertens sprach sich für eine „Entschleunigung“, also eine Verlangsamung des gentechnischen Fortschritts aus. Sie wandte sich auch gegen eine Beschränkung der Öffentlichkeitsbeteiligung bei Freisetzung, wie sie in der Novelle des Gentechnikgesetzes vorgesehen ist.

Auch wenn die Ziele der Gentechnik „aller Ehren wert“ seien, meint Dietmar Mieth, Theologe am Tübinger Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, rechtfertigt dies nicht, „alles Mögliche zu tun, um sie zu erreichen“. Mieth ist der Ansicht, daß man sich trotz verständlicher ökonomischer Zwänge Zeit nehmen müsse, um über die ethischen Aspekte der Gentechnik nachzudenken. Er wandte sich dabei gegen Pauschalurteile. Vielmehr komme es darauf an, „von Fall zu Fall zu entscheiden“.

Trotz der widersprüchlichen Positionen der Tagungsteilnehmer waren die Diskussionen diszipliniert und sehr offen - stellenweise kamen sich die „Kontrahenten“ sogar erstaunlich nahe.

Zu einem abschließenden Urteil konnten sie sich freilich nicht durchringen. „Die Diskussion um die Gentechnik muß weitergehen“, resümierte denn auch Tagungsleiter Heinz-Hermann Peitz.
Werner Ludwig

Meadows, Die neuen Grenzen des Wachstums, Stuttgart: DVA, 1993



Wohlstand ade?

Christliche Zukunftsperspektiven zur ökologischen Krise

Offene Tagung

27.-28. November

Weingarten

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Stephan Feldhaus: Theologe, Wissenschaftliche Redaktion Bioethik und Wirtschaftsethik, München; Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Umweltrat der Bundesregierung

Hans-Dieter Heck: Wissenschaftsredakteur bei Bild der Wissenschaft. Übersetzer von Meadows u. a., Die neuen Grenzen des Wachstums, Stuttgart 1993; Mitarbeit beim Simulationsprogramm WORLD3-91

Dr. Hans Immler: Prof. für Sozialökologie und ökologische Ökonomie, Kassel; Veröffentlichungen: Natur in der ökonomischen Theorie (1985); Welche Wirtschaft braucht die Natur? Mit der Ökonomie die Ökonomie lösen (1993); Vorwort zu Al Gore, Wege zum Gleichgewicht (1992)

Es dürfte kaum noch bezweifelt werden, daß unser derzeitiger Verschwendungswohlstand nur durch massiven Raubbau an unserer Umwelt aufrechterhalten werden kann. Das Ticken ökologischer Zeitbomben ist regional und global nicht mehr zu überhören: Waldsterben, Ozonloch, Klimaverschiebungen sind deutliche Vorbote.

Können wir dem ökologischen Zusammenbruch noch entrinnen? Wie hoch wird der Preis dafür sein: Wird die Zukunft nicht aus rigidem Verzicht und materiellem Elend bestehen müssen?

In dieser Situation bot die Tagung ein Forum für Information und gemeinsames Suchen nach Zukunftsperspektiven: Welchen Wohlstand wollen wir, welche Formen von Wohlstand sind ökologisch sowie ökonomisch verträglich, und was ist realpolitisch umsetzbar? In einem ersten Teil skizzierte Stephan Feldhaus die derzeitige ökologische Situation. Es ist immer wieder aufs neue überwältigend, vor welcher gewaltigen Herausforderung sich die Menschheit gestellt sieht. Entsprechend ist eine ökologische Ethik gefordert, die in dieser Situation Leitbilder, Bewertungskriterien und Umsetzungsstrategien bereitstellen soll. In einem zweiten Teil gab Feldhaus Einblicke in den derzeitigen Stand der ökologischen Ethik. So stellt Wilhelm Korff neben das Prinzip der Personalität neuerdings das Prinzip der Retinität (Gesamtvernetzung): Was Personalität für den verantwortlichen Umgang des Menschen mit dem Menschen bedeute, das bedeute Retinität für den verantwortlichen Umgang des Menschen mit der übermenschlichen Natur. Kann auf dieser Ebene ein Konsens erreicht werden, wird man sich auf der Kriterienebene leichter einigen können. Hier geht es um Umweltverträglichkeit, Sozialverträglichkeit und Individualverträglichkeit. Der in jüngster Zeit zum Leitbild erhobene Begriff des „sustainable development“ – nur unscharf mit „nachhaltige Entwicklung“ übersetzt – gehört nach Feldhaus in diesen Zusammenhang und meint die vernetzte innere Einheit von sozialer, wirtschaftlicher und ökologischer Entwicklung.

Doch was heißt „Nachhaltigkeit“ in der konkreten Anwendung? Feldhaus' Ethik will ebenso prinzipienstark wie anwendungsorientiert sein. Zu diesem Zwecke legte er konkret handhabbare Vorzugsregeln vor: Dringlichkeit vor Ranghöhe, Ökosystem vor Soziosystem, Reversibles vor Irreversibles, geringeres vor größerem Übel, kürzer Dauerndes vor länger Dauerndem, wenige negativ Betroffene vor vielen Betroffenen etc. Die Vorzugsregeln mündeten in zwei allgemeine Handlungsmaximen, wie Korff sie formuliert hat: 1. Ein Handeln, das einem sittlich guten Ziel dienen soll, ist ethisch nur dann gerechtfertigt, wenn die mit ihm verknüpften negativen Nebenwirkungen auf das jeweils geringstmögliche Maß gebracht werden. Darüber hinaus hat zu gelten: 2. Ein Handeln, das einem sittlich guten Ziel dienen soll, ist ethisch nur gerechtfertigt, wenn die als Nebenfolge

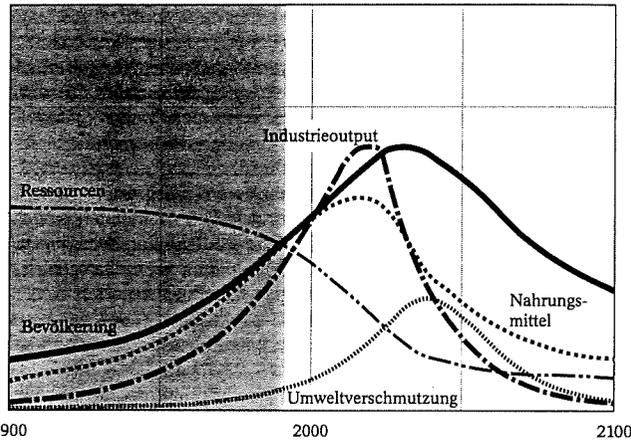
eintretenden Übel geringer sind als die Übel, die aus einem Handlungsverzicht erwachsen würden.

Mißt man unseren derzeitigen Lebensstil an diesen Vorgaben, sieht man sich erneut und differenzierender dem Vorwurf des Konsumismus und der Überflußgesellschaft ausgesetzt. Aber bei aller notwendigen Kritik am heutigen Wirtschaftssystem steht für Feldhaus mit dem Wirtschaftsethiker Karl Homann fest: Ethik läßt sich „nicht gegen die Funktionserfordernisse der modernen Wirtschaft zur Geltung bringen, sondern nur in ihnen und durch sie“. Die Frage, wie die verschiedenen Vorzugsregeln und Handlungsmaximen, kurz: wie „nachhaltige Entwicklung“ konkret umzusetzen ist, verweist letztlich wieder auf den Dialog mit einzelnen Fachwissenschaftler. Wie im Falle der Gentechnik sucht auch hier die Ethik den Dialog mit den entsprechenden Disziplinen. Denn auch der *theologische* Ethiker verfügt nicht – so Feldhaus – über ein „übernatürliches Wissen in Sachfragen“. Vor der wirtschaftswissenschaftlichen Konkretion wurde jedoch noch der Raum thematisiert, in dem wirtschaftliche (Wachstums-)Prozesse ablaufen: der begrenzte Planet Erde. Die „Grenzen des Wachstums“ sind seit den siebziger Jahren zu einem Weltbestseller und zu einem geflügelten Wort geworden. Dennis L. Meadows und seine MitautorInnen haben 1993 eine aktualisierte Neuausgabe folgen lassen. Der Übersetzer der deutschen Ausgabe, Hans-Dieter Heck, stellte das diesem Buch zugrundeliegende Simulationsprogramm auf dem Computer vor, um gemeinsam mit den TeilnehmerInnen Hochrechnungen vorzunehmen und mit geeigneten Maßnahmen dem Übergang zu einer nachhaltigen Gesellschaft auf die Spur zu kommen. Die erste Hochrechnung ließ keinen Zweifel aufkommen: Ohne entsprechende Gegenmaßnahmen steht der ökologische Zusammenbruch unausweichlich bevor (s. Abb. 1).

Auch erste realistisch anmutende Vorschläge des Publikums führten zu keinem Erfolg. Unmöglich ist der Übergang zur nachhaltigen Gesellschaft im ökologischen und ökonomischen Gleichgewicht jedoch nicht. Bei geeigneten Maßnahmen lieferte der Computer eine Hochrechnung, die eine Zukunft mit stabiler Bevölkerung, gesteigerter Lebenserwartung, vermehrten Dienstleistungen und ausreichenden Konsumgütern verhieß (s. Abb. 2).

Also doch kein Abschied vom Wohlstand? Die optimi-

Zustand der Welt



Materieller Lebensstandard

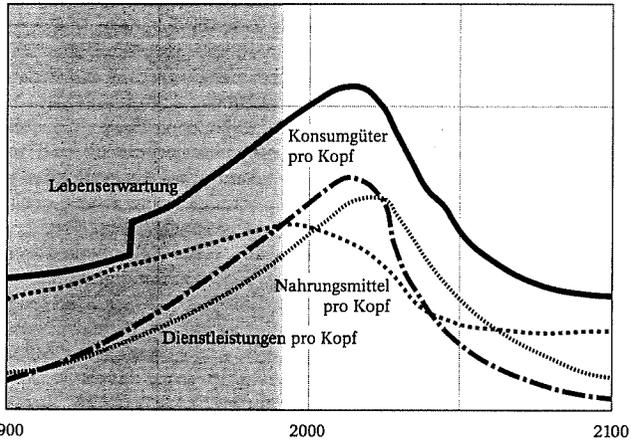
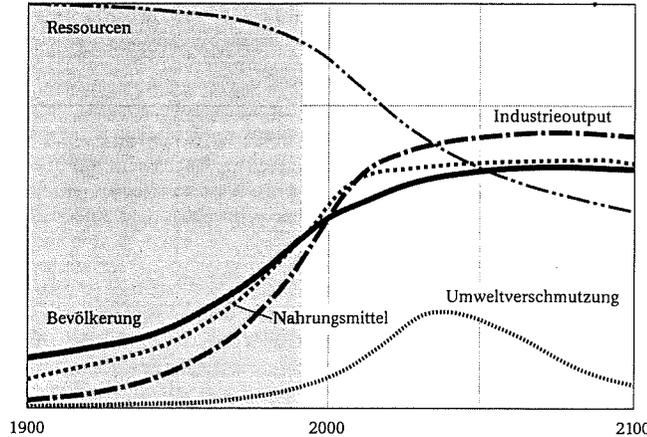


Abb.1: „Business as usual“ und der ökologische Zusammenbruch

stische Prognose darf nicht unterschlagen, welches Maßnahmenpaket die Rahmenbedingungen für dieses Szenario lieferte: Vorausgesetzt wurden u. a. künftige Produktionsbeschränkungen, Technologien zur Emissionsbekämpfung, zur Verhütung von Bodenerosion, zur Schonung von Ressourcen und vor allem eine effektive Geburtenkontrolle mit einer Beschränkung auf zwei Kinder pro Paar ... dies alles wirksam ab 1995. Die Prognosefähigkeit einer derartigen Simulation ist

Zustand der Welt



Materieller Lebensstandard

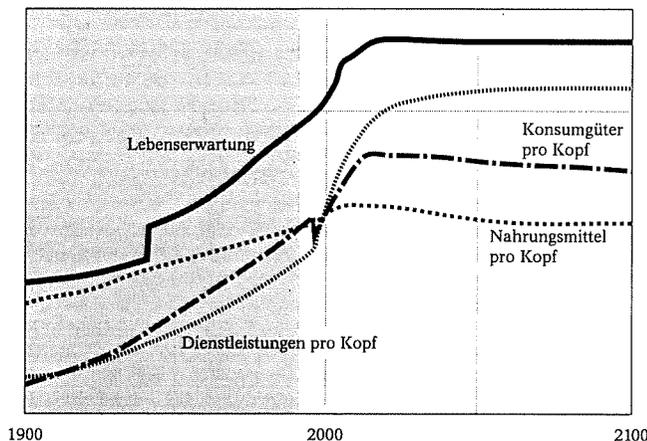


Abb.2: Der Übergang zur nachhaltigen Gesellschaft
(aus: Meadows u. a., Die neuen Grenzen des Wachstums, Stuttgart, 1993, 166.240)

umstritten. Ausdrücklich wies der Referent darauf hin, daß selbst ein komplexes Programm wie WORLD3-91 nur ein sehr reduziertes und konstruiertes Bild unserer realen Lebenswelt sein kann. So wollen die Schlußfolgerungen der Autoren auch keine exakte Vorhersage, sondern eine an bestimmte Bedingungen gebundene Warnung darstellen: „Sie bieten eine Lebenschance und sind kein Todesurteil“ (Meadows u. a.). Wie Meadows so hält auch Hans Immler den Übergang

zur Nachhaltigkeit für möglich. Mit der provozierenden These „Richtiges Wachstum ist besser als falscher Verzicht“ erteilte Immler darüber hinaus einem radikal-ökologischen Totalverzicht eine Absage. Die Voraussetzungen für eine nachhaltige Gesellschaft stellen sich jedoch auch nach Immler weder automatisch noch durch technokratische Verbesserung von Wirkungsgraden ein. Ohne tiefgreifende Umstrukturierungen ist die Vision einer nachhaltigen Gesellschaft offenbar nicht zu haben.

Wie Feldhaus und Homann will auch Immler den Umstrukturierungsprozeß nicht *gegen* die Wirtschaft, sondern *mit* der Wirtschaft ermöglichen. Nur müsse die Natur – anders als bisher – zu einem konstitutiven Faktor, zum Sinn und Zweck der Ökonomie werden. Natur dürfe nicht mehr zum Nulltarif zu bekommen sein, Kosten für Naturzerstörung nicht länger externalisiert werden, kurz: „Preise müssen die ökologische Wahrheit sagen“ (E. U. v. Weizsäcker). Über die gesamtwirtschaftliche Ordnung sei sicherzustellen, daß sich für Betriebe eine kurzfristige Gewinnmaximierung durch Naturverzehr auch ökonomisch nicht lohnt. Dazu haben alle beteiligten Wirtschaftssubjekte vom Staat über die Unternehmen bis hin zum einzelnen Konsumenten beizutragen. Das Ziel zukunftsfähiger Unternehmen werde es unter diesen Rahmenbedingungen sein, ihre monetäre Nachhaltigkeit durch eine ökologisch-naturale Nachhaltigkeit zu gewährleisten.

Das Ziel des Konsumenten erblickt Immler nicht darin zu hinterfragen, *daß* er konsumiert, sondern *wie* er konsumiert. Wenn der Verbraucher die Wende von der destruktiven zur reproduktiven Konsumtion vollzieht, wird die Eingangsthese Immlers ökologisch stimmig: Richtiges Wachstum ist besser als falscher Verzicht.

Immler hält das vorgeschlagene Konzept für praxisfähig, weil die Grundstrukturen der Wirtschaft nicht demoniert werden müssen und sich darüber hinaus mehr und mehr die Einsicht durchzusetzen beginnt, daß einzig eine *ökologische* Wirtschaft über einen gedeckten Scheck auf ihre eigene Zukunft verfügt.

Ergebnisse:

Aussichtslos scheint die Lage also noch nicht zu sein. Nach wie vor verbleiben Freiräume für eine men-

schenwürdige Zukunftsgestaltung. Nur: Viel Zeit verbleibt uns nicht. Umdenken ist nötig, und die Vision einer nachhaltigen Entwicklung darf nicht länger folgenlos bleiben: Die Natur muß als konstitutiver Faktor in individuelles Handeln und weltweit harmonisierte gesellschaftlich-ökonomische Rahmenbedingungen gleichermaßen Eingang finden. Unterschiedloser Konsumverzicht ist dabei nicht die zukunftsfähige Antwort auf den Konsumismusvorwurf. Die Wende von der destruktiven zur reproduktiven Konsumtion stellt einen Rahmen bereit, innerhalb dessen auch neue Formen von Wohlstand denkbar sein werden.

Ausblick

Die durchgeführten Veranstaltungen haben an vielen Stellen ein weitergehendes Diskussionsbedürfnis signalisiert. Die Themen des kommenden Jahres greifen dies zum Teil auf und führen das Schwerpunktthema „Theologie und Naturwissenschaften“ auf ihre Weise fort.

Neben der bereits erwähnten Diskursveranstaltung zur Bewertung von Energiesystemen wird auch eine offene Tagung zur Energiefrage angeboten: Unter dem Thema „Energieverschwendung – wie lange noch?“ werden vom 11. bis 13. März alternative Zukunftskonzepte diskutiert. Mit der Tagung „Armut ist der größte Umweltfeind“ (28.-29. Mai) werden Nord-Süd-Beziehung und Bevölkerungsentwicklung ökologisch problematisiert. Das Thema „Verantwortung des Naturwissenschaftlers“ wird mit einer provozierenden These des Biologen Prof. Dr. Hans Mohr aufgenommen: „Die gesellschaftliche Verantwortung des Forschers ... ist eng begrenzt.“ In der Reihe *Positionen auf dem Prüfstand* wird sich Hans Mohr am 7. Juni einer kritischen Anfrage und der Diskussion mit dem Publikum stellen. Geplant sind weiterhin Themen zur Naturphilosophie und ein Clubabend in Weingarten, der in Form einer Dichterlesung Klassisches und Zeitgenössisches zum Thema „Schöpfung und Apokalypse“ vorstellt.

Darüber hinaus sind einige Veranstaltungen in Ulm vorgesehen. Im Vorfeld des geplanten Dialogzentrums soll bereits 1994 in der Wissenschaftsstadt ein Brückenschlag zwischen modernsten Wissenschaften und christlicher Weltanschauung begonnen werden.

Europa in den Jahren 1991–1993

Europa ist in der Diskussion – nicht nur bei den Politikern. Der Europäische Binnenmarkt, die Europäische Währungsunion sind Themen, die die Menschen nach wie vor beschäftigen, hat ihre Entwicklung doch auch Auswirkung auf die Situation der einzelnen Länder und deren Bewohner. Auch die Kirche kann und will sich dieser Diskussion nicht entziehen. Ein Blick in das Programmangebot der Akademie zeigt, daß bereits seit Jahren insbesondere drei Schwerpunkte immer auch im europäischen Kontext betrachtet worden sind: die Familienpolitik, der Umgang mit Flüchtlingen und Asylsuchenden sowie die Stellung der Kirchen und ihr Verhältnis zueinander.

Zum einen wollte und will Kirche eine Plattform bieten, auf der die unterschiedlichen Standpunkte deutlich gemacht werden und vielleicht eine Annäherung ermöglicht wird. Zum anderen ist Kirche auch eine ethisch-moralische Institution. Das heißt keineswegs, daß sich aus dem Evangelium in fundamentalistischer Weise direkte Regelungen deduzieren ließen. Allerdings muß sich jede Regelung auch auf politischer Ebene – sei es im Bereich des Asylrechts oder der Familienpolitik – vor den Grundpositionen des christlichen Glaubens verantworten.

Bereits im Januar 1989 lud die Akademie zur Tagung „Asylrecht im Europäischen Binnenmarkt“ nach Weingarten ein. Politiker, unter ihnen auch Dr. Wolfgang Schäuble, damals noch Kanzleramtsminister in Bonn, Juristen, Historiker und eine interessierte Öffentlichkeit diskutierten die europäische Dimension des Rechts auf Asyl.

Einen Überblick über die Tagung sollen Auszüge aus einem Bericht der Herder-Korrespondenz 3/1989 „Asylrecht: Der EG-Binnenmarkt und seine Folgen“ geben: „Je näher die Verwirklichung des europäischen Binnenmarktes rückt, desto drängender wird die Frage nach den Konsequenzen dieses Schrittes für verschiedene Felder des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Le-

bens in den Ländern der EG: Ist eine Harmonisierung der nationalen Rechtssysteme notwendig? Wenn ja, besteht nicht die Gefahr, daß auf den kleinsten gemeinsamen Nenner „herunterharmonisiert“ wird? ... Wie weitreichend sind die Kompetenzen europäischer Organe – zumal dort, wo nationale Sonderwege mit mehrheitlich vertretenen Positionen in der EG kollidieren? Gerade in der Bundesrepublik wird geargöhnt, der vermeintliche oder tatsächliche Harmonisierungsdruck aus der Europäischen Gemeinschaft könnte manchem hierzulande durchaus gelegen kommen, um mit Verweis auf das im europäischen Rahmen vermeintlich Unumgängliche den Zielen näherzukommen, die man im bundesrepublikanischen Rahmen gern längst realisiert hätte.

Was in dieser Hinsicht im Bereich des Asylrechts auf die Bundesrepublik und die EG zukommt, dies herauszufinden und dazu Anstöße zu liefern, bemühte sich die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Rahmen ihres ausländer- und asylpolitischen Schwerpunktprogramms in einer Tagung, zu der sie vom 27. bis 29. Januar ins oberschwäbische Weingarten einlud. Thema: „Asyl im Binnenmarkt – Die europäische Dimension des Rechts auf Asyl“. Hintergrund des Themas: Von der Freizügigkeit innerhalb der von 1993 an offenen Grenzen in der EG werden auch anerkannte Asylanten, Asylbewerber oder in Länder der EG eingereiste Nicht-EG-Bürger ohne einen legalen Status profitieren. Wie die EG bzw. die einzelnen Staaten darauf reagieren werden, ist noch nicht entschieden.

Kanzleramtsminister Wolfgang Schäuble äußerte sich zwar gegenüber seinem Kabinettskollegen Zimmermann um einiges nuancierter: Die Aufnahmemöglichkeiten der Bundesrepublik sah er als weniger begrenzt an und befürwortete die Möglichkeit der Doppelstaatsangehörigkeit für Ausländer. Ansonsten aber stieß er bei einer Mehrheit der in Weingarten anwesenden Juristen, Vertreter staatlicher und internationaler Behörden, von Flüchtlingsorganisationen und Wohlfahrtsverbänden mit der von ihm vertretenen Position der Bundesregierung auf wenig Gegenliebe.

Für die weitere Entwicklung in der EG mahnte Schäuble einerseits eine Harmonisierung der Asylpolitik unter den Mitgliedsstaaten an, gab aber andererseits zu bedenken, daß eine völlige Harmonisierung schon wegen der er-

heblichen Unterschiede zwischen den nationalen Rechtsauffassungen kaum zu erreichen sein werde, möglicherweise sogar gar nicht erforderlich sei. Als unverzichtbare materielle Regelung verwies er auf das, was offenbar im Rahmen der Schengener Gruppe projektiert ist: Jedem Asylbewerber solle das Recht auf Prüfung seines Antrags in einem der Mitgliedsstaaten gewährleistet, parallele oder sukzessive Asylanträge in verschiedenen Mitgliedsstaaten sollen vermieden werden. Dies könne dadurch erreicht werden, daß jeweils nur ein Mitgliedsstaat für die Durchführung des Asylverfahrens zuständig sei. Sowohl Anerkennung wie auch Ablehnung in einem Mitgliedsland würde die anderen binden. Genau hier kommt jedoch bereits die besondere bundesrepublikanische Problematik einer Harmonisierung des Asylrechts innerhalb der EG zum Tragen: Nach geltendem Recht – vor allem Artikel 16 Absatz 2 Satz 2 Grundgesetz – entbindet die Ablehnung eines Asylbewerbers in einem EG-Land die Bundesrepublik nicht von einer Prüfung des Falls nach den Regeln ihres Asylrechts. Aber weil dem so ist, schloß sich Schäuble den Befürchtungen des Bundesinnenministers an, die Bundesrepublik könne zu einer Art „Rest-Asylland“ innerhalb der EG werden. Die Asylgarantie des Artikels 16 verhindere, daß Asylbewerber an ein anderes EG-Land abgegeben werden könnten. ... Für Schäuble bedeutet dies im Ergebnis die Forderung nach Einführung eines Gesetzesvorbehalts in Artikel 16 GG: Der „Wesensgehalt und -kern“ des Artikels 16 GG blieben erhalten. Wirkliche politisch Verfolgte genossen weiter Schutz.

Demgegenüber bestritten der Bremer Senator für Justiz und Verfassung, Volker Kröning, und der Richter am Verwaltungsgericht Frankfurt, Bertold Huber, daß eine gewissermaßen sachgesetzliche Notwendigkeit zur Anpassung des bundesdeutschen Asylrechts an die Rechtslage in den übrigen EG-Ländern überhaupt bestehe. Handlungszwang gebe es – so Huber – schon deshalb nicht, weil sich in den Gesprächen der Schengener Gruppe und über die geplante EG-Richtlinie Lösungen abzeichneten, die nationale Besonderheiten wie des bundesdeutschen Artikels 16 durchaus berücksichtigen würden: Es werde keineswegs ausgeschlossen, daß ein Land auf der Basis des eigenen nationalen Rechts freiwillig Asylanträge erneut prüft, obwohl es ... nicht das Erstasylland ist. ...

Einigkeit mit Schäuble herrschte indes in der Frage, ob es möglich sei, via Gemeinschaftsrecht eine Änderung der bundesdeutschen Asylpolitik herbeizuführen. Schäuble bezeichnete es als zweifelhaft, ob man auf diesem Weg zum gewünschten Ziel gelange. Für Huber stellt der Wesensgehalt der Grundrechte eine unüberwindliche Schranke für die Übertragung von Hoheitsrechten auf zwischenstaatliche Organe der EG dar. ...

Kröning trat im übrigen den Hoffnungen entgegen, die weithin an die Einführung eines Gesetzesvorbehalts geknüpft werden: Die Auswirkungen fielen angesichts sonstiger allgemein völkerrechtlicher Fremdenrechte geringer aus, als von den Befürwortern angenommen werde. Wie immer man sich in dieser Frage entscheide: Zurückweisung, Ausweisung und Abschiebung sowie Behandlung von Flüchtlingen müßten sich nach den Bestimmungen der Genfer Flüchtlingskonvention und dem allgemeinen Völkerrecht richten. ... Die Geister schieden sich letztlich an der Frage, ob man den Artikel 16 Absatz 2 Satz 2 für eine historisch zwar verständliche, aber eben doch eine Ausnahmeentwicklung hält oder ob man einen gewissen Vorbildcharakter dieses Rechtsinstituts festhalten will. Letzteres tat Kröning: „Das Asylrecht des Grundgesetzes hatte und hat offenbar der Entwicklung des Völkerrechts weit vorgegriffen.“

In dem Maße, wie in Weingarten gerade von juristischer Seite ein Anpassungszwang wegen der europäischen Integration in Abrede gestellt wurde, zeigte sich, daß es sich im Kern um eine politische und weniger um eine juristische Auseinandersetzung handelt. ... Obwohl gerade auch Kanzleramtsminister Schäuble sich in dieser Frage der Verkraftbarkeit nuanciert äußerte, hinterließ auch er den Eindruck, daß Politiker sich in dieser Frage oftmals weniger am tatsächlich Verkräftbaren orientieren als an dem, was Teile des Wählervolks für zumutbar bzw. für unzumutbar halten.

Erste Vergleiche der Asylrechtsbestimmungen verschiedener europäischer Staaten zeigten im übrigen, daß – so singular die Bundesrepublik mit ihrer Asylrechtsgarantie auch dasteht – die sich daraus ergebenden Probleme unter den anderen Ländern so verschiedenen nicht sind. ...

Der damalige Direktor für Menschenrechte (und heutige Stellvertretende Generalsekretär) des Europarats, Peter Leuprecht, sprach von der spürbaren Tendenz, daß sich

das reiche Europa mit seinem Reichtum wie in einer Festung einmauern könnte: „Die Flüchtlinge halten uns den Spiegel vor: Was für ein Europa wollt ihr? Sorgen wir dafür, daß wir uns der Menschenrechtserklärung von 1789 – 200 Jahre danach – nicht schämen müssen.“

(Die Referate der Tagung sind, ergänzt durch weitere Beiträge, publiziert in: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher: Asylrecht im Binnenmarkt. Die europäische Dimension des Rechts auf Asyl. Baden-Baden, Nomos-Verlagsgesellschaft 1989.)

Auch 1992 und 1993 war das Recht auf Asyl in Europa Thema der Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht. Die Auseinandersetzung der Akademie mit diesem Thema kommt nicht von ungefähr. In ihren ganzen Stellungnahmen zum Thema Asylrecht hat die katholische Kirche immer wieder betont, daß die Würde des Menschen gewahrt bleiben müsse. Eine verstärkte internationale Solidarität wird eingefordert. In der Enzyklika „Centesimus annus“ ruft Johannes Paul II. die reichen Länder auf, daß sie ihrer moralischen Verpflichtung nachkommen und mit allen Kräften zu einer Lösung beitragen, die nicht nur die Hilfe für den einzelnen Menschen, sondern die Entwicklungsförderung ganzer Völker zum Ziel hat.

Erzbischof Renato Raffaele Martino, Ständiger Beobachter des Vatikans bei der UNO in New York, kritisierte die Abschreckungspolitik verschiedener Staaten, um die Aufnahme von Flüchtlingen und Einwanderern zu begrenzen oder ganz zu stoppen. Diese Politik sei nur teilweise mit wirtschaftlichen Problemen und Arbeitslosigkeit zu erklären. Vielmehr zeige sich hier die Tendenz zur Horizontverengung auf die eigenen, nationalen Probleme. Und der frühere COMECE-Präsident Kardinal Hengsbach hat einmal programmatisch formuliert: „Die Kirche will ihren Beitrag leisten zum Aufbau einer von den Grundwerten des menschlichen Zusammenlebens und der sozialen Gerechtigkeit geprägten europäischen Gemeinschaft. ... Dazu gehört auch, daß wir bereit sind, unseren Wohlstand mit anderen zu teilen – innerhalb Europas, aber auch im Blick auf die übrige Welt.“

Diese Bereitschaft nahm und nimmt in weiten Teilen der Bevölkerung jedoch stetig ab. Asylrecht wird vielfach nur noch unter Mißbrauchs-Gesichtspunkten bewertet. Die Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht vom 24. bis 26. Januar 1992 haben sich mit dieser Problematik auseinan-

dergesetzt, ohne dabei die globalen Zusammenhänge wie Förderung von Menschenrechten oder Anstrengungen in der Entwicklungshilfe zu vernachlässigen.

Heribert Prantl berichtete in der Süddeutschen Zeitung über diese Tagung unter der Überschrift „Europa – Fluchtborg oder Festung?“ Hier einige Auszüge:

„Wie soll Europa umgehen mit einer Entwicklung, die der Züricher Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny ohne Umschweife so beschrieb: „Die neue Völkerwanderung ist in vollem Gange.“ Er beschrieb eine „Bevölkerungsexplosion“ in den Entwicklungsländern, während gleichzeitig die hochentwickelten Länder sich einer „Bevölkerungsimplosion“ nähern. Die Bundesrepublik mag als Beispiel dienen: Die Geburtenzahl lag 1965 bei durchschnittlich 2,5 Kindern pro Frau, sie hat sich auf 1,5 reduziert. ... Der Soziologe konstatierte eine gewisse „Schizophrenie“, wenn die liberale Doktrin des Westens einerseits den freien Fluß von Gütern, Kapital und Dienstleistungen postuliert, sich aber zunehmend vehementer gegen den Zustrom von Einwanderern versperrt. Was empfiehlt sich also? Das Weltbevölkerungswachstum muß sich verlangsamen. Nun gut, das dauert. ... Und wie steht es mit der Entwicklungshilfe? Der Soziologe ist skeptisch. Kann die Dritte Welt wirklich das Niveau der Ersten erreichen? ... Wenn nicht, so Hoffmann-Nowotny, dann könne die herrschende Entwicklungspolitik gründlich in Frage gestellt werden. Ist dies aber nicht die tollste Ausrede, um mit der Ausbeutung der Dritten Welt so weiter zu machen wie bisher? Nicht zu Unrecht zitierte der Züricher Soziologe Stimmen aus der Dritten Welt mit dem Verdacht, solche Argumente gegen die Entwicklungshilfe seien der Versuch, „die im Weltsystem gegebene Ungleichheit ad infinitum festzuschreiben und die unterentwickelten Länder als Natur- und Kulturreserve der hochentwickelten Ersten Welt zu bewahren.“

Einwanderungsbeschränkungen halten die Wanderungen nicht auf. Sie versuchen vergeblich, Symptome zu bekämpfen, das war dem Professor klar. Auch er konnte aber nur eine sehr allgemeine Empfehlung geben: „Wir müssen uns definitiv auf ein weiteres Wachstum der weltweiten Wanderungen einstellen.“

Die europäischen Staaten tun dies gegenwärtig auf ihre Weise. Sie versuchen, eine Mauer aus Computertechnik, Bürokratie und mobiler Grenzpolizei um Europa zu bau-

en. Fremde dürfen nur noch mit Visum ins Land; die Möglichkeit, überhaupt einen Asylantrag zu stellen, wird ständig erschwert; und die Chance, mit einem Asylantrag Erfolg zu haben, sinkt ständig. ... Die EG-Staaten, so resümiert bei der Stuttgarter Akademietagung der renommierte Wissenschaftler Kees Groenendijk von der Katholischen Universität Nijmegen, sind damit beschäftigt, eine Art Pufferzone in den Nachbarländern zu schaffen. Diesem Zweck dient etwa der Vertrag mit Polen, den die Kernstaaten der EG im März 1991 geschlossen haben. Im Tausch gegen die Visumpflicht für seine Bürger erlegt sich Polen die Pflicht auf, alle Flüchtlinge wieder zu übernehmen, die via Polen in die europäischen Kernlande eingereist sind. ...

Der Würzburger Asylrechtler Michael Wollenschläger unternahm es bei der Hohenheimer Tagung, die Proportionen bei der gegenwärtigen Belastung mit Flüchtlingen zurechtzurücken: Von weltweit 15 Millionen Flüchtlingen bleiben 12,5 Millionen in Asien und Lateinamerika. Angesichts des Elends in den ohnehin armen Ländern, die Millionen Flüchtlinge zusätzlich aufnehmen, hielt Wollenschläger die Asyldebatte in Deutschland für ein erbärmliches Gejammere.

Ein CDU-Bundestagsabgeordneter, Alois Graf von Waldburg-Zeil, war es, der mit viel Optimismus „Strategien zur Vermeidung von Flucht durch Bekämpfung von Armut und durch Förderung der Menschenrechte“ empfahl. ... Wohl seinen eigenen Parteifreunden schrieb er ins Stammbuch: „Von einigen Ausnahmefällen abgesehen, ist die überwiegende Zahl von Flüchtlingen unglücklich, ihrer Heimat fern zu sein, in sehnsüchtiger Erwartung einer Situation, in der man in die Heimat zurückkehren kann.“ ...

Die von Ernst Elitz moderierte Schlußrunde machte nochmals die Unzulänglichkeit einer nationalen Diskussion angesichts eines globalen Problems mit dessen sehr vielschichtigen Ursachen deutlich ...“

Mit der „Harmonisierung des Rechts auf Asyl in Europa“ befaßten sich die Hohenheimer Tage des Ausländerrechts im vergangenen Jahr (vgl. die Berichterstattung in dieser Chronik S. 150). Auf scharfe Kritik der Juristen stieß hier der sogenannte Asylkompromiß, eine Einigung zwischen Regierungskoalition und SPD auf einen neuen Artikel 16. Ralf Rothkegel, Richter am Bundesverwal-

tungsgericht Berlin: „Es geht um das Fernhalten von Asylbewerbern von Deutschland – ohne Rücksicht darauf, ob sie verfolgt sind.“ Günther Renner vom Hessischen Verwaltungsgerichtshof Kassel kritisierte insbesondere die Drittstaatenregelung, die seiner Ansicht nach das Asylrecht aushebelt.

(Die Referate der Tagungen aus den Jahren 1992 und 1993 sind zwischenzeitlich – ergänzt durch Abkommenstexte – in einem Sammelband veröffentlicht: Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher (Hrsg.), Asyl nach der Änderung des Grundgesetzes. Entwicklungen in Deutschland und Europa. Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1994.)

Und noch eine weitere Tagung hat sich 1992 in Weingarten den Europäischen Binnenmarkt und die ausländischen Flüchtlinge zum Thema gemacht. Die jährlich stattfindende Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Flüchtlings-Sozialdienste hat zum einen informiert über Quantitäten und Prognosen der Zuwanderung in die Europäische Gemeinschaft und die politischen Instrumente, die im Kontext des Wegfalls der Binnengrenzen bereits realisiert wurden bzw. vorgesehen sind. Darüber hinaus wurden Möglichkeiten und Grenzen kirchlicher Sozialarbeit mit Fremden im europäischen Einigungsprozeß beleuchtet und diskutiert. Dabei wurde deutlich, daß sich kirchliche Sozialarbeit von den jetzigen Strukturen lösen muß und nicht länger in den Kategorien der Ordnungspolitik des Staates verharren darf, in der Fremde kategorisiert werden in Übersiedler, Aussiedler, Asylbewerber etc. Notwendig würden zunehmend nationalitätenübergreifende Ansätze der Sozialarbeit.

Die Referate sind in einem Materialdienst (1/1992) der Akademie veröffentlicht.

Berührt von dem Ausbau der politischen Union Europas seit dem 1. Januar 1993 sind auf längere Sicht auch die auf nationaler Ebene bislang sehr unterschiedlich ausgestatteten Rechtsbeziehungen zwischen Kirche(n) und Staat(en). Bereits im Dezember 1991 befaßte sich eine Tagung der Akademie in Hohenheim mit dem Thema „Staatliches Religionsrecht im europäischen Vergleich“ – Kirchen- und Staatskirchenrechtler begannen damals

gerade, sich dieser Problematik zuzuwenden. Die Fragen, woraus die auffälligen Unterschiede nationalen Religionsrechts innerhalb Europas resultieren, wie sich das Europarecht auf (national-)staatliches Religionsrecht auswirken wird und wann Einflußnahme auf die sich entwickelnde europäische Gesetzgebung aus bewährten nationalen Rechtsvorstellungen heraus geboten ist, standen im Mittelpunkt. Breiten Raum nahmen auch die „Länderberichte“ ein, denn im Religionsrecht steht heute auf internationaler Ebene das gegenseitige nähere Kennenlernen der diversen Systeme und Regelungsgänge immer noch im Vordergrund. Das Interesse der Tagung galt auch dem derzeitigen Stand der Integration der Zwölf unter rechtssystematischen Aspekten: den daraus fließenden Rechtssetzungen sowie deren mittelbaren und unmittelbaren Auswirkungen auf bestehendes staatliches Religionsrecht. Zwar haben die EG-Institutionen (Kommission, Rat und Parlament) grundsätzlich keine „staatskirchenrechtlichen“ Kompetenzen. Doch gibt es durchaus Ebenen und Bereiche, in und von denen die Kirchen tangiert sind. Darunter fallen beispielsweise die Rechtssprechung des Europäischen Gerichtshofs und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte.

Einen Überblick über die Tagung gibt die Veröffentlichung „Staatliches Religionsrecht im europäischen Vergleich“ in der Reihe Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, 1993 herausgegeben von Richard Puza und Abraham Peter Kustermann.

Die Ziele und Erwartungen der Kirchen in bezug auf Europa hatte die Tagung „Europa evangelisieren. Die Kirchen brauchen eine ökumenische Vision“ im Mai vergangenen Jahres (vgl. auch Bericht in dieser Chronik S. 58) im Blick. Die Mitwirkung der Bischöfe der beiden großen Kirchen Württembergs, D. Theo Sorg und Dr. Walter Kasper, zeitigte neue Impulse und schuf eine einzigartige Gelegenheit der Diskussion. Landesbischof Sorg wies darauf hin, daß hinsichtlich der neuen Gestaltung Europas bisher ungleich mehr ökonomische als ökumenische Visionen wegweisend waren. „Zu oft aber haben wir uns auch in ökumenischen Utopien verloren, statt uns schrittweise an erreichbare Visionen anzunähern.“ Er forderte die Kirchen auf, mehr aufeinander zu hören, sowohl innerhalb der Konfessionsfamilien als

auch weit über die eigene Konfession hinaus. Und Sorg wagte einen konkreten Vorschlag: „Wäre es nicht an der Zeit, eine „Ökumenische Synode zur Evangelisierung Europas“ auf höchster Ebene einzuberufen, eine synodale Versammlung im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, eine europäische „Weggemeinschaft“, die repräsentativ von allen in Betracht kommenden Kirchen und Konfessionen Europas beschickt ist und die durch geographisch und kirchenstrukturell gegliederte Arbeitsgruppen die neue Aufgabe missionarischer Arbeit in Europa diskutiert und notwendige Aktionen initiiert?“ Auch Bischof Kasper bezeichnete die Neuevangelisierung als eine Verpflichtung zur Ökumene. Das Gespräch mit den Mitchristen, aber auch mit den nichtchristlichen Religionen, vor allem dem Judentum, aber auch dem Islam, müsse gepflegt werden. In zunehmendem Maße seien Christen und Nichtchristen darauf angewiesen, gemeinsame Antworten und Lösungen für lebenswichtige Fragen und Probleme unserer Zeit zu finden. Eng damit verbunden sei der Einsatz der Kirchen für Menschenwürde und Menschenrechte. „Die Kirche wird immer wieder betonen müssen, daß Fremdenhaß und Fremdenfeindlichkeit mit dem humanen Erbe Europas und mit dem Geist des Christentums unverträglich sind, und sie wird ebenso den Anfängen eines neu aufkommenden Nationalismus wehren müssen.“

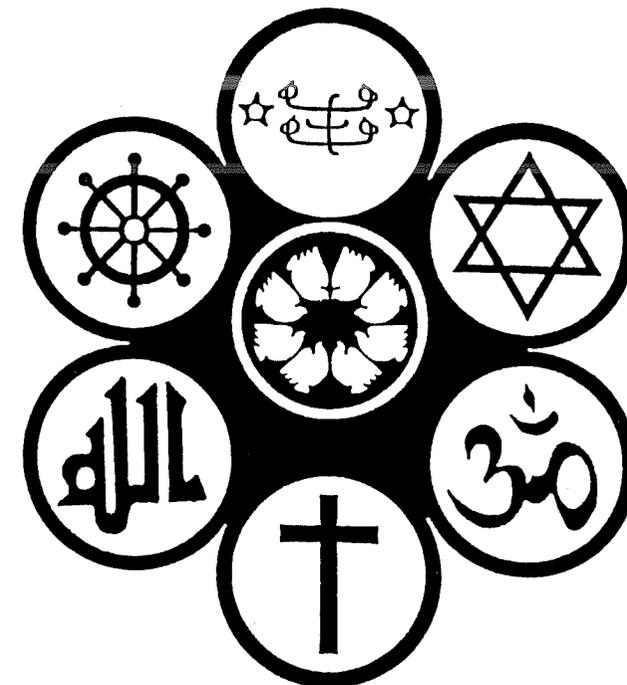
(Die Referate sind veröffentlicht in: Landesbischof D. Theo Sorg/Bischof Dr. Walter Kasper: Europa evangelisieren, hrsg. von Imatel Mediengesellschaft mbH 1993. Bezug (kostenlos) über: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart oder Amt für Informationen der Ev. Landeskirche, Theodor-Heuss-Str. 23, 70174 Stuttgart.)

Zu einem internationalen Symposium „Perspektiven der Familienpolitik“, das auch den Vorplanungen zum Internationalen Jahr der Familie diente, lud die Akademie im März 1993 nach Stuttgart-Hohenheim ein. Ausgangspunkt der Tagung war die Feststellung, daß der Wert von Ehe und Familie zwar allseits betont, der Bereich konkreter Leistungen aber immer mehr zurückgedrängt werde. Die Staaten Europas tendierten dazu, Familienpolitik auf eine Sozialpolitik hin zu verkürzen. Der Präsident des Familienbundes, Dr. Karl H. Fell, rief daher alle Verbände auf, besonders im Internationalen Jahr der Familie auf nationaler Ebene und auch in Kooperation mit den inter-

nationalen Partnern alles dafür zu tun, die Chancen für die Familien auszubauen. Angesichts einer Pluralität familiären Zusammenlebens sollte die eigene, katholische Position mit eingebracht werden und in einem gemeinsamen Mitgestalten Einfluß auf den Umstrukturierungsprozeß genommen werden. Ziel in einem vereinten Europa müsse es sein, neben der Achtung vor der Andersartigkeit auch nach den Gemeinsamkeiten zu sehen und danach Modelle zu entwickeln und umzusetzen. (Siehe hierzu auch den Tagungsbericht in dieser Chronik S. 124.)

Auch die Medienlandschaft in Europa und die Konsequenzen aus dem engeren Zusammenwachsen der Staaten war im vergangenen Jahr Thema bei den Hohenheimer Medientagen. Unter der Überschrift „Kommerz kontra Kultur? Europäischer Medienmarkt und kulturelle Identität“ diskutierten Juristen, Medienmacher und Wissenschaftler, wie sich die vorwiegend wirtschaftlich orientierte Einstellung Brüssels auswirkt auf die öffentlich-rechtlichen Rundfunksysteme, ja auf Pressevielfalt und Pressefreiheit, wie sie hierzulande verstanden wird. Sabine Astheimer, Justitiarin beim Südwestfunk, befürchtet eine Gefährdung des dualen Systems, sollte der Europäische Gerichtshof die Gebührenfinanzierung restriktiv auslegen. Das Bundesverfassungsgericht definiert den Begriff „öffentlich-rechtlich“ grundsätzlich anders als der Europäische Gerichtshof, der ihn mit „staatlich“ gleichzusetzen scheint. Im Konfliktfall könnte die Gebührenfinanzierung gleichgesetzt werden mit einer nach EG-Recht verbotenen staatlichen Beihilfe. Auch der Begriff „Pluralismus“, so Justitiar Dieter Dörr vom Saarländischen Rundfunk, in Karlsruhe als dienende Freiheit gesehen, werde vom merkantil denkenden Euro-Brüssel als Begrenzung der Rundfunkfreiheit betrachtet. Dieter Schickling, Leiter des Bereichs Kultur, Spiel und Unterhaltung beim Süddeutschen Rundfunk, warnte vor einer Idealisierung des europäischen Kulturgedankens: Kommerzielle Programme hätten gezeigt, daß zur kulturellen Identität Europas auch das primitive Gewinnspiel mit dazugehöre. Eine Pflege kultureller Identität sei nicht notwendigerweise gegen den Kommerz gerichtet, habe aber auch nichts mit ihm zu tun.

(Siehe hierzu auch Berichte über die Hohenheimer Medientage in dieser Chronik S. 114.)



Zum Dialog der Religionen

Die Reihe „Samstagabend in Hohenheim“ 1992–1993

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham P. Kustermann

Monika Rappenecker

„Kein Weltfriede ohne Religionsfriede“ lautet eine von Hans Küng bereits vor Jahren aufgestellte These. Sie ist unmittelbar plausibel, denkt man nur an religiös „aufgeladene“ Konflikte wie in Nordirland, auf dem Balkan, in Nahost, auf dem indischen Subkontinent und anderswo. Die vielberedete Wiederkehr der Religion ist zu ambivalent, um ohne weiteres zu den positiven, mutmachenden Zeichen unserer Zeit zu gehören. Sie bedeutet ja

zunächst einmal die Renaissance, Revitalisierung, Reeneration oder was immer verschiedener (Welt-)Religionen und damit die ihrer notorischen Konkurrenz mit- bzw. gegeneinander, vorwiegend in den zur Übung bekannten Modellen der „Überwindung“ (der Vorarbeit der einen für den historischen Untergang der anderen) oder der Bekämpfung (mit geistigen und womöglich mit Machtmitteln). Daß in unserer Zeit im Namen der Religion wieder (oder noch immer) Blut fließt, zeigt, daß die Religion in den Religionen, d. h. die Essenz der Religion in den historisch-sozialen Gestalten der Religionen, nicht durchweg am besten aufgehoben ist, daß Religionen leicht zu instrumentalisieren und selbst gegen schlimmsten Mißbrauch nur schwer zu feien sind. Positiv wird die Wiederkehr der Religion nach dieser Seite hin erst, wenn damit ein Zuwachs an befreiender Spiritualität gemeint ist, der das Verhalten der Religionen zueinander in „ein Modell des Dialogs und der Diapraxis, des Miteinander-Redens und -Handelns“ überführt (Hans Waldenfels). Welches andere Modell böte Aussicht auf eine glückhafte menschliche Zukunft? Auch dafür fehlen unserer Zeit die Zeichen nicht. Erinnerung sei etwa an den „Weltgebetstag der Religionen“ am 27. Oktober 1986 in Assisi oder an das jüngste Zusammentreten des „Parlaments der Weltreligionen“ vom 28. August bis 5. September 1993 in Chicago (zur Hundertjahrfeier der ersten Versammlung von 1893). Mag sich das alles – die Schrecknisse wie die Hoffnungszeichen – für uns in weiter Ferne abspielen: in etwas reduzierter Maßstäblichkeit sind wir alle in unseren eigenen Verhältnissen zunehmend in diese religiöse Pluralität hineingestellt. Nur zum Beispiel: In Deutschland leben unter uns derzeit ca. zwei Millionen Muslime. Manche empfinden diese Nachbarschaft als Zumutung, andere nehmen sie an als Zu-Mutung auf Gegenseitigkeit. Die Reaktionen sind wohl nicht zuletzt deswegen so gespalten (um vieles andere zu übergehen), weil mitten in unserem säkularen Leben plötzlich Religion wieder eine Rolle spielt - wenngleich die „fremde“ und ihre Symbole meist mehr als die eigene. Der religiöse Pluralismus: eine theoretische und praktische Herausforderung also in der immer mehr zum „globalen Dorf“ zusammenwachsenden Welt wie im Horizont des eigenen Kirchturms. Unsere Reihe „Zum Dialog der Religionen“ rührte dort an ihn an, wo es über die bloß akzeptierte Koexistenz, über den stummen

Respekt hinaus bereits von vielfältigen und vielschichtigen Bewegungen des Aufeinanderzu-, des gesprächsweisen Aufeinandereingehens zu berichten gab: eben von Vorgängen und Ergebnissen eines versuchten oder gelungenen Dialogs der Religionen. Sie rückte – in notgedrungener Auswahl – individuelle Gestalten in den Blickpunkt, die in der jüngeren (Religions-)Geschichte zu diesem Dialog in bemerkenswerter Weise beigetragen haben – sei es in einem expliziten Dialog „hinüber und herüber“, also in förmlicher Bi- oder Multilateralität, die unter Umständen zu einer Veränderung der Perspektive auf der einen oder anderen oder auf beiden Seiten zugleich führte, sei es in einem mehr „impliziten“ Dialog, der diese oder jene Religion als Partner zwar in Blick nahm – kritisch oder selbstkritisch –, aber nicht direkt ins Gespräch zog, sondern auf anderen Wegen für den Dialog fruchtbar wurde. Die Bezugsreligion Christentum hatte für uns dabei gegebenermaßen vorrangiges Interesse, ohne indes mit „Absolutheit“ im dogmatischen Sinn hier für jedermann vorausgesetzt zu sein. Haben solche Informationen Sinn? Wäre es nicht besser gewesen, statt dessen den Dialog „direkt“ zu führen, und sei es in noch so bescheidener Form? Letzteres war in Ansätzen immer dann möglich, wenn Gläubige aus anderen Religionen der jeweiligen Einladung folgten, vornehmlich muslimische. Man muß also die zweite Frage nicht verneinen, um die erste trotzdem bejahen zu können: Letztendlich wollte die ganze Veranstaltungsreihe zur Teilnahme an einem Dialog des Lebens anstiften und ermutigen, der all die besser, weil informierter, zum Gespräch miteinander verbindet, die für die Deutung ihres eigenen Lebens und Glaubens die Deutung anderer Menschen und Religionen nicht als eitel und nutzlos erachten, die bestehende, aber bislang nicht gewußte Gemeinsamkeiten im Religiösen als Verheißungen einer größeren Ökumene zu würdigen imstande sind. Könnte eine Akademie des Sinns ihrer Arbeit – Stiftung von und Anstiftung zum Dialog – gewiß sein, ohne auf seiten ihrer Tagungsgäste Vertrauen zu setzen in den „lautlosen, einsamen Dialog, den wir ‚Denken‘ nennen“ (Hannah Arendt)?

Bezüglich des Dialogs mit unseren „älteren Brüdern“ (Johannes Paul II.), den Juden, hielten wir es auf dem Hintergrund einer leidvollen, christlich initiierten Geschichte für angemessen, uns einseitig von ihnen an-

sprechen, uns auf den von ihnen trotz allem nicht verweigerten Dialog einzulassen. – *Leo Baeck* (1873–1956), der letzte überragende Lehrer und Repräsentant des deutschen Judentums, hatte sein weithin prägendes Selbstverständnis des Judentums in einem denkerisch ungemein scharfsinnigen, kritischen Dialog mit dem Christentum entwickelt, der sachlich „die Grundlagen des Christentums in Frage stellte“ (Ernst Ludwig Ehrlich) und gerade deshalb eine adäquate Antwort des Christentums verdient gehabt hätte. Das Christentum, die Kirchen blieben nicht nur in dieser Hinsicht in seiner Schuld – *Abraham Joshua Heschel* (1907–1972) führt das Bewußtsein des modernen Menschen, nicht nur des jüdischen, zu den Urgründen eines religiösen Erlebnisses der Zeit, der Sprache und des sozialen Engagements zurück. Seine „Religion der Sympathie“ zeigt einen Juden und Christen gemeinsamen Gott, der dem Menschen in Gefühlen des Zorns wie der Liebe und dem, der ihm in der „Sympathie“ seines Denkens entspricht, unmittelbar nahe ist. – Daß Juden und Christen miteinander verwandt und sich keineswegs fremd seien, diesen Standpunkt vertrat *Jakob J. Petuchowski* (1925–1991) in seiner Arbeit so, daß dadurch weder die Enthusiasten der jüdisch-christlichen Begegnung noch deren Gegner sich voll bestätigt wissen konnten. In seiner Sicht haben beide, Judentum und Christentum, mehr und Größeres an gemeinsamer Vergangenheit hinter und vor allem an Zukunft noch vor sich, als ihr vordergründiges Selbstbewußtsein zugibt.

Entgegen manch journalistisch vorgebrachtem Tratsch (und Quatsch) ist die religiöse Beziehungswelt zwischen Islam und Christentum und umgekehrt nicht einseitig von Konfrontation und Intoleranz geprägt. (Daß dialogbereite und -fähige Stimmen von bzw. auf beiden Seiten immer wieder mit Mißtrauen überzogen wurden, mag man herzlich bedauern. Doch wie stand bzw. steht es in dieser Hinsicht mit Ökumenikern zwischen den christlichen Konfessionen?) – *Djamal al-Din al-Afghani* (1839–1897) begegnete als einer der ersten Muslime der modernen westlichen Zivilisation nicht mehr aus einer vornehmlich defensiven Position heraus. Von einer Reform des Islam versprach er sich die Solidarität der Muslime. In seinen Schriften setzte er sich mit der westlichen Welt, ihrem kulturellen und religiösen Selbstverständnis sowie mit der europäischen Sicht des Islam

auseinander: eine neue Form muslimischer Identitätssuche. – Sein Schüler *Muhammad‘Abduh* (1849–1905) steigerte dieses Reformprogramm zu einem geradezu aufklärerischen. Er forderte eine Rückkehr zu den authentischen Quellen des Islam vor allem durch eine neue Interpretation des Koran im Sinn der „alten Lehre“: durch den Nachweis der substantiellen Übereinstimmung von Koran und Vernunft. Von Paris aus versuchte er, die drei abrahamitischen Religionen zum gemeinsamen Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit zu gewinnen. Seine Theologie ist eine heute noch frische islamische Inspiration und Grundlage für den Dialog der monotheistischen Religionen. – In umgekehrter Richtung kommt *Louis Massignon* (1883–1962) unbestritten der Rang eines Pioniers in den christlich-islamischen Beziehungen zu. Als französischer Kolonialbeamter fand er durch die Begegnung mit Muslimen zur Religion seiner Väter zurück und zugleich zur Liebe zum Islam. Als theologischer Lehrer warf er sich auf die Frage, welchen Platz der Islam im Heilsplan Gottes mit den Menschen einnehmen könne und was die Berufung dieser Weltreligion sei. Dabei beschränkte er sich nicht eng auf wissenschaftliche Fragen allein, sondern bezog mystische Elemente des Islam wie des Christentums in seine Überlegungen ein. – An seinem Schüler *Robert Caspar WV* (geb. 1923) ist vor allem dessen Einfluß auf die „Erklärung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ (Nostra Aetate) des II. Vaticanums hervorzuheben: Zusammen mit anderen Experten vermochte er im entscheidenden Moment jene einschneidenden und bahnbrechenden Änderungen an der ursprünglichen Vorlage durchzusetzen, die sie als fertiges Dokument dann zu einem „Meilenstein in der Geschichte der Kirche“ werden ließ (Kardinal Augustin Bea). In Monastir (Tunesien) lebt der begnadete Inspirator und Promotor christlich-islamischer Ökumene selbst Formen vor, die jenseits des rein Intellektuellen tief ins Leben eingreifen.

Lange vor der Esoterikwelle neueren Datums war es vor allem die Welt des Buddhismus, aus der sich nicht unbedeutende Kreise „westlicher“ Christen spirituelle Bereicherung erhofften und vielfach tatsächlich erfuhren, vor allem in Gestalt des aus der Begegnung von Mahayana-Buddhismus mit chinesischem Dao entstandenen Zen-Buddhismus und seiner Form der Meditation („Za-Zen“). – Zu den bedeutendsten Mittlergestalten des Mahaya-

na-Buddhismus (vor allem japanischer Prägung) gehört *Daisetz T. Suzuki* (1870–1966), der seit einem USA-Besuch anlässlich des „Weltparlaments der Religionen“ in Chicago 1893 nicht nur Einführungen in buddhistisches Denken und Handeln, sondern auch zahlreiche Übersetzungen klassischer Texte verfaßt und so wesentlich zum Verständnis des „Großen Fahrzeugs“ im Westen beigetragen hat. – „Zen ist wie eine Tasse Tee. Um sie zu trinken, muß man nicht Buddhist sein“, so eine Aussage von *Hugo Enomiya Lasalle* SJ (1898–1990), in der sein Verständnis des Dialogs beider Religionen faßbar wird. Auch das typisch für das Schicksal dieses Dialogs: Lasalles erstes Buch („Zen-Weg zur Erleuchtung“, 1960) wurde kirchlich unterdrückt, erst das Konzil brachte die Wende. Von 1967 an hielt Lasalle Zen-Exerzitien in vielen europäischen Ländern. 1978 wurde er von Roshi Yamada in Kamakura als Zen-Lehrer anerkannt. Sein umfangreichstes Werk stellt Zen in Parallele zur christlichen Mystik. – Hellwach, von labiler Gesundheit, humorvoll, ein Genie der Freundschaft und ein „Arbeitstier“, stellte *Thomas Merton* (1915–1968) bis zu seinem frühen, rätselhaften Tod in Bangkok hartnäckig bohrende Fragen und prüfte in seiner engen Mönchszelle im Trappistenkloster Gethsemani (USA) mit Freunden Lösungsmöglichkeiten durch. Besonders intensiv beschäftigte ihn der Buddhismus. Im Blick auf seine Biographie stellt sich von deren Ende her sogar die Frage: Endpunkt oder Durchgangsstation seiner persönlichen Entwicklung?

Die Begegnung mit „indischer Geistigkeit“ galt und gilt in immer wieder erneuerten Wellen als heimliches oder offenes Ziel vieler Europäer, auch Christen. Oft endete die Reise aber als „Trip“ – im Katzenjammer. Gründe dafür liegen vielleicht darin, daß man irgendeine Mode-Religion, wenn dieser Name überhaupt angebracht ist, im Auge hatte statt der wirklichen und authentischen Quellen des Hinduismus. – Zweifellos zu den großen Inspiratoren unserer Zeit gehört der Dichterphilosoph *Rabindranath Tagore* (1861–1941): ein Brückenbauer zwischen östlicher und westlicher Kultur im Horizont einer neuen Weltkultur, Vermittler aber auch auf dem Feld von Religion und Frömmigkeit, auf dem er dem christlich geprägten Abendland ganz neue Zugänge zu hinduistischem Denken und Fühlen eröffnete. Von entscheidender Bedeutung für Tagore, den man in seiner bengalischen Heimat bis heute schlicht „kabi“ (der Dichter)

nennt, war sein Vater Debendranath Tagore, seinerseits eine der herausragendsten religiösen Gestalten des 19. Jahrhunderts. – Noch selbstverständlicher und universal gehört *Mohandas Karamchand Gandhi* (1869–1948) zu den zentralen Leitfiguren unseres Jahrhunderts. Von der christlichen Mission herausgefordert, seinen Hinduismus näher zu bestimmen, bildete er die Vorstellungen aus, die den Kern seines politischen Denkens und Handelns wie auch seiner Religion ausmachten: „satya“ (Wahrheit), „satyagraha“ (Beharren auf der Wahrheit; verwirklicht im passiven Widerstand), „ahimsa“ (Nichtverletzen, Gewaltlosigkeit). Bis heute ist das allgemeine Bewußtsein von dem Gandhi-Bild geprägt, das die amerikanische Presse in den 30er Jahren – nicht sehr zutreffend übrigens – verbreitete: von dem eines säkularisierten Propheten, Christus ähnlich. – *Sarvepalli Radhakrishnan* (1888–1975) erlebte als Kind strenggläubiger Hindus an christlichen Missionsschulen die tiefe Demütigung seiner Religion. Von daher fühlte er sich herausgefordert, das philosophische und religiöse Erbe Indiens neu darzustellen und in die geschichtliche Situation des 20. Jahrhunderts hinein zu interpretieren. Er definierte den Hinduismus als intuitive Erfahrung, frei von Dogmen und Institutionen, und sah darin dessen Überlegenheit gegenüber dem Christentum begründet. Ähnlich betonte er ein spezielles Potential des Hinduismus, Auswege aus der gegenwärtigen Zivilisationskrise zu bieten und eine friedliche Gemeinschaft des Geistes zu fördern.



„Mit Geduld gelangt man zum Ziel“

(Prophet Muhammad)

Nur bei zwei Vorträgen mußten wir vom Konzept einer personalisierten Darstellung des Dialogs der Religionen abrücken. Wenn das Kennenlernen in der Tat der erste Schritt zu jedwedem Dialog ist, durfte um der Blickerweiterung willen – nicht etwa irgendeiner „Kuriösität“ halber – schließlich ein Blick über die üblichen Grenzen hinaus nicht ganz fehlen. Viele Religionen haben es nie zur Geltung einer „Weltreligion“ gebracht und sind deswegen selten Gegenstand der theologischen Reflexion. Solches trifft beispielsweise auf die afrikanische Religion der Yoruba zu, deren Ursprünge in Westafrika zu finden sind (Nigeria, Dahome, Togo), die mit der Sklaverei aber auch nach Amerika kam und heute in Brasilien und in der Karibik unter dem Namen Candomblé eine große Anhängerschaft hat. In dieser Religion ist *Exu*, der Vermittler zwischen Menschen und Geistern, eine Schlüsselfigur: der Vermittler, der Bote. Ohne ihn können die „spirituelle“ Ebene der Existenz und die „materielle“ Ebene nicht in Austausch und Verbindung treten. Exu ermöglicht den Weg zum Glück, aber auch den in die Irre. Ebenso waren „die Lehren der alten Meister in China: die „Lehre vom Dao“ nicht über eine individuelle Person darzustellen. Trotzdem sollte die Religion Chinas, als Weltreligion bei uns unter dem Namen „Taoismus“ bekannt, in unserer Reihe nicht ausgeschlossen bleiben. Sie wurde in vier Variationen über das Dao vorgestellt: Dao – ein apersonales Prinzip?; Dao – das Weibliche; Dao und Kosmos; Dao und Gott. Dem Besonderen, ja Faszinierenden des Dao galt ein weiterer Teil: Dao – eine Form religiöser Erfahrung; Dao – statt Antworten: fragen; den Ursprung suchen; Leben und Tod; Gut und Böse; religiös erwachsen werden; eine „menschliche“ Religion. Und zuletzt war die Frage zu beantworten, ob die Lehren der daoistischen Meister Menschen unserer Zeit ansprechen können bzw. warum mit solchem Erfolg.



Roland P. Litzenburger,
Erfahrungen mit dem Davidstern, 1987

Juden und Christen: im Dialog?

Veranstaltungen zum christlich-jüdischen Gespräch 1992–1993

Das Fragezeichen hinter der Überschrift ersetzt kein Ausrufungszeichen und keinen Punkt. Es gilt. Es gilt nicht nur wegen der dramatischen Verwerfungen im christlich-jüdischen Gespräch im Gefolge des „Golfkriegs“ (1991/92), obwohl vielleicht gerade da einige seiner typischen Gefährdungen offen an die Oberfläche kamen. Es ist auch keine nur verlegen-verquält gestellte Frage im Blick auf die aktuellen Auseinandersetzungen um die Liturgie des Weltgebetsstages der Frauen 1994. Es scheint viel grundsätzlicher zu gelten, als den Beteiligten lieb sein mag.

Von gleichem Recht und gleichem Gewicht?

Landesrabbiner Joel Berger (Stuttgart), Vorsitzender der deutschen Rabbinerkonferenz, verneinte bei unserer Sommerakademie 1993 die Frage nach der Existenz eines christlich-jüdischen Dialogs – in Deutschland und überhaupt – ohne Umschweife: Ein Dialog im klassischen Sinn, in dem „zwei Gleichberechtigte gleichen Gewichts – gleicher Qualität und Quantität – sprechen“, ist in Deutschland unmöglich. Aber auch unter anderen Voraussetzungen sei der Begriff des Dialogs viel zu plakativ. Wozu sollte er schließlich führen? – „Also, was nun, Christen und Juden – was nun?“ Haben sich beide endgültig nichts mehr zu sagen, nichts mehr miteinander zu tun?

„Ganz im Gegenteil“, antwortet Rabbiner Berger. Es ist genau umgekehrt so, „daß wir einander mehr bedürfen als je zuvor im Lauf der zweitausendjährigen christlich-jüdischen Entzweigungsgeschichte, daß wir heute wie nie zuvor einer jüdisch-christlichen Solidarität in wesentlichen Fragen unserer Gesellschaft und unserer Welt bedürfen, vielleicht im Interesse der ganzen Menschheit“.

Die Frage des Dialogs also ein Streit um den Begriff? Auch wenn es schwer fällt: Wir täten ungut, die Reserve des gesuchten Gesprächspartners gegen den Dialog-Begriff leicht zu nehmen. Eine gute Voraussetzung für irgendeine Art von Begegnung wäre das ohnehin nicht. Das Gespräch von Juden und Christen sperrt sich gegen die „Normalität“ unserer Worte.

Der „Einseitigkeiten“ im christlich-jüdischen Verhältnis sind ohnedies viele. Als oberste, weil historisch und theologisch – sozusagen strukturell – unaufhebbar, die, daß das Christentum zu seiner vollen Selbsterfassung des Judentums bedarf, der jüdischen Glaubens- und Religionsgeschichte, umgekehrt das Judentum aber nicht des Christentums. In unserer konkreten Situation kommt – neben anderen und weiteren – nicht so sehr die Frage der *Qualität* ins Spiel, sehr empfindlich aber die der *Quantität*: Wo sollen bei ungefähr 42.000 Juden in Deutschland, deren religiöse (und nicht-religiöse) Durchfärbung keine geringere Variationsbreite aufweist als die der christlichen Majorität, die Gesprächspartner eigentlich herkommen, die dazuhin auch noch abenteuerlichste Erwartungen an ihre religiöse (gar „theologische“) Kompetenz möglichst nicht enttäuschen sollen?

Schwierigkeiten in einer unerläßlichen Partnerschaft

Auf welcher „Ebene“ kann angesichts dieses Ausgangspunkts das Gespräch zwischen Juden und Christen hierzulande dann angesiedelt sein? Liegt darin eine der Ursachen dafür, daß die vielen christlichen Gesprächsangebote auf jüdischer Seite gelegentlich als Überforderung, ja als nötigend empfunden werden? Versetzen wir mit unserem beständigen Werben um das Gespräch Jüdinnen und Juden unter uns nicht manchmal in die wenig angenehme Lage, sich darin eher als Objekte christlicher (und deutscher) „Wiedergutmachungs“-Phantasien wiederzufinden denn als Subjekte, denen wir auch einmal ein schlichtes bis entschiedenes Nein zugehen (können)? Nicht selten mischen sich in die Erwartungen von christlicher Seite Euphorie und eine gewisse „Romantik“. Doch wie sollen die kleinen jüdischen Gemeinden unter uns – neuerdings mit der Integration russischer „Kontingentflüchtlinge“ bis an den Rand des Machbaren gefordert – solchen Erwartungen entsprechen?

Man sollte bei Einladungen, die das christlich-jüdische Gespräch in irgendeiner Weise im Auge haben, einfache Tatsachen wie diese nicht übersehen. Und es liegt auch kein Makel darin zuzugeben, daß wir als Christen und Deutsche *um unseretwillen* trotzdem dieses Gespräch *brauchen*: zum richtigen Verständnis *und* Gebrauch des Neuen Testaments, das dem Ersten Testament folgt und dieses keineswegs zum „alten“ macht; zur Rückgewinnung der jüdischen Dimension der *jüdisch*-christlichen Tradition, von der wir uns jahrhundertlang entgegen allen biblischen und anderen Bilderverboten unser eigenes, *christliches* Bild gemacht haben; zur Wiederentdeckung des jüdischen Erbes in unserer Kultur und seiner humanen und geistigen Potentiale; kurz: zur Bildung unserer eigenen christlichen und deutschen Identität – gerade angesichts neuen Widerspruchs zu dieser These.

Markante Orte des christlich-jüdischen Gesprächs sind hierzulande Evangelische und Katholische Akademien, alle daran Beteiligten jedoch mit eigenem Profil und unterschiedlichen Akzenten. Merkmal unserer eigenen Arbeit ist, daß wir den Islam mit wachsender Aufmerksamkeit und je nach Möglichkeit in das Gespräch mit einzubeziehen versuchen, also den Schritt vom „Dialog“ zum „Trialog“ – wenigstens der Absicht nach – im Auge

haben. Ein weiteres Merkmal, das unserer Arbeit aber ebenfalls nicht exklusiv zukommt, ist das Bemühen, sie in möglichst enger Fühlungnahme mit den übrigen „Kräften“ im engeren Umfeld zu tun, mit denen wir uns im Anliegen einig wissen, sei es in punktueller Abstimmung, ideeller Verbindung oder förmlicher Kooperation: der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs und ihrem Landesrabinat, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e. V. und der Gesellschaft für christlich-jüdische Begegnung in Oberschwaben e. V.

Die Bilanz über zwei Jahre zeigt einen zufälligen – und so auch etwas willkürlichen – Ausschnitt unseres Beitrags zum und im christlich-jüdischen Gespräch der Gegenwart. Sie spiegelt auch die Vielschichtigkeit dieses Gesprächs, an dem über die von uns angebotenen Veranstaltungen verschiedene Fachreferate (d. h. Arbeitsbereiche) mit verschiedenen Graden von Ausdrücklichkeit beteiligt sind. Und sie zeigt nicht zuletzt auch Defizite: Themen, die derzeit (noch) nicht vorkommen, obwohl ihre Dringlichkeit evident ist, oder das Angebot von Begegnungsweisen, die den gewöhnlichen, diskursiven Arbeitsstil durch andere Elemente bereichern.

Gegen die Wiederkehr der Barbarei

In bestürzender, ja dramatischer Weise holten auch uns noch vor der Jahreswende 1992/1993 längst totglaubte Realitäten ein:

Die Ausschreitungen des rechten und radikalen Mobs, für deren Beginn im November 1992 „Rostock“ stand, konnten und können niemanden unbetelligt lassen. Zu diesem Zeitpunkt zeigten wir die Ausstellung „*Aussiedlung*“ – „*Fremde*“ – „*Ausgrenzung*“ des Berliner Künstlers *Alexander Winn*, die nach der Exposition in Weingarten (22. November 1992 bis 31. Januar 1993) noch an weiteren Orten zu sehen war. In der Einladung zur Eröffnung hieß es ausdrücklich: „Mit dieser Ausstellung wollen *Alexander Winn* und die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart auch ein Zeichen setzen gegen die leidvolle Tradition von Fremdenhaß und Gewalt in Deutschland.“ Begleitend dazu erschien ein Katalog von *Alexander Winn* in limitierter Auflage. Die Ausstellung wurde dann zum weiteren Anlaß und Bezugspunkt für eine Offene Tagung in Weingarten von 29. bis 31. Januar 1993 gleicher Überschrift mit dem Untertitel

Fremdenhaß und Antisemitismus unter uns. Bei ihr kam das Schwergewicht dem zweitgenannten Stichwort (Antisemitismus) zu: im analytischen Rückblick auf die Ausgrenzungsstrategien und -effekte des nationalsozialistischen Deutschlands, auf literarische „Bewältigungs“-Versuche der Nachkriegszeit *und* im Blick auf unselige Entwicklungen der unmittelbaren Gegenwart. Die Verbindung von Ausstellung und Tagung entsprach den Intentionen des ausstellenden Künstlers, wollte er mit den ausgestellten Arbeiten doch einen reflexiven Prozeß anstoßen, der rationale Analyse und politische Stellungnahme ausdrücklich einschließt. „Kunst“ wollte in diesem Fall genau dazu provozieren, nicht etwa das Grauen ästhetisch neutralisieren, um es für die (oder gar in der) Gegenwart erträglich zu machen. – Hohe Kunst aus dem jüdischen Erbe unserer Kultur – in verschiedenen Graden – bot ein in die Tagung einbezogenes Öffentliches Konzert von *Elizabeth Chayes Neiman* (Mezzosopran) und *Johanne von Harsdorf* (Klavier) mit Liedern von Felix Mendelssohn Bartholdy, Gustav Mahler, Arnold Schönberg und Ernst Krenek. Elizabeth Chayes Neiman hatte bereits die Eröffnung der Ausstellung von *Alexander Winn* mit ihrer Stimme (solo) begleitet – eindrucksvoll im Wortsinne in den weitläufigen Weingartener Barockgängen.

Religiöse und theologische Fragen

Spezielle Erwartungen im christlich-jüdischen Gespräch richten sich an eine Einrichtung wie die unsere naturgemäß vorwiegend betrifft *religiöser* Fragen im engeren und *theologischer* Fragen im fachlichen Sinn. Bereits traditionelle Orte, sie aufzugreifen, sind unsere großen offenen Publikumsveranstaltungen zu Palmsonntag und unmittelbar nach den Weihnachtsfeiertagen, dazu neuerdings eine auf das Fest „Christi Himmelfahrt“ terminierte Tagung, deren Zeitfonds auf den Beginn des Schabbat bewußt Rücksicht nimmt.

Ist es nur ein billiger „Gag“ oder schlicht unabweisbar, die Frage zu stellen: *Rabbi Jeschua aus Nazaret: ein anderer Jesus?* (Offene Tagung, Stuttgart-Hohenheim, 11.–12. April 1992). – Man wußte immer schon, daß Jesus als Jude geboren wurde, lebte und starb. Doch blieb dieses Wissen über Jahrhunderte belanglos für die Auslegung des Neuen Testaments, für die Erfassung der Gestalt und für die Deutung der Botschaft Jesu. Jesus wurde meist

unbewußt auf die Seite der Christen gerechnet – von Christen wie Juden. Erst heute beginnen die Christen mit der Entdeckung ernst zu machen: Jesus war Jude, nicht Christ. Sein Leben und Lehren war das eines jüdischen Rabbi seiner Zeit. Auch wenn es unsinnig wäre, den „Christus des (christlichen) Glaubens“ gegen den „historischen Jesus“ auszuspielen, gilt es, diese Einsicht wirksam in das christliche Selbstverständnis zurückzuholen. – „Wer Jesus Christus begegnet, begegnet dem Judentum“, beginnt die Erklärung der deutschen Bischöfe über das Verhältnis der Kirche zum Judentum vom 28. April 1980. Sind wir – in aller Konsequenz – offen für diese Begegnung? Stellen wir uns genügend ihrer Herausforderung? Versprechen wir uns von ihr vorwiegend Gewinn oder Verlust? – Jesus wurde in der christlichen Glaubensgeschichte bald aus dem Israel-Boden herausgerissen: „entjudet“, entwurzelt, verfremdet, dann gräzisiert, europäisiert, zuweilen gar grotesk germanisiert. Die Entdeckung Jesu als Juden muß unsere hergebrachten Jesus-Bilder also zwangsläufig verändern und stellt seine Botschaft in neues Licht. Die nötige „Augenöffnung“ dafür ist immer noch Aufgabe exegetischer, religionsgeschichtlicher und historischer Forschung (hier referiert von Prof. Dr. *Peter Fiedler*, Freiburg i. Br., und Prof. Dr. *Günter Stemberger*, Wien). Entdeckungen ganz eigener Art waren aber auch zu machen, wo Landesrabbiner *Joel Berger* in einem erbetenen jüdischen Plädoyer über die Frage laut nachdachte: *Was sollen Christen entdecken, wenn sie Jesus als Juden wiederentdecken?*

Kein Zweifel besteht darüber, daß die Frage nach dem Gottesverständnis einen zentralen Punkt im christlich-jüdischen Gespräch trifft. Immer wieder steht sie deshalb auf der „Tagesordnung“. So bei der „Weihnachtstagung“ 1992 (Stuttgart-Hohenheim, 28.–29. Dezember 1992) unter dem Thema *König – Krieger – Liebhaber. Der Gott der hebräischen Bibel*, einer Veranstaltung in Kooperation mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e. V. und dem Katholischen Bibelwerk Stuttgart. – Das „Alte“ und das „Neue“ Testament sprechen von Gott je in ihrer eigenen Weise. Die Christen haben das Erste Testament, die hebräische Bibel, oft wie ein ungültig gewordenes Buch behandelt. Begründet wurde dies immer wieder mit Vorbehalten bezüglich der Rachsucht und dem Strafbedürfnis (des „alttestamenta-

rischen“) Gottes, der Fürchterlichkeit der in seinem Namen geführten, von ihm Israel gar zu führen befohlenen Kriege, der Verhaftetheit vieler „alttestamentlicher“ Texte ans Diesseits, dem Heilsnationalismus Israels usw. – Ob die Christen ahnen, wieviel an Lebensverlust sie in Kauf nehmen, wenn sie das Erste Testament vernachlässigen? Ob es so einfach ist, seine Spiegelungen im Neuen Testament – auch bezüglich der Gottesfrage – auszublenden? Doch ging es in den Referaten (*Wolfgang Baur*, KBW Stuttgart; Dr. *Daniel Krochmalnik*, Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, Dr. *Meinrad Limbeck*, Tübingen) nicht nur um exegetische und traditionskritische (religionsgeschichtliche) Fragen – in ihrer vollen und gewichtigen Bedeutung –, sondern auch um die Bestätigung des bleibend *gemeinsamen Gottesglaubens von Christen und Juden* (Dr. *Karl-Heinz Minz*, Düsseldorf), der sie trotz der partiellen Verschiedenheit ihrer Bibeln verbindet.

Überhaupt scheinen es in zunehmendem Maß nicht so sehr „Einzelfragen“ – soviel Interesse sie im einzelnen für sich haben mögen – zu sein, die auf die Themenliste des christlich-jüdischen Gesprächs im engeren und spezifisch gerichteten Sinn drängen, als vielmehr Grundsatzfragen, die, wie erwähnt, in erheblichem Maß grundlegende Fragen des christlichen (wie dann auch des jüdischen) Selbstverständnisses berühren. Die hergebrachten Definitionen von „alt“ und (bzw. versus) „neu“ sind untauglich geworden, und sei es als Metaphern. *Der nie gekündigte Bund. Über den Grund des christlich-jüdischen Verhältnisses* war die Tagung überschrieben (Stuttgart-Hohenheim, 20.–21. Mai 1993), die einer unserer jüdischen Gesprächspartner, Prof. Dr. *Ernst Ludwig Ehrlich* (Basel), in die Diskussion bzw. in Vorschlag gebracht hatte und für die sich mit ihm zusammen die Professoren Dr. *Rupert Feneberg* (Weingarten), Dr. *Frank-Lothar Hossfeld* und Dr. *Josef Wohlmuth* (beide Bonn) als Referenten gewinnen ließen. – Als vor Jahren ein Buchtitel gelautet hatte „Neues Testament – Neuer Bund? Eine Fehlübersetzung wird korrigiert“ (Ernst Kutsch, 1978), mag die Frage überrascht, die verlangte und konkret vorgeschlagene Korrektur sogar entschiedenen Widerspruch gefunden haben. Die Berechtigung der Korrektur war davon indes nicht berührt. Sie hat sich seitdem sogar vielfältig erhärtet. Doch abgesehen von der Frage, ob die zugrundeliegenden Begriffe

der hebräischen Bibel (berît) und des griechischen Neuen Testaments (diathéké) mit „Bund“ überhaupt richtig wiedergegeben sind – hat sich am (üblichen) christlichen Sprachgebrauch von „Altem“ und „Neuem Bund“ und dem daran geknüpften Bewußtsein seither viel geändert? – Die christliche Unterscheidung von „Altem“ und „Neuem“ Bund begünstigt das (Miß-)Verständnis des „Neuen“ als eines zweiten, den ersten kündigenden Bundes. Doch sind nach Röm 9–11 Gottes Bundeszusagen an Israel unwiderruflich, ist seine Bundestreue unteilbar. Es ist *ein* Bund nur, in dem Juden und Christen ihr Verhältnis zueinander jedoch noch nicht gefunden haben. Dürfen sie damit länger säumen? – Fragen wie diese berühren höchst aktuelle Brennpunkte der gegenwärtigen Theologie, nicht nur isoliert des christlich-jüdischen Gesprächs (siehe *Ernst Zenger*, Hrsg., *Der neue Bund im alten. Studien zur Bundestheologie der beiden Testamente*, Freiburg i. Br. 1993). So haben sie naturgemäß einen hohen Abstraktionsgrad und verlangen Teilnehmerinnen und Teilnehmern entsprechender Tagungen viel ab: an Interesse, an Konzentration, an Geduld ... Zumal nicht alles so anschaulich zu präsentieren ist wie das, was Landesrabbiner *Joel Berger* aus Alltag, Festtagen und Liturgie zur *Lebendigen Bundestheologie im Judentum* – auch mit Witz und Humor – beizusteuern wußte.

Daß das oben bereits angeschlagene Thema des „Fremden“ nach wie vor und in jeder Hinsicht aktuell ist, beweist das große Teilnehmerinteresse an der „Weihnachtstagung“ 1993 (in gewohnter Kooperation mit GCJZ und KBW, Stuttgart): *Die biblischen Religionen und das Fremde. Zur religiös-kulturellen Integrationskraft von Judentum und Christentum* (Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. Dezember 1993). – Es gibt keine geschichtliche Religion, die sich nicht Elemente fremder Traditionen anverwandelt hätte. Bei aller Selbstbehauptung zur Wahrung der eigenen Identität erbringen auch Religionen „Anpassungsleistungen“ an ihre Umwelt und an die sie umgebende Kultur: je nachdem in Form der Integration, der Assimilation oder – im extremen Fall der völligen Verschmelzung mit dem Gegenüber – des Synkretismus. „Anpassungsleistungen“ dieser Art waren und sind auch Judentum und Christentum nicht fremd. Im Gegenteil: Trotz rigoroser, ja intoleranter Abwehr „fremder“ Götter und Religionen – man hat schon von der „intoleranten

YHWH-Monolatrie“ gesprochen – haben sie in der produktiven Auseinandersetzung mit manchem sozial und kulturell mächtigen Gegenüber sich eine „biegsame“ Identität gebildet, die sie zur Integration zunächst „fremder“ Impulse befähigte – und bereicherte. Natürlich schwankten und schwanken die Urteile darüber seit je. Paradebeispiel für den gemeinten Vorgang wie für die Disparität der Urteile ist auf jüdischer Seite das *Hellenistische Judentum* und die von ihm geschaffene *Septuaginta* (*Anna Maria Schwemer*, Tübingen), jene Übersetzung (plus Beifügungen) der hebräischen Bibel ins Griechische, ohne die das Entstehen des Neuen Testaments undenkbar gewesen wäre; Beispiele auf (früh-)christlicher etwa das *Johannesevangelium als Dokument der Berührung mit der Gnosis* (Dr. *Josef Heer* MCCJ, KBW Stuttgart) und die unter dem Begriff der *Alexandriener-Schule* zusammengefaßte Strömung der Patristik (Prof. Dr. *Hermann Josef Vogt*, Tübingen) mit ihrer relativ kultur-offenen Attitüde. – Die frühen Reaktionen beider Religionen auf ihre Außenwelt sind Lehrstücke religiöser Begegnung mit dem Fremden – gerade in unserer Zeit des (wieder) wachsenden Fremdenhasses, von Berührungs- und Kulturängsten. Und so gab dieses Thema dem Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland (DKR), Dr. *Ansgar Koschel* (Bad Nauheim), gute Gelegenheit, im Rahmen der Tagung zum Jahresthema 1994 des DKR zu sprechen: *Bewährtes erhalten – sich öffnen für Neues*. Entgegen allem Schein ist hier nämlich nichts selbstverständlich, nicht zuletzt, weil wir Christen seit der Antike auch ganz anderes an Begegnungsmöglichkeiten mit dem Anderen, dem Fremden, in geistigen und anderen Arsenalen mit uns führen: absprechende Apologetik, Beerbnungsstrategien usw. bis hin zur „Expropriation“ der ursprünglichen Besitzer (Prof. Dr. *Hubert Cancik*, Tübingen). Man nehme das Judentum zum Zeugen!

Dialog der Religionen und Kulturen – weltweit?

Der Begegnung, dem *Dialog der Religionen* mit- und untereinander in weltweiter Perspektive waren 1992 und 1993 auch unsere „Samstagabende in Hohenheim“ gewidmet. (Siehe hier S. 46.) Im Blick auf das Judentum versetzten wir uns dabei in die Rolle von Hörenden. Es ging um den je individuellen Beitrag, den einzelne jüdi-

sche Denker zum „Dialog der Religionen“ – sei es grundsätzlich, sei es in Form einzelner Ideen – beigesteuert haben, vornehmlich eben zum Gespräch zwischen Judentum und Christentum: *Abraham Joschua Heschel* (1907–1972), *Leo Baeck* (1873–1956) und *Jakob J. Petuchowski* (1925–1991). Viele weitere Namen wären ins Spiel zu bringen gewesen, doch die Liste der möglichen war durch die überraschend lebendige Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit des Gesprächs der Religionen untereinander begrenzt.

Das Jahr 1992 gab, obzwar anlässlich ihres gewalttätigen Abbruchs vor 500 Jahren, auch Anlaß zur Erinnerung an die historisch einmalige „convivencia“ der drei abrahamitischen Religionen auf spanischem Boden und der mit ihr verbundenen, wohl ebenso einmaligen kulturellen Symbiose: *Spanien bis 1492: ein „Garten der Toleranz“? Jahrhunderte des Miteinander von Juden, Christen und Muslimen* (Offene Tagung, Stuttgart-Hohenheim, 27.–29. Mai 1992). Deutet das Fragezeichen hinter der Überschrift darauf hin, daß natürlich auch diese Zeit von Licht und Schatten durchwoben war, wird eine „Gesamtbilanz“ doch nicht leugnen, daß die gemeinte Epoche spannungsreicher Koexistenz vor allem durch eins gekennzeichnet war: durch die praktische Geltung und wechselseitige Anwendung des Prinzips der Toleranz. Sie zeigt uns, sollte die Geschichte wirklich einmal Lehrerin sein können, nichts weniger als eine *europäische Möglichkeit*, aus der unser längst multikulturell eingefärbter Kontinent neue Inspirationen und Ermutigungen zu prinzipieller und praktischer Toleranz empfangen könnte. Erfreulich war, daß außer „neutralen“ Fachleuten und christlich geprägten (Kultur-)Historikern für diese Tagung mit Dr. *Smail Balic* (Wien), Dr. *Daniel Hoffmann* (Düsseldorf) und Dr. *Uri Kaufmann* (Heidelberg) auch fachlich hervorragend ausgewiesene Referenten aus Islam und Judentum zu gewinnen waren.

Eine gewisse Berührung mit unserer Sommerakademie 1993 *Judentum am Bodensee* (Weingarten, 28. Juni bis 2. Juli 1993) ergibt sich nicht aus einer bestimmten Jahreszahl, höchstens aus der nochmals unvergleichlich gesteigerten Brutalität der geplanten und schließlich auch durchgeführten Vernichtung. Gegen diese verstand sich unsere Sommerakademie als Beitrag zur Entwicklung einer „anamnetischen Kultur“, die der doppelten Vernichtung des alemannischen Judentums –

zuerst durch den massenhaften Mord, dann durch die Auslöschung der Erinnerung daran und an das, was vorher war – den lebendigen Geist und die widerständige Kraft des Gedächtnisses entgegenhält. (Siehe hier S. 101.)

Jüdisches Erbe im Denken

Die Anlässe für das christlich-jüdische Gespräch, die Gründe, jüdisches Erbe in christlicher (und deutscher) Gegenwart präsent zu halten und laut werden zu lassen, reichen weit über religiös-theologische Themen und historische Konstellationen hinaus. Die Traditionen des philosophischen Denkens, die Welten des literarischen Schaffens – insbesondere in Deutschland – sind in nicht geringen Schichten von Jüdischem nicht nur affiziert, sondern substantiiert: in den intellektuell anspruchsvollsten, den ästhetisch eindrucklichsten, den human unmittelbarsten inspirierenden. So dürfen auch solche Veranstaltungen legitimerweise zu unserem Bemühen im und um das christlich-jüdische Gespräch gerechnet werden, die sich thematisch und/oder personell einschlägig Stoffen der Philosophie und der Literatur zuwenden, in denen die Produktivität jüdischer Denkanstöße unsere Kultur nicht etwa nur „symbiotisch bereichert“, sondern in ihr Eigenes führt, ihre Potentiale steigert und sozusagen ins Universelle des Gesprächs der Menschheit mit sich selbst entgrenzt.

1992 gab der 100. Geburtstag von Walter Benjamin Gelegenheit für zahlreiche Veranstaltungen im In- und Ausland. Unsere offene Tagung *Der Blick des Entfremdeten. Walter Benjamins Sprachphilosophie* (Weingarten, 15.–17. Mai 1992) nahm in ihrem Reigen wegen des behandelten Sujets eine besondere Rolle ein. Benjamins Sprachtheorie, von der Sprachphilosophie hinüberchangelnd zu einer hermeneutischen Sprachtheologie, gilt als dunkel und esoterisch. Ihre Rezeptionsgeschichte – in den beiden Deutschland ganz unterschiedlich, ja gegensätzlich verlaufen – hat bislang noch zu keiner Klarheit geführt. War sie natürlich auch mit dieser einen Tagung nicht herzustellen, führte sie doch VertreterInnen der beiden genannten gegensätzlichen Interpretationsrichtungen zu einer sehr differenzierten Diskussion darüber zusammen. (Eine Dokumentation der Beiträge dieser Tagung liegt vor mit: Namen, Texte, Stimmen – Walter Benjamins Sprachphilosophie, hrsg. von *Thomas Regehly* unter Mitarbeit von

Iris Gniotsdorsch (Hohenheimer Protokolle Bd. 44, Stuttgart 1993.)

Vordergründig vergleichbar, aber nach Ansatz, „Stoff“ und Zielen doch spezifisch verschieden, richtete sich 1993 das Interesse auf *Franz Rosenzweig (1886–1929): Spracherfahrung und Sprachvernunft* (Offene Tagung, Weingarten, 7.–9. Mai 1993). Der Schwerpunkt lag hier auf Rosenzweigs religionsphilosophischem Hauptwerk „Der Stern der Erlösung“ (1921), in dem er sich als Vermittler abendländischer Philosophie, vor allem der des Deutschen Idealismus, mit biblisch-jüdischem Denken erweist. Rosenzweigs Rede von Gott erreichte die Grenzen der Sprache – und bleibt gerade darin für die beiden monotheistischen Religionen von Bedeutung. Dokument dieses Grenzgangs ist seine Verdeutschung der Hebräischen Bibel, die er (zusammen mit Martin Buber) im lebendigen Austausch mit klassischer und zeitgenössischer Dichtung unternahm. Vor allem aus der Beschäftigung mit ihr entsprang Rosenzweigs „Neues Denken“. Sein früher Tod bewahrte ihn vor der furchtbaren Erfahrung der Vernichtung des deutschen Judentums, dessen Geist in Rosenzweig eine unvergeßliche und – in seinen Schriften – unzerstörbare Personifizierung fand.

Alljährlich ist ein von unserer Akademie in Zusammenarbeit mit dem Institut für Fort- und Weiterbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart veranstaltetes Kolloquium einer bedeutenden Gestalt der modernen Geistesgeschichte gewidmet. 1992 war es als internationales interdisziplinäres Symposium unter Mitwirkung von 15 renommierten Referentinnen und Referenten aus Dänemark, Deutschland, Israel, Neuseeland und den USA auf das Werk der einzigen deutschsprachigen Schriftstellerin konzentriert, die je mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde: der Jüdin *Nelly Sachs* (1891–1979). Themen im einzelnen waren: Poetologische Grundlagen des Werks; Biographie und Wirkungsgeschichte; jüdische, religiös-mystische, theologische Motive; Sprache und Sprechen. – Das Werk von Nelly Sachs ist leider noch immer viel zu wenig bekannt. Dem Symposium ging es darum, das Werk von Nelly Sachs – als „Werk der leisen Töne“ – gerade als religiöse Herausforderung neu ins Bewußtsein zu rufen. „In ihrem sorgsam-behutsamen Umgang mit Sprache, in ihrer Neubelebung der biblischen Figuren und des Bedenkens von

deren möglicher Bedeutung für die Gegenwart, aber auch in ihrer kaum direkt zu sagen gewagten Sehnsucht nach Erfüllung, bleibt ihr Werk für feinfühlige Leser eine unerschöpfliche Quelle von literarischem Genuß verbunden mit religiös-meditativer Anregung“ (Georg Langenhorst). – Die Veranstaltung war von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Bonn) gefördert; die in ihrem Rahmen gebotenen Beiträge sind dokumentiert in: *Michael Kessler/Jürgen Wertheimer* (Hrsg.), *Nelly Sachs. Neue Interpretationen*, Tübingen 1994.

Wird man den Großmut allgemein voraussetzen dürfen, auch den „gebürtigen Juden und bekennenden Atheisten“ Ernst Bloch (1885–1977) noch zu denen rechnen zu können, die positive Impulse zum christlich-jüdischen Gespräch beigesteuert haben? Was Dr. *Elke Kruttschnitt* im Rahmen unserer „Beiträge aus der Forschung“ in einem Abendvortrag am 5. Oktober 1992 unter der Überschrift *Ratschläge des Wohin und Wozu. Ernst Blochs philosophische Theorie der Bibel* dazu vortrug, war geeignet, solchen Großmut sich großzügig zu gestatten, ohne Bloch deswegen zu einem krypto-religiösen Doch-Gläubigen zu stempeln und ohne Juden und Christen mit solchem Zumuten in jeder Hinsicht zu nahe zu treten. Was hätten sie im Ernst gegen Blochs Argument „pro Bibel“ einzuwenden: „Es kann keinem, der es gut mit den Menschen und mit sich meint, schaden, dort einmal hinzugehen?“

Im Dialog? Juden und Christen

Unsere Eingangsfrage war in dieser Form über Tage in Stuttgart plakatiert, als sich unsere Akademie daran machte, Prof. Dr. *Pinchas Lapide* im Kultur- und Kongreßzentrum Liederhalle am 15. November 1992 aus Anlaß seines 70. Geburtstags mit einer Festakademie („Zum Stand des jüdisch-christlichen Gesprächs“) zu ehren. Der Präsident des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ), Prof. Dr. *Martin Stöhr*, verglich Pinchas Lapide bei dieser Gelegenheit mit einem Wanderprediger jesuanischer Zeit, der die jüdische Bibelauslegung als „Konzept für ein menschenfreundliches Leben“ begreife; der Tübinger Privatdozent Dr. *Karl-Josef Kusche* würdigte ihn als „lebendigen Zeugen für die geistige Kraft des Judentums“ in unserer Zeit. Pinchas Lapide parierte solches Lob mit der Beschreibung seines nicht allseits unumstrittenen Standorts: daß er nämlich zwi-

schen den Stühlen sitze, dem christlichen und dem jüdischen. Doch davon unbeirrt ist er „verhalten stolz“ auf die Gratwanderung zwischen seinem und dem deutschen Volk, dem Glauben seiner Väter und dem der „beiden Christentümer“. Und von den „vielen kleinen Leuten“, Christen wie Juden, forderte er „viele kleine Schritte im Dialog...“. (Die Beiträge der Veranstaltung sind dokumentiert in: Juden und Christen im Dialog. Pinchas Lapide zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Gebhard Fürst, Stuttgart 1993. Kleine Hohenheimer Reihe Bd. 25). Von nichts anderem war hier zu berichten als eben von vielen kleinen Schritten. Die interessierten Menschen, die wir mit diesen Beiträgen zum christlich-jüdischen Gespräch in Form von Tagungen erreichten – wobei der Effekt unserer Publikationen naturgemäß schwerer einzuschätzen ist –, bilanzieren sich auf knapp 1.700. Suche dieses Gespräch sich also ruhig seinen Begriff, solange nur Wille und Herz davon nicht kalt bleiben, das heißt: solange viele kleine Schritte nur unermüdlich getan werden.



*Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Laupheim,
gestaltet von Friedrich Adler (1878 – 1942) aus Laupheim,
Professor an der Landeskunstschule Hamburg*

es um die Verwirklichung ihres missionarischen Auftrags geht, zusammenstehen und zusammenarbeiten. Es ist notwendig, daß die Kirchen mehr aufeinander hören, sowohl innerhalb der Konfessionsfamilien mit ihren jeweiligen – in den unterschiedlichen regionalen und historischen Situationen gewachsenen – Erfahrungen, aber auch weit über die eigene Konfession hinaus. Aufeinander hören, und das in der ganzen Breite der Konfessionen: schottische Reformierte und südeuropäische Katholiken, italienische Waldenser und skandinavische Lutheraner, Orthodoxe, Anglikaner und Methodisten.

Aufeinander hören, und das in dem Bewußtsein, daß in unserer Mitte die Zahl der keiner christlichen Konfession Angehörigen beständig zunimmt, der Einfluß muslimischer Mitbürger größer wird und das Ansehen asiatischer Religionen und esoterischer Angebote im Wachsen begriffen ist.

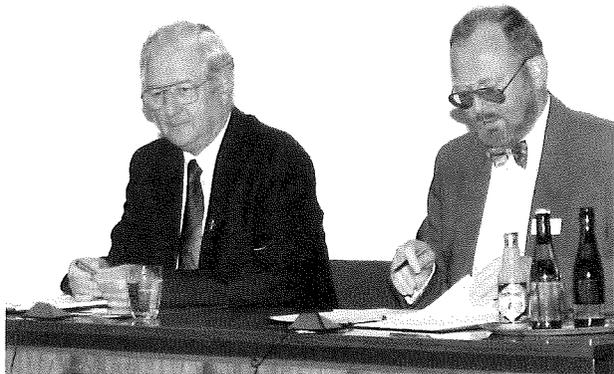
An dieser Stelle wage ich einen konkreten Vorschlag: Wäre es nicht an der Zeit, eine „Ökumenische Synode zur Evangelisierung Europas“ auf höchster Ebene einzuberufen, eine synodale Versammlung im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, eine europäische „Weggemeinschaft“, die repräsentativ von allen in Betracht kommenden Kirchen und Konfessionen Europas beschied ist und die durch geographisch und kirchenstrukturell gegliederte Arbeitsgruppen die neue Aufgabe missionarischer Arbeit in Europa diskutiert und notwendige Aktionen initiiert? Wir werden dabei unser je eigenes Erbe, unsere je eigenen geschichtlichen Erfahrungen und Perspektiven einzubringen haben, die ihren gemeinsamen Grund im Hören auf das Evangelium haben. Ich zitiere dazu Eberhard Jüngel: „Wir bleiben unserer jeweiligen Herkunft nur treu, wenn wir nicht zu ihr zurückkehren, sondern mit ihr umkehren zu dem einzigen Fundament aller Christen und Kirchen: ‚Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus‘ (1.Kor 3,11).“ Zu dieser Vision eines gemeinsamen Bezuges des Evangeliums gilt es aufzubrechen, zu dem hin, wovon wir herkommen, ohne nur einfach zu ihm zurückzukehren. Von einem solchen gemeinsamen Zeugnis hängt zu einem wesentlichen Teil die Glaubwürdigkeit der Kirchen in einem vereinten Europa ab.

Bischof Dr. Walter Kasper:

Die Neuevangelisierung ist die Aufgabe aller Christen. Die christlichen Kirchen können diese gewaltige Aufgabe nicht gegeneinander oder auch nur nebeneinander, sondern nur miteinander in größtmöglicher ökumenischer Zusammenarbeit in Angriff nehmen. Neuevangelisierung ist somit zugleich eine Verpflichtung zur Ökumene. Dieser Zusammenhang ist von der Europa-Synode in aller Deutlichkeit hervorgehoben worden. Wer also den Ruf zur Neuevangelisierung als Ruf zu einer Rekonfessionalisierung versteht, verkennt zutiefst die an die Kirchen gestellten Herausforderungen. Nach der Öffnung des östlichen Europas muß vor allem der Dialog und die Zusammenarbeit mit den Ostkirchen verstärkt werden. Daß dabei noch sehr viel Vergangenheit aufgearbeitet und Vorurteile auf allen Seiten abgebaut werden müssen, ist offensichtlich. (...) Aber nicht nur das Gespräch mit den getrennten Mitchristen, sondern auch das mit den nichtchristlichen Religionen, allen voran dem Judentum, muß intensiv gepflegt und gefördert werden. Mit dem Christentum ist auch alttestamentlich-jüdisches Erbe in die europäische Kultur eingegangen, und die Juden selbst haben die europäische Kultur nachhaltig geprägt. Nach dem Holocaust in unserem Jahrhundert ist der Aufbau eines neuen Vertrauensverhältnisses mit den Juden auch für die Zukunft Europas von grundlegender Bedeutung. Durch die modernen Wanderungsbewegungen kommen mehr und mehr auch Gläubige anderer Religionen in die christlich geprägten Länder Europas. Insbesondere die Begegnung mit Muslimen gehört heute für viele zum Alltag. Das Verhältnis zum Islam wird wahrscheinlich ohnedies zu den großen Zukunftsfragen Europas gehören. In zunehmendem Maße sind also Christen und Nichtchristen darauf angewiesen, gemeinsame Antworten und Lösungen für lebenswichtige Fragen und Probleme unserer Zeit zu finden. Wir Christen müssen daher verstärkt in einen offenen und aufrichtigen Dialog eintreten, der keineswegs in einen indifferentistischen Relativismus, sondern in eine Partnerschaft, welche die Unterschiede respektiert, münden soll.

Eine eng damit verbundene, ebenso unabweisbare Aufgabe für die Kirchen beim Aufbau eines neuen Europas ist der Einsatz für Menschenwürde und Menschenrechte. (...) Die Kirche muß auftreten als Verteidiger und

*Bischof Vasilios von Aristi (Stuttgart)
im Gespräch mit einem Tagungsteilnehmer
Landesbischof D. Theo Sorg, Dr. Abraham P. Kustermann
Bischof Dr. Walter Kasper, Hansjürgen Thomann
Podium Samstagnachmittag*



Anwalt des ganzen Menschen, insbesondere der Armen und Schwachen und all derer, die sonst keine Stimme haben. Dazu gehören nicht zuletzt die ungeborenen Kinder. Sie wird sich vor allem dafür einsetzen, daß Europa nicht nur eine gigantische Wirtschaftsgemeinschaft ist, sondern eine Solidargemeinschaft, in der Platz ist für die Schwachen, die Alten, Kranken und Sterbenden, auch für Ausländer und Asylsuchende. Die Kirche wird immer wieder betonen müssen, daß Fremdenhaß und Fremdenfeindlichkeit mit dem humanen Erbe Europas und mit dem Geist des Christentums unverträglich sind, und sie wird ebenso den Anfängen eines neu aufkommenden Nationalismus wehren müssen.

Der Einsatz für eine gerechte soziale und solidarische Ordnung kann zumal heute nicht an den Grenzen Europas Halt machen. Die Forderung nach Gerechtigkeit und Frieden und Freiheit ist ihrem Wesen nach universal. Europa darf nicht eine Bastion der Wohlhabenden werden, welche sich gegenüber den armen und ärmsten Ländern der Welt abschließen und abschotten. Das Menschenbild und das Humanitätsideal Europas ist von seinem Ursprung und von seinem Wesen her universal. Ein vereintes Europa muß deshalb seinen Beitrag leisten für den Frieden und die Gerechtigkeit in der Welt insgesamt. Das europäische Haus muß ein offenes Haus sein.

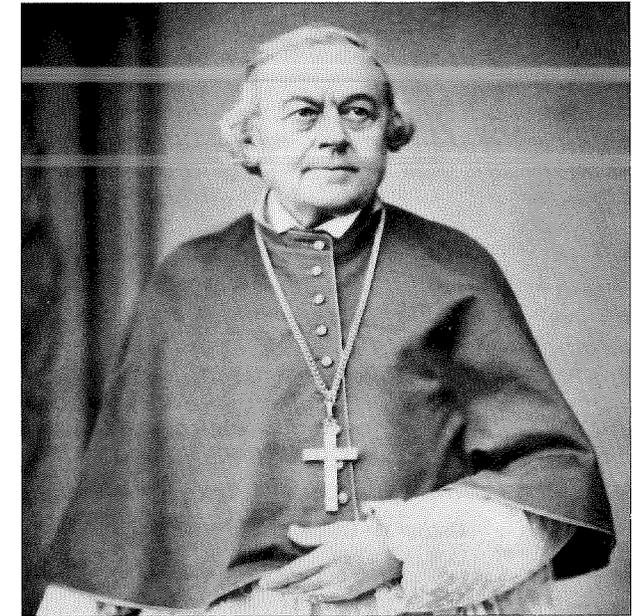
Die Referate der Tagung sind veröffentlicht:

Landesbischof D. Theo Sorg/Bischof Dr. Walter Kasper: Europa evangelisieren, hrsg. von Imatel Mediengesellschaft mbH 1993. Bezug (kostenlos) über: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, oder: Amt für Information der Ev. Landeskirche, Theodor-Heuss-Str. 23, 70174 Stuttgart;

Peter Hünermann: Ein zwiespältiges Erbe. Die europäische Gestalt des Christlichen und ihre Zukunft, in: Herder-Korrespondenz 47 (1993) 515-521 (Oktober-Heft); Hans Norbert Janowski: Umkehr statt Rückkehr. Das Ende des christlichen Abendlandes als Herausforderung für die Kirchen in Europa, in: Evangelische Kommentare 26 (1993) 391-394 (Juli-Heft).

Zum Thema:

Peter Hünermann (Hrsg.): Das neue Europa. Herausforderungen für Kirche und Theologie (Quaestiones Disputatae 144), Freiburg i. Br. 1993.



Zwischen Rottenburg und Rom: Bischof Carl Joseph von Hefe (1809–1893)

Im 100. Todesjahr

9.–10. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Abraham P. Kustermann

Programm:

Carl Joseph von Hefe: Leben – Gestalt – Wirkungen

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

„...nur ein Nachschlagebuch“?

Zum kirchenhistorischen Profil der „Conciliengeschichte“ Hefeles

Claus Arnold, Wiss. Mitarbeiter, Frankfurt a. M.

*Stationen einer Freundschaft mit Hintergrund
Hefe und die Familie der Grafen von Rechberg-
Rothenlöwen*

Uwe Scharfenecker, Wiss. Mitarbeiter, Frankfurt a. M.

Im Rampenlicht der Öffentlichkeit

Hefe im Urteil der nicht-kirchlichen Presse (1863–1893)

Barbara Schüler, Tübingen

*Vom Schreibtisch des Freundes, des Professors, des
Bischofs*

Lesung aus Briefen Hefeles

Rudolf Guckelsberger, Stuttgart

*Carl Joseph von Hefe, die Kath.-Theol. Fakultät Tübingen
und das Unfehlbarkeitsdogma*

Prof. Dr. Hubert Wolf, Frankfurt a. M.

Als Bischof Dr. Carl Joseph von Hefe am 5. Juni 1893 im Alter von 84 Jahren starb, „hatte ein reiches Leben sein Ende gefunden. Der weite Bogen war gespannt von den Anfängen als ‚Möhlerianer‘, vom Kampf der vierziger Jahre, über die Jahre des ruhigen Arbeitens und Forschens, neuer Kämpfe (dieses Mal gegen die alten Freunde), über den Schock und die Ernüchterung des Konzils bis hin zur Resignation des Alters. Man könnte die Enttäuschung dieses Ultramontanen mit achselzuckendem Bedauern oder mit überheblichem Zynismus abtun – es war aber die Tragik einer ganzen Generation.“

So bilanziert der Tübinger Kirchenhistoriker Prof. Dr. Rudolf Reinhardt – ferner Nachfolger auf dem Lehrstuhl Hefeles – Leben und Werk des bedeutendsten der Rottenburger Bischöfe des 19. Jahrhunderts. Kirchenhistoriker von Rang (und Tendenz!) in Tübingen, erwarb er sich

internationales Ansehen als Konziliengeschichtsschreiber. Als ultramontaner Kirchenpolitiker kämpfte er im Vormärz – invectivenreich und mit Temperament – für eine größere Eigenständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, konkret: gegen das württembergische Staatskirchentum. Als Konsultor des I. Vaticanums gingen ihm in Rom in schmerzlichster Weise die Augen auf über Personen und Machenschaften, die er fortan „die Partei“ nannte. Als Bischof einer der wissenschaftlichen Führer der anti-infallibilistischen Konzilsminorität und erklärter Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas, verkündete er es am 10. April 1871 als letzter der deutschen Bischöfe schließlich doch in seiner Diözese und stellte – zur Enttäuschung seiner Mitsreiter bis dahin – den Erhalt der kirchlichen Einheit über seine persönliche Überzeugung. Sein irenischer Kurs, zusammen mit der Vernunft der Gegenseite, ersparte Württemberg einen Kulturkampf à la Preußen und Baden und machte aus ihm zuletzt einen diskreten Vermittler in diesen Konflikten.

Diesem kantigen, auch impulsiven Mann, der „daneben“ knapp 24 Jahre ein ausgedehntes Diasporabistum mit seinen alltäglichen Beanspruchungen leitete, galt in seinem Todesjahr ein vielschichtiges Gedenken. Freilich macht Carl Joseph von Hefe ein solches Unterfangen keineswegs leicht – und vermutlich *auch* deshalb blieb sein 100. Todestag in seiner Diözese fast unbemerkt: Der Kirchenhistoriker Hefe verbrannte vor seinem Tod seine gesamte Korrespondenz und privaten Papiere! So erschwerte das Fehlen fast aller persönlichen Quellen seit je den Zugang zu ihm. Entsprechend gegensätzlich lauten die Urteile über ihn, bis heute. Sein Tod am 5. Juni 1893 nahm den Bischof von dem „Plätzchen, auf dem man“ – sein Wort bei der Wahl seines Rottenburger Vorgängers – „für Zeit und Ewigkeit unglücklich werden kann“.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß eine Zeit kommen wird, wo ein wahrhaft ökumenisches Konzil den Beschluß des Vaticanums bezüglich der päpstlichen Unfehlbarkeit modifizieren wird. Freilich wird das wohl erst geschehen, nachdem die Päpste, fußend auf die ihnen jetzt zudekretierte Infallibilität, den Bogen ihrer Oberherrschaft werden überspannt haben, so daß er bricht. Bis dahin werden wohl sehr schwere Zeiten über die Kirche kommen, und ich sage mir oft, wenn ich mir die nächste Zukunft der Kirche in Gedanken in düsteren Farben male: Après

nous le déluge.“ – So sprach sich Hefeles noch am 13. April 1871 in düsterer Stimmung gegenüber einem Vertrauten aus. Manchmal spülen deren – der „Sintflut“ – Wellen aber auch ganz anderes an kaum mehr erhoffte Ufer. Lange war es um Hefeles aus den genannten Gründen in der Forschung recht still. Nur die Zähigkeit einzelner brachte zuweilen dieses und jenes einzelne Stück ans Licht, das neue Aussagen erlaubte oder Hoffnungen auf neue Aussichten machte. Erst neuerdings scheint sich hier ein gewisser „Erdrutsch“ abzuzeichnen: durch den Fund größerer Einheiten von Hefeles Korrespondenz, die nicht – wie alles andere – vom Schreiber zurück-erbeten ins Feuer wanderte, sondern in einzelnen Archiven *doch* auf unsere Zeit überkam. Die Lesung einzelner bereits bekannter Briefe Hefeles in abendlicher Runde stimmte nachdenklich – und heiter. So, zum Beispiel, ein Brief des Bischofs an Albert Graf Rechberg vom 24. März 1875: „Eure Erlaucht haben mich durch Ihr gnädiges und wohlwollendes Schreiben vom 18. des Monats in hohem Grade erfreut, und ich danke mit gerührtem Herzen für die freundlichen Glückwünsche, welche Eure Erlaucht mir zu meinem Namensfeste ausgedrückt haben. Möge der heilige Joseph, dem ja solches in erster Linie zu Ehren geschehen ist, Eure Erlaucht und das ganze erlauchte Haus in seinen mächtigen Schutz nehmen, und sich in unseren bedrängten Tagen insbesondere als Patron der heiligen Kirche bewähren! Ich kann mir gar nicht denken, wie wir in Deutschland aus dieser Trostlosigkeit wieder herauskommen sollen. Man hat sich beiderseits festgerannt, und die Regierungen haben jede Verständigung unmöglich gemacht. Dabei fürchte ich in hohem Grade, daß unsere eigene teure Diözese nicht mehr lange Friede habe. Von zwei verschiedenen Seiten geschieht das Möglichste, um auch uns in Kampf zu verwickeln. Die nationalliberalen Blätter hetzen die Regierung und haben mich wiederholt schon der Regierung denunziert, so erst kürzlich derart: ich hätte viele gemaßregelte preußische Geistliche aufgenommen, um Demonstration zu machen. Wahr ist, daß ich ziemlich viele preußische junge Geistliche aufgenommen habe, aber lauter solche, die mit ihrer Regierung noch nie in Konflikt gekommen waren und nur von den Bischöfen nicht angestellt werden konnten. Auch habe ich alle diese Herrn nur mit Vorwissen der Staatsbehörde aufgenommen, wegen des schrecklichen Priestermangels.

Auf der anderen Seite können manche Geistliche und Laien nicht warten, bis es auch bei uns brennt. So wurde gestern in Ravensburg ein Pfarrer verurteilt, weil er in einem Wirtshaus den deutschen Kaiser ‚den reinsten Schnapslumpen‘ genannt hatte. Auch wird die sogenannte Papstadresse unsere Regierung leichtlich stutzig machen. Dazu kommt, daß selbst amerikanische Zeitungen benützt werden, um gegen die Regierung und gegen mich loszufahren und zu denunzieren wegen Mangels an kirchlichem Sinn. Ja, hätte ich nicht einen guten Humor, es wäre zum Melancholischwerden. (P.S.) Zu Ostern fröhliches Alleluja!“

Ein Erlaucht

Eure Erlaucht haben mich durch Ihr gnädiges und wohlwollendes Schreiben vom 18. des Monats in hohem Grade erfreut, und ich danke mit gerührtem Herzen für die freundlichen Glückwünsche, welche Eure Erlaucht mir zu meinem Namensfeste ausgedrückt haben. Möge der heilige Joseph, dem ja solches in erster Linie zu Ehren geschehen ist, Eure Erlaucht und das ganze erlauchte Haus in seinen mächtigen Schutz nehmen, und sich in unseren bedrängten Tagen insbesondere als Patron der heiligen Kirche bewähren! Ich kann mir gar nicht denken, wie wir in Deutschland aus dieser Trostlosigkeit wieder herauskommen sollen. Man hat sich beiderseits festgerannt, und die Regierungen haben jede Verständigung unmöglich gemacht. Dabei fürchte ich in hohem Grade, daß unsere eigene teure Diözese nicht mehr lange Friede habe. Von zwei verschiedenen Seiten geschieht das Möglichste, um auch uns in Kampf zu verwickeln. Die nationalliberalen Blätter hetzen die Regierung und haben mich wiederholt schon der Regierung denunziert, so erst kürzlich derart: ich hätte viele gemaßregelte preußische Geistliche aufgenommen, um Demonstration zu machen. Wahr ist, daß ich ziemlich viele preußische junge Geistliche aufgenommen habe, aber lauter solche, die mit ihrer Regierung noch nie in Konflikt gekommen waren und nur von den Bischöfen nicht angestellt werden konnten. Auch habe ich alle diese Herrn nur mit Vorwissen der Staatsbehörde aufgenommen, wegen des schrecklichen Priestermangels.

Zitiert aus: Hubert Wolf: „Damals noch jung, frei und lebensfroh, jetzt geplagt und voller Sorgen“. Die Korrespondenz Carl Joseph von Hefeles mit Albert Graf Rechberg, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 12 (1993) 175–245, 199f. (Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen).

Die Vorträge der Tagung erscheinen im Herbst 1994 in dem Sammelband: Hubert Wolf (Hrsg.): Zwischen Wahrheit und Gehorsam. Carl Joseph von Hefeles (1809–1893), Schwabenverlag (Ostfildern).

Der Katechismus der Katholischen Kirche

Hintergrundgespräch für Journalistinnen und Journalisten

6. Mai
Stuttgart-Hohenheim
11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Gesprächspartner
Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen
Prof. Dr. Heinrich Fries, München
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Am 17. Mai 1993 erschien der Katechismus der Katholischen Kirche in deutscher Sprache. Aus diesem Anlaß lud die Akademie einige Tage zuvor Vertreter der Medien zu einem Informationsgespräch mit namhaften theologischen Wissenschaftlern ein, um ihnen im Gespräch die Möglichkeit zu geben, sich ein eigenständiges Urteil für ihre Stellungnahmen in den Medien zu bilden. Orientiert an den Teilen und dem Selbstverständnis des Katechismus, wurden ein Fundamentaltheologe (Heinrich Fries), ein Ethiker (Dietmar Mieth) und ein Religionspädagoge (Albert Biesinger) eingeladen.

Stuttgarter Zeitung vom 18. Mai 1993

„Antworten, denen keine Fragen zugrunde liegen“

Die deutsche Ausgabe des katholischen Weltkatechismus liegt vor – Verleger rechnen mit Bestseller-Erfolg

Seit gestern nun gibt es den neuen „Katechismus der Katholischen Kirche“ auf deutsch, ziemlich genau elf Monate nachdem Johannes Paul II. den Text unterschrieben hat. Das Werk hatte den französischen Buchhändlern im vergangenen Jahr schon ein einträgliches Weihnachtsgeschäft beschert. Innerhalb eines Monats wurden 500.000 Exemplare ausgeliefert. Auch hierzulande rechnen die vier beteiligten Verlage mit einem Rekordabsatz. Die Startauflage liegt bei 200.000. Doch die Urteile über das Opus sind sehr widersprüchlich: „Anker des Heils in einer Welt, in der alle Sicherheiten zusammenstürzen“ (Kardinal Ratzinger); „Die Botschaft Christi, vollständig und unverkürzt“ (der Papst); „Für den konkreten Glaubensunterricht uninteressant“ (der Theologe Albert Biesinger); „Rückfall in die moralische Steinzeit“ (der Moraltheologe Dietmar Mieth); „Antworten, denen keine Fragen zugrunde liegen“ (der Fundamentaltheologe Heinrich Fries); „Gehört in jedes Haus“ (der Verlagsprospekt, natürlich).

Der Weltkatechismus, der erste seit 1566, beansprucht, als „sichere Norm“ die „rechte Lehre“ der katholischen Kirche „getreu und organisch“ zusammenzufassen und ein „sicherer und authentischer Bezugspunkt“ zu sein. Er war ursprünglich gedacht als Handbuch für die Bischöfe, dann für alle Priester und Religionslehrer; jetzt empfiehlt ihn der Papst allen Gläubigen. Wie diese sich ohne Vermittlung in den 2865 Abschnitten zurechtfinden sollen, sagt der Papst nicht. Und das ist die eine Hauptkritik an dem Katechismus: Er listet Glaubens- und Sittenlehren unterschiedlichsten Gewichts einfach hintereinander auf – von der göttlichen Dreifaltigkeit, von der Sünde der Engel über die Auferstehung Jesu bis hin zu Sozialversicherung und Trunkenheit am Steuer – und gibt nicht an, was davon für den christlichen Glauben Wesens- beziehungsweise Randfragen sind.

Das hat fürchterliche Konsequenzen. Eine der empörendsten Stellen findet sich im Abschnitt über die Familie. Die Eltern als die „Erstverantwortlichen für die Erziehung ihrer Kinder“ sollen „ein Zuhause schaffen,

wo Zärtlichkeit, Vergebung, gegenseitige Achtung, Treue und selbstlose Dienstbereitschaft herrschen". Und unmittelbar darauf folgt die Bibelstelle: „Wer seinen Sohn liebt, hält den Stock für ihn bereit, damit er später Freude erleben kann.“ Auf diese Weise wird die Prügelstrafe als katholische Lehre dargestellt. Von Kindesmißhandlung übrigens spricht der Katechismus mit keinem einzigen Wort!

Vier Teile hat der Katechismus: das Glaubensbekenntnis, den Gottesdienst (mit den Sakramenten), die Moral und das Gebet. Gerade der Moralteil aber, auf den das Augenmerk meist zuerst fällt, ist am schlauesten gearbeitet. Dietmar Mieth kritisiert, der „wissenschaftliche Standard der Moralthologie“ sei „völlig mißachtet“; das Werk stehe auf dem Stand der (letzten!) Jahrhundertwende. Problembewußtsein kennt der Katechismus nicht. Menschliche Handlungen, heißt es dort schlicht, seien „entweder gut oder böse“. Und diese sehr einfache Weltsicht setzt sich in dem Satz fort: „Die (Tugend der) Klugheit befähigt die praktische Vernunft, in allen Umständen das wahre Gut zu erkennen und die rechten Mittel zu wählen, um es auszuführen.“ Für Menschen in Not hat der Katechismus keine Antwort. Verzweiflung wird als Sünde gegen die „Güte Gottes“ ganz einfach verboten. Die Positionen zur Sexual- und Ehemoral sind bekannt; bemerkenswert verständnisvoll sind die Passagen über Homosexualität ausgefallen. Vergleichsweise stark ausgebaut ist – dem Ansatz von Johannes Paul II. entsprechend – der sozialethische Teil. Er begreift die soziale Frage als Weltfrage, kritisiert „entartete Mechanismen, wucherische Finanzsysteme und ungerechte Handelsbeziehungen zwischen den Nationen“: „Daß die menschliche Gesellschaft mörderische Hungersnöte hinnimmt, ohne sich um Hilfe zu bemühen, ist ein empörendes Unrecht und eine schwere Verfehlung. Händler, die durch wucherische und profitgierige Geschäfte ihre Mitmenschen hungern und sterben lassen, begehen indirekt einen Mord.“

Während die Kirche zunächst als Volk Gottes beschrieben wird – die Hierarchie kommt erst später und wird dann bemerkenswerterweise nicht aus der Bibel, sondern aus dem Kirchenrecht begründet –, beginnt die Beschreibung von Staat und Gesellschaft mit der staatlichen Autorität. „Unterschiedliche Regierungsformen sind sittlich zulässig, sofern sie zum rechtmäßigen Wohl der Gemeinschaft beitragen.“ Das Wort Demokratie taucht nicht auf, die Bürger werden nur aufgerufen, die Rechte aktiv wahrzunehmen, die ihnen – von Land zu Land verschieden – die Autorität einräumt. Die Behörden müssen nur „die Grundrechte

der menschlichen Person achten“. Die Todesstrafe wird „in schwerwiegendsten Fällen“ nicht ausgeschlossen. Ähnlich wie eine Gesellschaft die Pflicht hat, kriegerische Angreifer abzuwehren (der Wehrdienst kommt im Katechismus deshalb immer noch vor dem Zivildienst!), darf sie Verbrecher hinrichten, um die „öffentliche Ordnung“ zu erhalten.

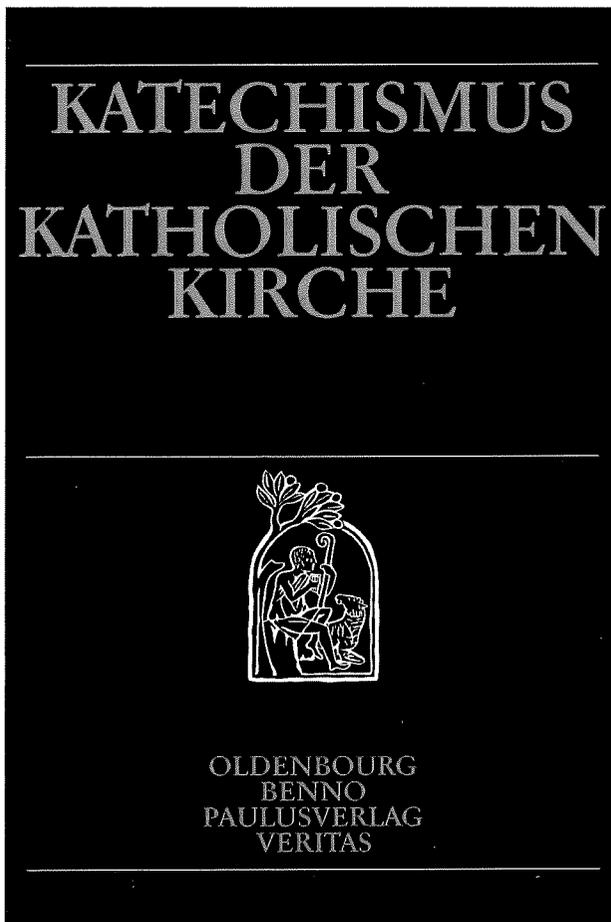
An einer der Hauptfragen der Gegenwart geht der Katechismus schweigend vorüber: die Gleichstellung von Frauen und Männern. Es heißt nur – und auch nur im Zusammenhang mit der Ehe –, Frau und Mann hätten gleiche Würde. Von gleichen Rechten keine Spur. Auch die Verantwortung des Menschen für die Umwelt wird nur en passant erwähnt. Auch zur Ökumene, der Gemeinschaft mit anderen Kirchen, fällt dem Katechismus kaum etwas ein. Er bleibt päpstlich, römisch-katholisch, auch wenn er durch einen schillernden Gebrauch des Wortes „katholisch“ („allumfassend“) einen anderen Eindruck zu erwecken sucht. Mit dem Gewissen vollends tut sich die Kirche schwer. Einerseits heißt es, dem Spruch des Gewissens müsse der Mensch unter allen Umständen folgen, andererseits wird es als „nicht angemessen“ beurteilt, das Gewissen „dem Lehramt der Kirche entgegenzustellen“.

Der Katechismus ist eine Aneinanderreihung von Zitate. Sie stammen aus der Bibel, von alten Kirchenlehrern, vor allem aber aus Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962 bis 1965) und von den darauffolgenden Päpsten Paul VI. und Johannes Paul II. Ein eigenständiger Entwurf ist das von einer Bischofssynode im Jahr 1985 geforderte und unter der Ägide Ratzingers ausgearbeitete Werk nicht geworden. Das schlägt sich auch in der Sprache nieder. Allein im Teil über das Gebet gelingen anrührende Formulierungen. Ansonsten gilt, was Heinrich Fries jüngst in Stuttgarts Katholischer Akademie über die Sprache des Katechismus sagte: „Von großer Sicherheit, vollmundig, nicht selten triumphalistisch, abstrakt und pauschal. Das dialogische Moment fällt weithin aus.“

Es kommt noch eines hinzu: Glaube wird im Katechismus zunächst zwar als „persönliche Bindung des Menschen an Gott“ definiert, dann aber auch als „freie Zustimmung zu der ganzen geoffenbarten Wahrheit“. Letzteres öffnet die Tür zu einem typisch römischen Glaubensverständnis, das den Katechismus gedanklich durchzieht: Gläubig ist nur, wer eine Anzahl feststehender Sätze für wahr hält. Glaube wird mit der kindlich-gehorsamen Annahme einer von der kirchlichen Autorität vorgelegten Lehre verwechselt, die

man besitzen und festhalten kann wie irgendeinen Gegenstand. Wer nicht der Autorität zustimmt, ist ungläubig. Aber wie sagte der Trierer Bischof Hermann-Josef Spital neulich? „Das Gegenteil von Glaube ist nicht der Unglaube, sondern die Angst. Und auf die Angst der Menschen hat der Katechismus keine Antwort.“

Paul Kreiner



Mehr Mensch-Sein?

Ein Blick in den neuen Weltkatechismus

Tagung für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des
Bischöflichen Ordinariats der Diözese Rottenburg-
Stuttgart

21.–22. Oktober
Kloster Heiligkreuztal
54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Pfarrer Wolfgang Gaugler, Esslingen
Dr. Ulrich Ruh, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Arno Schilson, Mainz

Einen anderen Zugang zum Katechismus versuchte eine Tagung für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bischöflichen Ordinariats unter dem Thema „Mehr Mensch-Sein?“, in der unter anderem auch die starken und beeindruckenden Stellen des Katechismus über Liturgie und Gebet thematisiert wurden. Einige Auszüge aus dem Referat von Professor Arno Schilson mögen dies verdeutlichen:

Zum Gebet

„Auch zur Frage des Gebets lohnt ein Blick in den Katechismus. Er beginnt mit einer Geschichte der Beter, die von der Schöpfung über Abraham, Mose, David und die Propheten bis hin zu Jesus, den Jüngern und Maria reicht. Trocken und treffend ist dieser Wolke von Gebetszeugen die Feststellung vorangestellt: *„Das Gebet ist auf diese Weise mit der Geschichte der Menschen verbunden; es ist die Beziehung zu Gott in den Ereignissen der Geschichte“* (Katechismus Nr. 2568). Wen diese knappe Aussage noch nicht zu überzeugen vermag, wer die früher noch sichtbare und greifbare Solidarität der Mit-Beter schmerzlich vermisst und sich allein gelassen vor- kommt, den kann eine ähnlich lautende, jedoch ungleich

prägnantere und aufrüttelndere Aussage von J. B. Metz aufrichten. ‚Menschheitsgeschichte als Volksgeschichte ist vor allem Religionsgeschichte, und Religionsgeschichte ist nicht zuletzt Gebetsgeschichte. Das gilt übrigens nicht nur für die Geschichte im europäisch-christlich-hebräischen Raum. Das gilt im besonderen auch für die jüdisch-hebräische Geschichte, die ihrerseits wieder zur Wurzelgeschichte wurde sowohl für das Christentum wie für den Islam. Und das gilt auch für jene fremden, schwer zugänglichen Kulturen in Asien, in Afrika ... Betende sind nicht allein; sie haben mehr Rückendeckung, als wir zumeist wahrnehmen und zur Geltung bringen.‘ Es ist nicht zuletzt dieser Theologe, der einer anderen wegweisenden Aussage des Katechismus noch mehr Nachdruck und Farbe verleiht. Daß nämlich das christliche Gebet ‚nicht ein Rückzug aus der Geschichte‘ (Katechismus Nr. 2727) ist ...“ (A. Schilson)

Zur Liturgie

„Die Gefahr, daß die Kirche unsozial, also hart und unempfindlich gegenüber den Nöten der Menschen wird, besteht tatsächlich auch und gerade dann, wenn sie sich nicht mehr auf ihren Gottesdienst konzentriert. Denn mehr als manches soziale und caritative Engagement ist die Liturgie der Kirche der Ort, wo soziale Wirklichkeit von Grund auf neu wird und in die Welt hineinwirkt. Der Katechismus deutet dies sehr präzise an: ‚Die liturgische Versammlung bildet eine Einheit kraft der Gemeinschaft des Heiligen Geistes, die die Kinder Gottes im einzigen Leib Christi versammelt. Sie geht über die menschlichen, nationalen, kulturellen und gesellschaftlichen Bindungen hinaus.‘ (Katechismus 1097) Tatsächlich gestaltet sich in der christlichen Liturgie eine neue Menschheit, die der endzeitlichen Versammlung um den Tisch des himmlischen Mahles schon hier sichtbaren Ausdruck verleiht. ‚Dort ist die Liturgie schon auf vollkommene Weist Gemeinschaft und Fest‘ (Katechismus 1136), hier noch auf unvollkommene, jedoch sehr sprechende und ansprechende Weise. Ganz grundsätzlich nimmt die Liturgie den Menschen heraus aus seiner Vereinzelung und Isolation. Auch und gerade vor Gott – so zeigt sie – gilt das Individuum nicht als isoliertes, in sich gekehrtes Subjekt, sondern als in eine Gemeinschaft hineingestelltes, mit ihr sein Leben gestaltendes Wesen.“ (A. Schilson)

Wie brisant die Frage ist, ob der Katechismus das Konzil „umsetzt“, zeigt sich an der einfachen Überlegung, daß die Konzilsbeschlüsse in ihrer Verbindlichkeit wohl eine Stufe höher zu veranschlagen sind als der Weltkatechismus. Woran hätte sich ein Katholik zu halten, falls einmal ernsthafter Anlaß zu dem Urteil bestünde, der Katechismus habe eine eindeutige Konzilsaussage nicht umgesetzt? Die reichhaltige Bezugnahme des Katechismus auf das Konzil haben wir bereits vermerkt. Es ist ja auch nicht schwer, die überlieferte Lehre durch Konzilstexte zu belegen. Aber wir finden auch Themen, wo der Katechismus ohne offenen Widerspruch, doch subtil die Konzilstexte umbiegt, besser: zurückbiegt. Etwa: Schriftgebrauch, Gotteserkenntnis, Offenbarungsverständnis, Glaubensbegriff, Mariologie, Kirchenbegriff. Weitere Punkte wären leicht zu nennen.

Der Katechismus wird durch seine Existenz wirken, und zwar nicht zukunfts offen Unwirksam könnte er dann bleiben, wenn er mit Goldschnitt hinter den Fenstern eines verglasten Bücherschranks verschwände wie eine alte Goethe-Ausgabe. Sollen wir ihm das wünschen? Ich kann mit dem Katechismus leben. Aber ich kann nicht von diesem Katechismus leben.

Otto Hermann Pesch, Bibel und Kirche 3/93

Ist die Kirche auch heute ethisch noch bewohnbar?

Überlegungen zur neuen Moralenzyklika „Veritatis splendor“

9. Dezember
Weingarten
215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

13. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
251 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Prof. Dr. Alfons Auer, Tübingen

Seit Jahren schon wurde davon gesprochen, daß von Rom eine neues Rundschreiben zu Fragen der Moral zu erwarten sei. Die erste Ankündigung reicht zurück in den Sommer 1987. Was dieses Rundschreiben beinhalten und mit welcher Autorität es versehen würde, darüber wurde viel spekuliert und orakelt. Mitunter gab es große Befürchtungen, ob denn die Gläubigen in einer letzten, bindenden Weise festgelegt werden sollten auf bestimmte ethische Verhaltensweisen, insbesondere im Bereich der Gestaltung der Sexualität, z.B. in der Frage der künstlichen Empfängnisregelung. Fast ausschließlich auf diese Fragestellung war das Interesse im Vorfeld der Veröffentlichung der Enzyklika gerichtet.

Nun hat Papst Johannes Paul II. Anfang Oktober – also 6 Jahre nach der Ankündigung – in Rom diese Moralenzyklika veröffentlicht. Johannes Paul II. ist damit der erste Papst in diesem Jahrhundert, der eine spezielle Moralenzyklika vorlegt.

Obwohl sie ausdrücklich an die Bischöfe der katholischen Kirche adressiert ist – auch das ein Sonderfall bei Enzykliken –, wollte die Abendveranstaltung Gelegenheit ge-

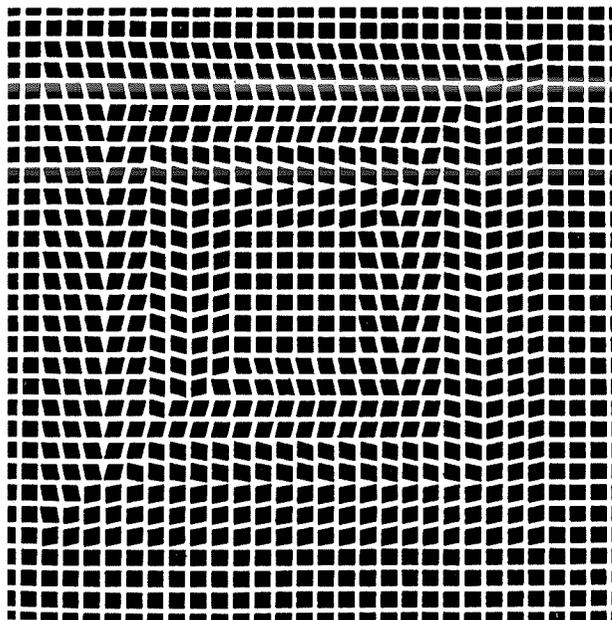
ben, sich zu informieren und sich mit ihrem Inhalt auseinanderzusetzen. Denn selbstverständlich sind ja die katholischen Gläubigen letztlich die Adressaten der katholischen Morallehre.

Der Horizont, den die Enzyklika „Veritatis splendor“ – Glanz der Wahrheit – abschreitet, ist umfangreicher und weiter als die oben angesprochene Frage der Empfängnisregelung. Es geht – so im Titel der Enzyklika – um einige grundlegende Fragen der kirchlichen Morallehre. Es geht um ethische Problemfelder und Weisungen im Umkreis von Sexualität, Geburt und Tod, um die – so formuliert es die Enzyklika – „ungelösten Rätsel des menschlichen Daseins“, es geht um die Bedeutung des Gewissens und das Verständnis der Freiheit des Christen. Prof. Alfons Auer ist einer größeren Öffentlichkeit spätestens bekannt geworden durch sein 1971 erstmals veröffentlichtes Buch mit dem Titel „Autonome Moral und christlicher Glaube“ und durch die theologische Kontroverse, die sich daran entzündet hat. – In der moraltheologischen Diskussion der letzten 20 Jahre hat kaum ein anderer ethischer Entwurf mehr Aufmerksamkeit gefunden und Diskussionen ausgelöst als der Entwurf der – etwas verkürzt ausgedrückt – „autonomen Moral“. Diese Kontroverse reicht auch hinein in die Moralenzyklika von Johannes Paul II.

Zu den vier vorgestellten und der lehramtlichen Kritik unterzogenen Begründungsmodellen einer christlichen Moral gehört auch der Entwurf der „autonomen Moral“ von Alfons Auer.

Alfons Auer war außerdem Mitglied der von Papst Paul VI. im Vorfeld der Enzyklika „Humanae vitae“ eingesetzten Kommission mit dem Namen „päpstliche Kommission für das Studium der Bevölkerungsproblematik, der Familie und der Geburtenhäufigkeit“. – Papst Paul VI. hat dem Votum dieser Kommission in Fragen der künstlichen Empfängnisregelung nicht entsprochen: eine Entscheidung, die heftigste Kontroversen auslöste und mit die Frage provozieren kann, ob „die Kirche auch heute ethisch noch bewohnbar“ sei.

Zur Vorstellung und kritischen Beurteilung der Enzyklika gibt es keinen kompetenteren Referenten als Alfons Auer. Er hat die Diskussionen der letzten Jahre und Jahrzehnte nicht nur mitverfolgt, er war auch mit verwickelt in sie und hat die Diskussion entscheidend mitgeprägt.



Victor Vasarely, *Cassiopée* 1957–1964

Reinkarnation – die neue Antwort?

15.–16. Mai
Weingarten
71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referentin/Referenten:
Dr. Baldur R. Ebertin, Wildbad
Dr. Reinhard Hummel, Stuttgart
Prof. Dr. Johannes Mischo, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Franz-Josef Nocke, Duisburg
Dr. Perry Schmidt-Leukel, München

In der gegenwärtigen Krisensituation von Kultur und Gesellschaft suchen viele von lebensbedrohender Angst ergriffene Menschen nach Orientierung, nach neuem Sinn und nach anderen Möglichkeiten zu leben als in den herkömmlichen Deutemustern. In dieser Situation einer neu aufgebrochenen Identitätskrise bedeutet die Vorstellung von der Reinkarnation – dem wiederholten und wiederholbaren Erdenleben – für viele die Chance, daß sich Lebensprobleme lösen und unabgeholte Hoffnungen erfüllen. An die Stelle des christlichen Glaubens an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben tritt der Glaube an die Wiedergeburt des Menschen und seine sich in vielen Wiedergeburten vollziehende Vollendung. Eine repräsentative Umfrage in neun europäischen Ländern im Jahre 1983, die sich mit der Verbreitung des Glaubens an die Reinkarnation beschäftigte, ergab überraschende Ergebnisse.

„Auf die Frage ‚Glauben Sie an Reinkarnation?‘ antwortete jeder fünfte Europäer (21%) mit ja. Schlüsselte man die Antworten nach der Religionszugehörigkeit auf, so glauben 26% der Mitglieder der Freikirchen, 23% aller Katholiken, 21% aller Protestanten und 12% der Religionslosen an Reinkarnation. Bemerkenswert ist, daß gerade mit zunehmendem Alter die Zahl der Reinkarnationsgläubigen ansteigt: Bei den 65- bis 74jährigen beträgt sie 25%. Ein scheinbarer Widerspruch zeichnet sich beim Kirchenbesuch ab: Die häufigsten Kirchenbesucher glauben zu 31% an die Wiedergeburt, und sie unterscheiden sich signifikant von denjenigen, die nur einmal im Jahr die Kirche besuchen (21%).“ (Johannes Mischo, in: *Reinkarnation oder Auferstehung*, Freiburg, S. 160)

Korrespondiert der Glaube an die Reinkarnation nicht der Sehnsucht nach un-entlichem Leben? Ist er nicht Antwort auf die Sehnsucht, alle im Menschen angelegten Fähigkeiten, schlummernden Begabungen und Möglichkeiten – und sei es in vielen aufeinanderfolgenden Leben – zur Entfaltung zu bringen?

Die Lehre der Reinkarnation scheint allem Scheitern und Versagen immer wieder eine neue Chance zu eröffnen und auch auf diese Weise das Endgültige und Begrenzte, das der Mensch sich schwertut zu akzeptieren, zu überwinden. Entspricht der Reinkarnationsglaube westlicher Prägung damit nicht einer Haltung zum Tod, die das „Einverständnis mit der eigenen Endlichkeit“ (A. Auer) nicht in der Lage oder bereit ist zu leisten? Ist der

Reinkarnationsglaube also nicht ein – für die gegenwärtige Zeit typisches – Nicht-wahrhaben-Wollen der Endlichkeit und Endgültigkeit, die mit dem Tod des Menschen gesetzt ist: nämlich eine begrenzte Zeit im irdischen Leben zubemessen bekommen zu haben? Ist Reinkarnation gleichbedeutend mit dem – christlich formuliert – Nichteinverständnis mit der Geschöpflichkeit des Menschen?

Bei aller von der Sache her notwendigen und kritischen Auseinandersetzung darf aber das Gemeinsame von christlicher Hoffnung und Reinkarnationsglaube nicht vergessen werden. Beide sind davon überzeugt, daß der Mensch nicht einfach im Tod vernichtet wird, sondern endgültige Vollendung und Erfüllung findet.

Auf dieser Basis und im angezeigten Kontext bemühte sich die Tagung um den Dialog zwischen christlicher Auferstehungshoffnung und Reinkarnationsglauben.

Den Fragen nach Hintergründen und Faszination sowie den Anfragen des Reinkarnationsglaubens heute folgte die Darstellung der Reinkarnationsvorstellung im klassischen Buddhismus. Dem Dialog als Leitidee aller Akademieveranstaltungen verpflichtet, kam danach – und dies wurde zum vorigen durchaus als Kontrast erfahren – ein zeitgenössischer Vertreter des Glaubens an die Reinkarnation in der Esoterik der Gegenwart zu Wort und mußte sich der Auseinandersetzung stellen.

Nach dem Vortrag über die psychologische und parapsychologische Sicht der Reinkarnation setzte Franz-Josef Nocke sich vom Standpunkt des an die christliche Auferstehung Glaubenden mit der Vorstellung vom wiederholten und wiederholbaren Erdenleben kritisch auseinander. Als Resümee formulierte Nocke 10 „Anliegen, auf welche die christliche Theologie im Dialog zu achten hat“. Diese Essentials für das Gespräch mit den Anhängern der Reinkarnationsvorstellung lauten:

1. Der personale Gott als Grund unserer Hoffnung
2. Der Geschenkcharakter der Vollendung
3. Zielgerichtete Geschichte
4. Jesus als der Christus
5. Welt als Gott und gute Schöpfung
6. Erlösung der Welt
7. Leibhaftigkeit des Menschen
8. Der Mensch als Sozial- und Individualwesen
9. Das Gewicht dieses Lebens
10. Der notwendige Einsatz gegen das Leid



Nolde, *Christus in Bethanien*, 1910

Leibhaftig glauben

Biblich-feministische Perspektiven zur Leiblichkeit

3.–4. April
Stuttgart-Hohenheim
106 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst
Dr. Monika Fander, Stuttgart

Referentinnen:
Dr. Monika Fander, Stuttgart
Angelika Meissner, Tübingen
Dr. Elisabeth Moltmann-Wendel, Tübingen
Dr. Anneliese Ohler, Freiburg i. Br.
Barbara Siebel-Robra, Witten

In der Feier des christlichen Glaubens nimmt in der Liturgie des Kirchenjahres der Palmsonntag als Eröffnung der Karwoche eine wichtige Stellung ein. „Leibhaftig glauben“, so lautete das Thema der traditionellen Palmsonntagstagung. Die Verbindung der beiden Worte „leibhaftig“ und „glauben“ sollte auf das Defizit aufmerksam machen, daß „Glaube“ und „Leib“ auch im christlichen Verständnis, im christlichen Lebens- und Glaubensvollzug zu sehr getrennt sind, obwohl doch das Bekenntnis zur Inkarnation, zur Leibwerdung des Wortes, zu den zentralen Dimensionen des christlichen Glaubensbekenntnisses gehört. Wer vom Glauben redet, meint hauptsächlich den Glaubensinhalt, den wir mit Worten und Sätzen bekennen können – etwa im Glaubensbekenntnis –, oder er meint den Glauben, der in Büchern nachgelesen werden kann, im Katechismus gelehrt wird und über den nachgedacht wird. Über ihn hat sich eine ganze Glaubenslehre mit Begriffen und Systemen entwickelt, die untereinander in lebendiger, mit Argumenten geführter Auseinandersetzung um die Wahrheit stehen.

In diesem Glaubensverständnis wird die Dimension vernachlässigt, vergessen oder verdrängt, die z. B. bei Jesus – der Hebräerbrief nennt ihn den „Urheber unseres Glaubens“ – zentral gegenwärtig war: die leibhafte Dimension des Evangeliums. Jesus lehrte und heilte, seine Verkündigung des Heils für die Menschen bestand in Wort und Tat, und viele seiner Taten wurden von Menschen als wohl-tuend, als heilend an Leib und Seele erfahren: Die blinden Augen öffnen sich, die tauben Ohren gehen auf – die Sinne des Menschen werden angesprochen. Die Zunge des Stummen löst sich, die lahmen Beine und die verkrüppelte Hand werden gesund: Jesus heilt, was krank ist. Körper und Leib sind mit eingebunden in die Verkündigung der Frohen Botschaft. In den Wundergeschichten wird Heil und Heilung körperlich erfahren. Der konkrete, ganze Mensch ist angesprochen und betroffen.

Körper- und leibfeindliche oder gar leibverachtende Tendenzen können sich nicht auf den Urheber und den Ursprung des christlichen Glaubens berufen. Der Körper ist nicht das Gefängnis oder das Grab der Seele, die als das ‚Eigentliche‘ am Menschen angesehen würde. Seele und Leib bilden in ihrer Einheit und Ganzheit den konkreten Menschen. Schließlich glauben Christen nicht an das

Fortleben der entkörperlichten Seele, sondern an die Auferstehung des Leibes.

Die biblisch-feministische Theologie entdeckte in den letzten Jahren diese leibhafte Dimension des Glaubens wieder neu, vermutlich weil Frauen sich eine besonders ausgebildete leibliche Sensibilität bewahrt haben.

Aber „biblische Perspektiven zur Leiblichkeit“, die einen leibhaften Glauben ermöglichen sollen, sind selbstverständlich nicht nur eine Angelegenheit der Frauen, sondern besonders auch der Männer, bei denen sich der Glaube schneller entkörperlicht und denen er deshalb leicht „in den Kopf steigt“.

Deshalb war es bedauerlich, daß lediglich 20% der Teilnehmerinnen und Teilnehmer Männer waren, die sich offensichtlich von der Thematik selbst betroffen ließen.

„Es ist eigenartig, daß in den Vätergeschichten Auflehnung gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung, wo sie zu Unrecht wird, immer nur von Frauen ausgeht. Und in jedem Fall wird solchem Sich-Wehren recht gegeben.“

Claus Westermann, Genesiskommentar, 1982

„Exodus der Frauen aus der Kirche“?

Die Allensbacher Studie „Frauen und Kirche“

30. Juni
Stuttgart-Hohenheim
102 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:
Dr. Renate Köcher, Allensbach

1992 gab die Deutsche Bischofskonferenz beim Institut für Demoskopie Allensbach eine Studie „Frauen und Kirche“ in Auftrag, deren wichtigste Ergebnisse Dr. Renate Köcher, die Leiterin der Untersuchung, in Hohenheim präsentierte und zur Diskussion stellte.

Anlaß der Studie war die Überlegung, daß die katholische Kirche, wie die evangelische auch, an ihrer Basis wesentlich von Frauen getragen wird und daß deshalb Schwierigkeiten und Brüche im Verhältnis beider für die Zukunft der Kirche existentielle Bedeutung haben. Die Vermutung der Bischöfe, daß dort einiges im argen liege, so daß eine Bestandsaufnahme dringend notwendig sei, bestätigte sich bereits durch die ersten Sekundäranalysen: Seit in den späten 60er Jahren unter dem Motto „unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren“ der Rückgang von Gottesdienstbesucherzahlen und schließlich der Kirchenaustritt eingeleitet wurde, ist die Lage heute bestenfalls an der Oberfläche stabil. Junge Menschen haben ihren Auszug fortgesetzt, und seit den 80er Jahren kehren auch überdurchschnittlich viele Frauen ihrer Kirche den Rücken, darunter auch die Gruppe der 45–60jährigen, die bisher die tragenden Säulen der Gemeindearbeit vor Ort bildeten.

Das Frauenbild der Kirche, so die Mehrzahl der befragten Frauen, habe mit der veränderten Lebenssituation von Frauen nicht Schritt gehalten. Weil die Kirche nach wie

vor am Leitbild der Ehefrau und Mutter hänge, argwöhne sie in der Verbreiterung der Lebensperspektiven von Frauen eine Gefährdung dieser traditionellen Aufgabenbereiche und habe daher enorme Schwierigkeiten, die berufstätige Frau oder gar die berufstätige Mutter zu akzeptieren sowie deren neues Selbstverständnis zu verarbeiten. Kirche erscheint so als ein Bereich, in dem die Gleichberechtigung von Mann und Frau weiter zu wünschen übrig läßt. Überhaupt ist der Ausschluß von Frauen qua Geschlecht aus bestimmten Ämtern in der Gesellschaft heute nicht mehr begreiflich zu machen.

Neben dem Eindruck, die Kirche könne modernes Frauenleben nicht verstehen, sind es vor allem die Reizthemen Sexualität, Schwangerschaftsabbruch, Zölibat und Scheidung, an denen sich Frauen reiben und die ihr Verhältnis zur Kirche besonders belasten.

Bei ihrer Kritik haben Frauen vor allem die offizielle Kirche im Blick. Sie attestieren ihr ein bloßes Festhalten an überholten Normen, eine veraltete Sprache, einen permanenten Blick nach innen und eine hierarchisch-verkrustete Struktur. Zwar beurteilen kirchlich engagierte Frauen ihren Nahbereich, ihre konkrete Gemeinde, wesentlich positiver, doch gibt dies keine Veranlassung zu erleichtertem Aufatmen und Zurücklehnen. Auf Dauer nämlich kann der Kirche das Auseinanderdriften von Urteil über Kirche im allgemeinen und über Kirche vor Ort nicht gleichgültig sein. Denn die Reibungen zwischen Gesellschaft und der Amtskirche hinterlassen auch im Nahbereich Spuren, und umgekehrt braucht die offizielle Kirche den Nahbereich, wenn sie lebendig bleiben will. Fazit also: Für die Zukunft wird es entscheidend sein, ob die Kirche den Exodus von Frauen und jungen Menschen aufhalten und der Erosion kirchlich-religiösen Lebens Einhalt gebieten kann. Wichtige Faktoren werden dabei ihr inneres Klima und der Charakter innerkirchlicher Diskussionen sein. Das Engagement von Frauen in der Kirche und für sie wird wesentlich davon abhängen, ob es der Kirche als Ganze gelingt, für Frauen eine Plattform bereitzustellen, die ihnen Wirkungsmöglichkeiten bietet, mit denen sie sich in ihrem Selbstverständnis identifizieren können.

Wer mehr über diese Studie wissen will, hier der Hinweis: Sie ist als „Arbeitshilfe Nr. 108“ kostenlos über das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn zu beziehen.

Aschermittwoch der Künstler

24. Februar
Stuttgart-Hohenheim
170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst
Domkapitular Dr. Werner Groß, Rottenburg

Referenten:

Georg Langenhorst, Tübingen
Nicola Stroux, Berlin

Musik:

Frank Riedel, Gitarre, Berlin

Das Katholische Sonntagsblatt faßte seine Berichterstattung über die Aschermittwochsveranstaltung (10/1993) in folgenden Sätzen zusammen:

„Ein Problem, so alt wie die Menschheit, stand im Mittelpunkt des diesjährigen Aschermittwochs der Künstler. Rund 150 Vertreter aus allen Bereichen der Kunst waren in die Diözesanakademie nach Stuttgart-Hohenheim gekommen, um sich mit dem ‚Schrei des Leidenden vor Gott‘ konfrontieren zu lassen. Und zwar in dreifacher Weise: In einer Predigt, die Bischof Walter Kasper in der benachbarten Sankt-Antonius-Kirche hielt, verurteilte dieser das Verdrängen von Leid und Tod als Lebenslüge der fortschrittsgläubigen Zeit. Der Tübinger Theologe und Literaturwissenschaftler Georg Langenhorst wiederum wählte die literarische Gestalt des Hiob, um die Zuhörer in seinen Forschungsschwerpunkt ‚Gott und das Leid bei modernen Schriftstellern‘ einzuführen. Einen spannungsreichen Abschluß bildete die Präsentation des aus Costa Rica stammenden Künstlers Rafael Ottón Solís.“ (Vgl. dazu S. 78 ff.)

Auszüge aus der Predigt von Bischof Dr. Walter Kasper:

...

Der Schrei des Leidenden vor Gott und die Suche nach Antworten auf die Frage des Leids sollen beim diesjährigen „Aschermittwoch der Künstler“ im Vordergrund stehen. Das Problem „Gott und das Leid“ ist so alt wie die Menschheit. Doch in unserer Zeit ist es – wie Georg Büchner einmal bemerkte – zum „Fels des Atheismus“ geworden. „Die einzige Entschuldigung Gottes ist, daß er nicht existiert“, faßte bereits Stendhal seine Antwort zusammen. Wie ist es angesichts des Abgrunds von Leid allüberall in der Welt möglich, an einen gütigen und barmherzigen Gott zu glauben?

Viele Antworten sind versucht worden. Doch zuerst hat man sie alle als zu leicht befunden. Die Frage bleibt offen wie eine klaffende Wunde, die niemals verheilt. Auch wir Christen haben keine theoretischen Antworten parat, die einfach aufgehen. Und wer meint, eine solche Antwort zu haben, der frage sich, ob er auch weiß, wovon er redet. Doch was wir Christen haben, ist das Vorbild einer Praxis, der Praxis Gottes selbst.

Die österliche Bußzeit, die wir heute mit dem Aschermittwoch beginnen, mündet ein in das Gedenken der Passion und des Sterbens Jesu Christi. Die Bewegung unserer Umkehr soll uns hinführen zu dem, der gelitten hat wie kein anderer. Wenden wir daher den Blick dem leidenden Jesus Christus zu. Worin besteht sein Leiden? Nicht zuerst in der körperlichen Tortur. Millionen und Abermillionen von Menschen sind im Laufe der Geschichte gefoltert, gemartert und auf noch grausamere Weise hingerichtet worden. Die Einzigartigkeit des Leidens Christi liegt in der Erfahrung der Gottverlassenheit am Kreuz. Denn niemand wußte sich so sehr eins mit Gott wie der menschengewordene Sohn Gottes. „Das ist das tiefste Leiden, das möglich ist: wissen, erfahrungshaft, wer Gott ist, und diesen Gott (scheinbar für immer) verloren haben“ (H. U. v. Balthasar). Wer so leidet, dem ist aller Boden unter den Füßen entzogen. Wer so leidet, der erfährt buchstäblich die Hölle.

Das Leiden Jesu Christi ist aber nicht nur das tiefstmögliche. Es ist zugleich der Akt höchster Hingabe und Liebe,

*Rafael Ottón Solís
Oratorio a Steve Biko, 1989
Assemblage, Acryl auf Leinwand. 1,65 x 1,20*



der Hingabe des Sohnes an den unergründlichen Willen des Vaters, der Zuwendung aber auch des Vaters zum Sohn und zur Welt. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab“ (Joh 3,16). Im Geschehen am Kreuz wird die Vorstellung des „dort oben“ im Himmel thronenden Gottes, des Gottes, der unberührt auf das Leid der Welt herunterschaut, durchkreuzt. Gott nimmt sich das Leid der Welt zu Herzen, die Leidenden liegen Gott am Herzen.

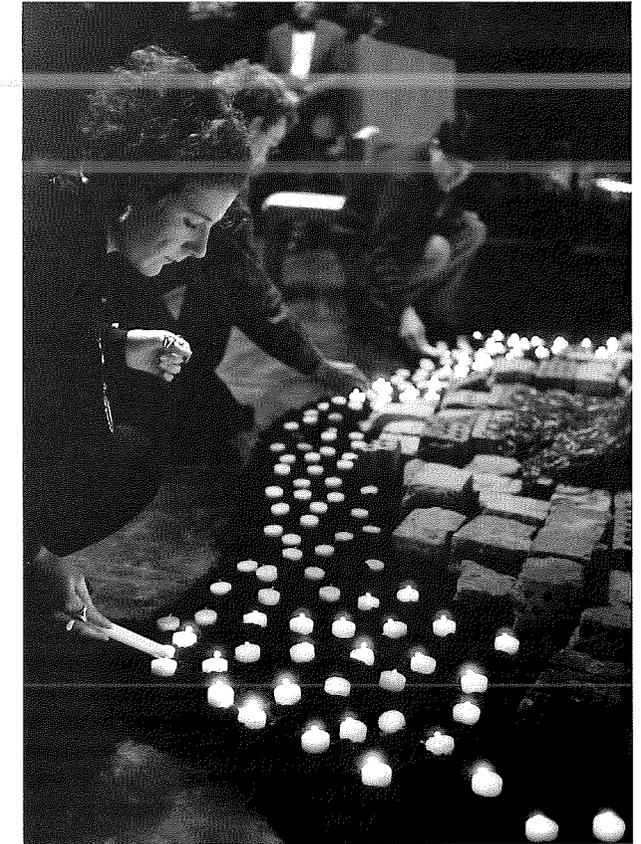
Durch das Leiden und Sterben Jesu Christi ist das Leid nicht aus der Welt geschafft. Aber es ist unterfangen; es ist seiner Sinnlosigkeit beraubt. Es ist zum Ausdruck höchster Liebe geworden, der Liebe des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen.

Aber ist das nicht eine Ungeheuerlichkeit? Wird mit diesem Satz das Leid der Welt nicht verklärt? Muß das nicht wie Zynismus klingen in den Ohren derer, die an ihrem Leid verzweifeln? Wird da nicht Spott getrieben mit den unfreiwilligen Opfern der Geschichte?

Nein! Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, nur damit er leide und durch sein Leiden das der Welt verkläre. Jesus Christus ist gekommen, damit wir das Leben haben; damit wir es in Fülle haben. So hat er das Leid bekämpft, wohin er kam. Er heilte Kranke, befreite die Menschen von ihren Ängsten, holte die Einsamen aus ihrer Verlassenheit. Noch mehr: Er stellte sich selbst ganz auf die Seite der Leidenden. Erst so wird das Leiden Jesu verständlich. Jesu Christi Passion ist die letzte Konsequenz seiner Hingabe an andere. Sein Leiden ist der Preis seiner Liebe. Die Liebe aber ist stärker als der Tod. Sie ist durch seinen Tod nicht zunichte gemacht worden. Der Weg Jesu endete nicht in der Dunkelheit des Karfreitags, er führte ins helle Licht des Ostermorgens.

Die Frage, warum es Leid gibt in der Welt – nicht nur das Leid, das wir einander zufügen, sondern auch das durch keines Menschen Tun verschuldete Leid –, ist damit nicht beantwortet. Es wird uns aber Hoffnung gegeben angesichts des Leids, dem wir tagtäglich begegnen, des Leids, das jederzeit auch uns in seinen unbarmherzigen Würgegriff nehmen kann. Es ist dies eine Hoffnung, die realistischer ist als alle Heilsutopien der Welt. Denn es ist eine Hoffnung, die dem Leid nicht ausweicht, eine Hoffnung, die weiß, daß es eine leidfreie Welt nicht geben wird.

Letztlich ist das Leid ja ein Moment unserer sterblichen



Nicola Stroux und – im Hintergrund – Rafael Ottón Solís bei der Installation

Existenz. Als endliche und sterbliche Menschen verfügen wir nicht einfach über unser Leben; wir erleiden es auch. Wir werden geboren und wir müssen sterben. Als Leidende werden wir unserer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit gewahr. Auch wenn wir im Laufe unseres konkreten Lebens von Krankheit und Not verschont bleiben; den Tod müssen wir alle erleiden, so sehr wir uns auch bemühen, seinen Zeitpunkt hinauszuschieben. In unserem Leiden offenbart sich etwas von der Wahrheit unse-

rer Existenz und unseres Lebens, wird zur Lüge, wenn wir davor fliehen, wenn wir Leid und Tod verdrängen. So drängt uns das Leiden, uns vom Belanglosen abzuwenden und uns dem Kern unseres Daseins zuzukehren.

Wenn Leid in unser Leben einbricht, dann machen wir die Erfahrung, die der Autor des Buches Hiob mit den Worten umschreibt, die wir in der Lesung gehört haben: „Schneller als das Weberschiffchen eilen meine Tage, der Faden geht aus, sie schwinden dahin. Denk daran, daß dein Leben nur Hauch ist“. Unser Leben, ein Hauch. „Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staub zurückkehrst.“ Auch diese Worte, unter denen wir uns am Aschermittwoch die Stirn mit Staub bezeichnen lassen, wollen uns an die Hinfälligkeit unseres Lebens erinnern.

Mit billiger Jenseitsvertröstung hat dies nichts zu tun. Der Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Lebendigen bedeutet nicht, daß wir Christen das fremde und das eigene Leid einfach hinnehmen sollen. Im Gegenteil. So wenig das Heilswirken Jesu durch seinen Tod sinnlos gemacht worden ist, so sehr sind wir herausgefordert, soweit es in unseren Kräften liegt, wie er das Leid in der Welt zu lindern, es einzudämmen und zu bekämpfen, insbesondere jenes Leid, das wir Menschen uns gegenseitig schuldhaft zufügen.

Der technische und wissenschaftliche Fortschritt, die Festschreibung von Menschenrechten, die Entwicklung freiheitlich-demokratischer Staatsformen, dies und vieles mehr haben zu einer Eindämmung des Leids beigetragen. Aber ist mit den Möglichkeiten, gegen die vielfältige Not in der Welt anzugehen, nicht auch zugleich das Leid, das unserer Freiheit entspringt, gewachsen? Hat die Menschheit mit ihrem wissenschaftlich-technischen Fortschritt nicht ebenso viel Tod gesät? Allein in unserem Jahrhundert in zwei Weltkriegen? In den unvergleichlichen und alles bisher Dagewesene übertreffenden Schrecknissen des Holocaust?

Auch in unserer unmittelbaren Gegenwart erreichen uns tagtäglich Bilder des Schreckens, Bilder von Krieg und Gewalttat, von Katastrophen, von Hunger und Siechtum. Neue Formen des Leids sind hinzugekommen. Oft ist es verdecktes Leid, Leid, über das niemand berichtet, Leid, das wir hinter die sauberen Fassaden unserer Leistungsgesellschaft kehren, Leid, das wir verdrängen wie den Gedanken an unseren eigenen Tod.

Wir dürfen uns an den Schrei Hiobs, der durch alle Zeiträume hallt, nicht gewöhnen. Wir dürfen uns nicht die Ohren zuhalten oder zulassen, daß er übertönt wird durch den Lärm der Marktschreier und das Geklingel der Kassen. Denn es ist der Schrei, den Gott in Jesus Christus zu seinem eigenen Schrei gemacht hat. Hierin liegt unsere Hoffnung; hierin liegt aber auch die Herausforderung an uns. Nur wenn wir solidarisch sind mit den Leidenden, können wir ihnen das Geheimnis weitersagen, das im Leiden liegt. Nur wenn wir wie Jesus solidarisch sind mit ihnen, können wir auch die Hoffnung bezeugen, die Jesus Christus über allem Leid der Welt aufgerichtet hat und die Kraft gibt zum Leben.

Das Leid der Welt ruft uns zur Umkehr. Unser eigenes Leid ruft uns heraus aus den seichten Gewässern des Belanglosen in die Tiefe unserer geschöpflichen Existenz. Das Leid der anderen ruft uns an ihre Seite. Das Leid, das wir verursachen, ruft uns zur Buße. Uns alle ruft es vor Gottes Angesicht. Stehlen wir uns nicht davon! Setzen wir uns den Anfragen des Leidens und dem Zuspruch des Glaubens aus! Suchen wir Gott und nicht den Beifall der Menschen! Vielleicht wird unser Nachdenken über das Leid dann zum Gebet, und wir können zu Gott sprechen wie Hiob: „Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen; jetzt hat mein Auge dich geschaut. Darum widerrufe ich und atme auf in Staub und Asche“ (42,5f.).



Gerhard Marcks: *Orpheus in der Unterwelt*

Die Wahrheit der Mythen und Bilder

Erfahrungen und Unterscheidungen

Tagung für KatechetInnen und GemeindeferentInnen

25.–27. Februar
Stuttgart-Hohenheim
43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr
Dr. Michael Seidel, Rottenburg
Johanna Kneer, Rottenburg

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Dr. Hans Peter Balmer, Augsburg
Prof. Dr. Peter Dinzelbacher, Salzburg
Prof. Dr. Helga Kohler-Spiegel, Feldkirch
Prof. Dr. Klaus Schilling, Freiburg i. Br.
Rafael Ottón Solís, Costa Rica
Nicola Stroux, Berlin

Das „Oratorio a Steve Biko“ konnten auch die TeilnehmerInnen der Tagung „Die Wahrheit der Mythen und Bilder“ im Anschluß an den Aschermittwoch der Künstler bei einer zweiten Installation miterleben. Die Wiederholung war durch eine besondere Dichte gekennzeichnet: wohl ein Ergebnis des in der Tagung vollzogenen sehr intensiven Umgangs mit Bildern und Symbolen. Aus der Hinführung von Nicola Stroux, Studentin an der Hochschule der Künste Berlin:

Das Werk ist eine Hommage an Steve Biko, den südafrikanischen Bürgerrechtler und schwarzen Widerstandskämpfer gegen die Apartheid. Biko starb am 12. September 1977 unter ungeklärten Umständen, als er sich in Südafrika in Polizeigewahrsam befand. Angeregt zu dieser Auseinandersetzung wurde Solís durch einen Film von Richard Attenborough, der auch den Film „Gandhi“ in Szene setzte, und einen Song von Peter Gabriel, den er im Rahmen der Konzertreihe für Menschenrechte auch live in Costa Rica erlebte.

Rafael Ottón Solís wurde am 30. Juni 1946 in Moravia, Costa Rica, geboren. Damals war Moravia ein kleines Dorf, umgeben von Kaffeeplantagen. Auch die grünen Büsche mußten schon lange dem Asphalt weichen, heute ist Moravia ein Außenbezirk der Hauptstadt San José.

Als Künstler hat er keine klassische Künstlerlaufbahn, das meiste hat er sich autodidaktisch erarbeitet. Solís absolvierte zwar ein Kunststudium, allerdings ein didaktisch orientiertes, das ihn zum Kunstlehrer ausbildete. Seit seiner Jugend arbeitet er als Kunstlehrer, vor allem an Schulen der Sekundarstufe, womit er sich auch sein Leben finanziert. Mit 22 Jahren wurde er an einer Schule angestellt, die selbst für costaricanische Verhältnisse „ab vom Schuß“ liegt, in Golfito, im Südosten Costa Ricas nahe der panamaischen Grenze. Früher war Golfito ein blühender Freihandelshafen, aber seitdem die Bananenkonzerne ihre Plantagen stilllegten, schlummert das Städtchen im Dornröschenschlaf. Dort begann Solís mit seinen Schülerinnen und Schülern Material zu sammeln, um damit im Kunstunterricht zu arbeiten. So entdeckte er nach eigenen Worten „intuitiv und durch Notwendigkeiten“ die künstlerische Ausdrucksweise der Installation. Dazu muß ich anmerken, daß klassische Materialien wie Leinwand und Farben in Orten außerhalb der Hauptstadt nur schwer erhältlich sind, und wenn, dann sind sie teuer. Während meines Aufenthaltes in Costa Rica 1991

wurde auf Künstlerbedarf noch Luxussteuer erhoben. Mitte der 70er Jahre hielt Solis sich längere Zeit in Spanien auf, in der Nähe von Barcelona, wo er sich vor allem mit Keramik auseinandersetzte. Dort lernte er die moderne Kunst Kataloniens kennen, die ihn in ihrer spezifischen Art stark beeindruckte und prägte. Wenn man die starken Texturen in Solis' Werken betrachtet, denkt man unwillkürlich an Antonio Tapis.

1976 wieder nach Costa Rica heimgekehrt, begann Solis im Alter von dreißig Jahren doch noch mit einem rein künstlerischen Kunststudium an der Universität. Er brach es nach eineinhalb Jahren wieder ab, weil nach eigenen Worten seine künstlerische Sprache schon so stark entwickelt war, daß ihm die Universität nicht mehr als geeigneter Ort erschien, um sich weiterzuentwickeln.

In seiner Beschäftigung mit der Kunst erhielt er Einflüsse von vielen Seiten, besonders aber von der arte povera aus Italien, die die Verwendung von natürlichen Materialien salonfähig machte. Solis gebraucht oft Asche, Holz, Sand, Kohle oder wie hier Erde in seinen Arbeiten. Weiterhin beeindruckte ihn die Idee der sozialen Plastik nach Joseph Beuys, den er allerdings sehr spät entdeckte. Er bezeichnet Beuys als „Bruder im Geiste“, da beide einen gesellschaftlichen Anspruch an ihre Kunst stellen. Auch der deutsche Expressionismus und Neo-Expressionismus tragen zu Solis' Arbeitsweise bei, weniger in der formalen Ausdrucksweise als vielmehr im subjektiven Ausdruck von Emotionen und Gefühlen.

Aber auch aus dem Leben holt Solis sich Anregungen, vor allem aus der populären Kultur Costa Ricas, er verwendet häufig religiöse und Gebrauchsgegenstände seiner Heimat. Ebenso greift er die kulturellen Zeichen der in Costa Rica am Rande des Vergessens existierenden autochthonen Bevölkerung auf.

Mittlerweile erschafft Solis fast immer Installationen, die Malerei ist ein wichtiger Bestandteil, aber im eigentlichen Sinne ist er kein Maler mehr. In Costa Rica sind Installationen nicht sehr verbreitet, so wird Solis in seiner Heimat auch das Verdienst zugeschrieben, diese zeitgenössische Ausdrucksform gefördert und etabliert zu haben. Seine erste Individualausstellung zeigte er 1985 in einer staatlichen Galerie, die vom Kultusministerium verwaltet wird. Bis dato waren dort nur Ausstellungen ausländischer Künstler und Künstlerinnen gemacht worden. Solis wurde als erster nationaler Künstler eingeladen. Außer-

dem werden oft Werke von ihm zu internationalen Biennalen im Ausland geschickt, z. B. nach Kuba, Ecuador und in die Vereinigten Staaten.

Vorrangig sind bei Solis zwei Aspekte der Installation wichtig: Gestalterisch nutzt er die Räumlichkeit, um mehr Nähe zu erreichen. Wie er sagt: „Die Betrachter und Betrachterinnen sind Teil des Werkes.“ Die Plastizität erhöht die Dichte, beinahe sakrale Atmosphäre, die durch Solis' Arbeiten entsteht. Er selbst bezeichnet seine Installationen als „espacios de encuentro“, wobei in diesen „espacios“, diesen Räumen, das „encuentro“ sowohl als „Zusammentreffen“ als auch als „Aufeinanderprallen“ übersetzt werden kann. Der zweite Aspekt erscheint mir fast noch wichtiger, denn die Installation erlaubt Solis, sich universell verständlich auszudrücken. Seine Art der Verwendung von Objekten ist zwar nicht neu, die „objets trouvés“ spielen in der Kunst seit langem eine Rolle, aber er gebraucht Objekte vor allem, um zu kommunizieren. Der stark reduzierte Einsatz seiner Objekte gestattet es ihm, seine Aussagen ungleich klarer zu formulieren und über alle Grenzen hinweg verständlich zu arbeiten.

Oft kommt er mit einem halben Dutzend verschiedener Materialien aus. Die hier gezeigte Installation besteht aus nur sieben verschiedenen Objekten: Leinwand, Acryl, Stoffbänder, Kerzen, Ziegel, Kies und Palmblätter.

Solis vereint in seinen Werken zwei verschiedene Ansätze, die sich gerade in der zeitgenössischen Kunst oft feindlich gegenüberstehen: Ästhetik und Aussage. Seine Arbeiten strahlen eine tragische Schönheit aus, ohne deswegen auf ihre häufig scharf formulierten Inhalte zu verzichten.

Das besondere Können Solis' liegt neben seiner hervorragenden plastischen Arbeit vor allem im gezielten Einsatz von Bedeutungsträgern und Symbolen. Er verwendet in seinen Installationen Gegenstände, die semiotisch aufgeladen sind und viele Assoziationen gleichzeitig hervorrufen. Ein alter Dolch, verbranntes Holz, Asche und Stacheldraht stehen für mehrere Bedeutungsfelder gleichzeitig. Es sind Objekte, deren Bedeutungen über kulturelle und sprachliche Grenzen hinaus verstanden werden. Sicherlich werden wir hier einige andere Assoziationen z. B. zu Stacheldraht haben als ein Lateinamerikaner oder eine Afrikanerin. Letztlich werden wir jedoch alle eine ganze Reihe deckungsgleicher Inhalte assoziieren. Daher ist Solis' Werk immer anfangs konzeptuelle

und erst im zweiten Schritt plastische Arbeit. Er bedient sich aus dem Vokabular der modernen und zeitgenössischen Kunst, hat dabei aber eine unverkennbar eigene Sprache entwickelt.

Solis hat einen klassischen Anspruch an seine Kunst. Seine Arbeit ist weder verspielt noch ironisch oder experimentell. Er formuliert seine Aussagen so klar wie möglich, damit sein Appell einen Widerhall findet. Er möchte „die Menschen aufrütteln, damit sie den thematisierten Problemen nicht mehr neutral gegenüberstehen, sondern darüber nachdenken“.

Auch in der Farbgebung hat Solis sich beschränkt. Seit Jahren schon verwendet er fast ausschließlich Rot und Schwarz. Dieser Farbkanon hat sich aus verschiedenen Quellen heraus ergeben. Bereits 1967 sah er in Costa Rica eine Ausstellung italienischer Moderner, die Rot-Schwarz als Ausdruck von Dynamik häufig gebrauchten. Zusätzliche Bedeutung gewann die Kombination durch die sandinistische Revolution im Nachbarland Nicaragua, die ihre Fahne aus diesen beiden Farben zusammensetzte. Und nicht zuletzt zeigen sich rote und schwarze Elemente häufig in der katholischen Messe und auch in der Kirchenarchitektur. Solis war in seiner Kindheit Meßdiener, kirchliche Gegenstände und Ornamente sind ihm vertraut und bekannt von klein auf. Er selbst bezeichnet diese beiden Farben als „Gegenüberstellung von Leben und Tod, von Erhaltung unserer Kultur oder ihrem endgültigen Verlust, von Unabhängigkeit oder Abhängigkeit, von Kolonie oder Souveränität, von Mensch-Sein oder nur noch Konsument-Sein“.

Allgemein sehe ich drei Hauptaspekte in seiner künstlerischen Arbeit: Religion, die Verurteilung von Gewalt und nostalgische Rückbesinnung.

Solis' Arbeiten haben immer einen religiösen Bezug. Seine gesamte künstlerische Tätigkeit nährt und speist sich aus seinem tiefen Glauben. In einem Katalogtext formulierte er: „Ich bin ein Auserwählter, ich bin ein Künstler, Amen.“ Solis' Glauben ist ein heftiger, schmerzvoller Glaube. Sein Schaffen bedeutet für ihn, beizutragen zu einer menschlicheren Welt, wie er selbst sagt, sein „grano de arena“, sein Sandkörnchen, wir würden vielleicht sagen, „sein Scherflein dazu beitragen“. Solis gehört der katholischen Religion an, die in Lateinamerika in den letzten Jahren bekanntlich eine ganze Reihe neuer Impulse hervorgebracht hat. Er selbst sagt: „Ich bin

katholischer Lateinamerikaner. Ich glaube an die Theologie der Befreiung und demzufolge an die Wiederauferstehung und an das Leben. Der Aufbau des Königreiches beginnt hier und jetzt.“

Auch das „Oratorio a Steve Biko“ zeigt christliche Symbolik: ein flammendes rotes Kreuz und zusätzlich ein solches aus gesegneten Palmblättern. Dieses hat in Costa Rica wohl ähnliche Funktion wie bei uns die Segnung der Haustür durch die Initialen der Heiligen Drei Könige.

Der zweite wichtige Punkt seiner Arbeiten: Sie klagen immer wieder die Gewalt an, die Menschen in allen Teilen dieser Welt angetan wird. Nicht nur in den unmittelbaren Nachbarländern Costa Ricas werden täglich aufs neue die Menschenrechte verletzt. Auch uns in Europa ist die Gewalt wieder nahegekommen und wir müssen nicht einmal mehr ins nahe Ausland blicken, wie uns z. B. die Vorgänge in Rostock zeigen. Das hier ausgestellte Werk ist, wie beinahe alle seine Werke, eine radikale Absage an die Gewalt: „Mein Werk, teilweise so heftig und herzerreißend, ist eine Herausforderung an das Leben, ein entschiedenes Nein zur Gewalt und zum Militarismus.“

Der dritte Aspekt ist die nostalgische Beziehung Solis' zu Costa Rica, wie er es in seiner Kindheit und Jugend erlebt hat. Er trachtet danach, eine eigene costaricanische Identität zu entdecken, besser gesagt wiederzuentdecken. Für ihn war Costa Rica während seiner Kindheit ein friedliebendes und gesundes Land, das in einem deutlichen Grade eine eigene Kultur entwickelt und bewahrt hatte. Dieser nostalgische Rückblick mag vielleicht ein wenig paradox erscheinen, hat Solis doch in seiner Kunst durchaus von den Kontakten zur dominierenden sog. Ersten Welt profitiert. Aber als costaricanischer Künstler, der sich als Lateinamerikaner begreift, sieht er sein kulturelles und künstlerisches Erbe nicht nur in Europa, sondern ebenso in den altamerikanischen Kulturen, den indianischen Vorfahren. Auch in der hier gezeigten Installation weist er auf sie hin, die rote Querbanderole ist von mexikanischen Indios gefertigt worden. Das „Oratorio“ wurde 1989 in Costa Rica mit dem nationalen Preis „Ancora“ gewürdigt. Dieser Preis ist einer der wichtigsten im Lande. Anlässlich der Auszeichnung bekräftigte Solis im Katalog seine nostalgische Suche: „Meine Malerei ist eine schmerzvolle Reise in die Vergangenheit. Ich glaube an die Kunst als Wiederbestätigung unserer Identität, als Gesang der Hoffnung.“

Georg Baselitz

Zeichnungen und Holzschnitte

19. August
Stuttgart-Hohenheim
55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Einführung:
Ines Turian, Frankfurt a. M.

Musik:
Joseph E. Ott, Ellwangen, Schlagzeug

Georg Baselitz hat nicht nur monumentale Werke geschaffen, die in vielen großen Museen der Welt zu sehen sind, sondern auch kleine Zeichnungen und Holzschnitte, an denen seine existentielle und auch thematische Darstellungsweise sichtbar wird. Eben diese Werke seien nun, so Dr. Gebhard Fürst, durch die Unterstützung der Berliner Galerie Springer in Hohenheim zu sehen. Somit trage diese Ausstellung dazu bei, die künstlerische Bandbreite des Werkes von Baselitz zu verdeutlichen. Fürst betonte auch, daß sich Baselitz wie kaum ein anderer Künstler der Gegenwart in der christlichen Ikonographie auskenne. Dies sei mit ein Grund, weshalb sich eine Einrichtung wie die Akademie mit diesem Maler auseinandersetzen habe.

In seinem am 12. Dezember 1985 verfaßten Text „Das Rüstzeug des Malers“ beschreibt Georg Baselitz selbst die Auseinandersetzung des Künstlers mit seiner Materie. Nachfolgend Auszüge aus diesem Aufsatz:

Eine Frage und eine Antwort darauf. Sind die Maler noch diejenigen Maler, die die große Höhle bemalen? Malen sie den Büffel an die Wand als den Hunger, den Adler als die Freiheit, die Frau mit dem dicken Hintern als die Liebe? Malen sie den Büffel als das Tischleindeckdich? Haben sie



Georg Baselitz, Adler, Kohle und Wasserfarbe auf Papier, 1978

die Höhle inzwischen verlassen, sich aus der Gemeinschaft gestohlen und die allgemeinen, verständlichen Vereinbarungen vergessen, weil der Zauber den Hunger nicht stillt, das Fliegen nicht klappt und auch die Sehnsucht nach Liebe die Liebe nicht bringt? Haben sie die Höhle mit einem anderen Platz vertauscht?

Die Propagierung über die Bedürfnisse „Was braucht der Mensch?“ nährt sich aus Sehnsucht nach Freiheit und Todesangst und verführt zu einem anderen Weg, abseits von der Bahn der Maler. Die hellen Köpfe, Überflieger, Neuerer, Aktivisten, voran die Verrückten und die Feuerköpfe, sind in ihrem eigenen Schädel geblieben. Sie

rufen mutige Devisen: Bilder sollen im Halse stecken bleiben, man soll die Augen vernageln und Herzen in die Zange nehmen. Fischgräte, Bombennacht und Trennung. Also, man sitzt noch beisamen ums Feuer, wärmt sich die Malstuben, ist satt und verliebt. Auf den zerborstenen Leinwänden sind die prächtigen Ornamente voll wirrer Linien und üppiger Farben, kristalline Galerien hängen über den Rahmen. Alles, was aufrecht stand, das Stilleben, ist umgeworfen worden, die Landschaft ist gepackt und entwurzelt worden, die Interieurs wurden zerwühlt, zerkratzt, und durchbohrt wurden die Porträts. Die Malerei wurde die Musik. Der Surrealismus hat gesiegt. Alle haltbaren Sachen sind aus den Bildern geflogen. Jetzt geht der Ton durch die Wände, die Linie steht kopf. Sind die Maler nun unglücklich und frieren? Sie tanzen und feiern Feste mit Freunden, sie laden die Väter ein und trinken Capri mit ihnen. Ein schwarzes Bild ist weiß wie der Himmel. Die Farben glühen in der dunklen Höhle. Licht ist überflüssig. Überhaupt ist alles ganz anders. Den Apparat Venus, den Zeus, die Engel, Picasso haben die Maler erfunden, wie eben auch den Stier, das Brathuhn, das Liebespaar. Die Birnbaumpalette wurde zum Eimer, der Pinsel zum Messer, zum Beil und Knüppel. Die größten Bilder sind größer und die kleinsten kleiner denn je. Einer hat ein Bild von 5 Zentnern gemalt. Ein Chinese ist im Handstand über die Leinwand gelaufen. Ein Norweger hat einen Birkenwald von 68 ha Größe auf 4 cm² Leinwand gemalt. So will ich ja nicht weiterreden. Die Hygiene, ich meine die Religion, wird eingesetzt. Eine Sache ist Disziplin, eine andere die Bildung und auch die Meditation. Der Rausch wird zur Vorbereitung oder zur Stabilisation der Haltung benützt. ...

Sieht man mehr von der Welt, wenn man auf eine Leiter steigt, sieht man noch mehr, wenn man sich flach auf den Acker legt und die Nase in die Erde steckt: so und so. Der Unterschied zwischen einem deutschen und einem italienischen Apfelbaum ist gewaltig groß. Ich habe in der Toskana im Garten Fotos gemacht von solchen Bäumen. In Deutschland zu Hause war dann meine Aufregung groß über diese Exoten-Apfelbäume, unmalbar diese Märchenbaumerfindungen. Ich bin dahintergekommen, ich wollte gar keinen Apfelbaum malen. Ich saß noch unter der Mutter und hatte nur die Nase rausgesteckt. Die Welt hat sich nicht geöffnet, das Geheimnis blieb verborgen im Ding, nun aber war die Verwirrung da. Das

ist eine Erfahrung, nur eben nicht die, die durch Verschiebung des Horizontes bildet. Die ersten La-la-Laute und Punkt, Punkt, Komma, Strich sind sehr vehemente Schöpfungen für den, der sie macht. Das ist keine Theorie. Ich habe Fidelio komponiert, ich weiß genau, daß ich als Sechsjähriger das Stück dirigiert habe, Hund und Hase habe ich mit acht Jahren gemalt und mit AD signiert. Das eine Aquarell liegt in der Wiener Albertina, der Hund ist verlorengegangen. Um mich zu erinnern, vielleicht auch um meine Vergangenheit zu errichten, habe ich z. B. 1969 den Wald gemalt, denn ich bin überzeugt, daß die „Jagdpause im Wermisdorfer Wald“ in der Schule in Sachsen von mir im 8. Schuljahr gemalt wurde. Das Bild ist kleiner als die Erinnerung. Vor mir auf den Tisch steht eine silberne Thermoskaffeekanne mit warmem Kaffee darin. Mit dieser Kanne könnte ich überhaupt nichts anfangen, wenn ich mich darin nicht spiegeln würde. So fällt mir mein Selbstbildnis mit der großen Hand im Vordergrund ein – hängt in Wien. Dort ist richtiger Surrealismus nur deshalb, weil ich wiederum genau weiß, ich hatte zu der Zeit hellblonde kurze Haare und nicht diese dunklen Locken.

Mein langgehegter Plan ist, Bilder hinter der Leinwand zu malen. Ich will mich nicht hinter der Leinwand verstecken, sondern aufrecht davor stehen. Das Rüstzeug des Malers sind für diesen Malakt zu kurze Arme. Die Anatomie versagt. 1993 hat ein Maler sicher einen Arm um 50 cm länger und macht dieses „Hinter-der-Leinwand-Bild“. Das bin ich. Deshalb male ich heute, 16.XI.1985, diesen Futurismus und signiere mit Datum 1993. Alles, was hinter dem Maler liegt, liegt auch vor ihm. Seit ich damals auf einem zugefrorenen See hart mit dem Kopf auf das Eis fiel, ist mir ein singender Ton im Schädel geblieben. Das war ein völlig unproduktiver Akt, der die These der nicht reproduzierbaren Erfahrungen bestätigt. Erst jetzt nämlich verschwand aus meinem Kopf dieser Ton, wurde ausgelöscht, als ich nach dem Paukenwirbel in Bruckners 2. Sinfonie den liegengebliebenen Ton hörte. Wie bei einer psychischen Interferenz sauste die Luft aus dem Ohr. Solche Akte (Eisstürze) gehören nicht zum Rüstzeug des Malers.

Niemand zwingt den Maler in jene Gesellschaft, deren Doktrin die verlogenen Bilder fordert, auf denen der Gute dem Bösen Beispiele politischen Irrsinns ins Bilderbuch zeichnet. Wenn ich ein Tischleindeckdich male,

esse ich es selber leer. Meine Frau streicht mir sanft über den Kopf. Das Bild wird nicht fertig, liebe Frau, sollte der Maler vorher von der Leiter fallen. Die weiße Kontur entzündet einen schwarzen Hintergrund. Die spanischen Maler sind gute Beleuchter. Der Erfinder des großen Theaterbühnenscheinwerfers ist Velazquez. Ich bin bei seiner Beleuchtungsprobe weggelaufen. Bei so gebündeltem Licht wird mir schwindelig. Vielleicht war das Weglaufen ein Fehler, denn nun fehlt mir dieses Rüstzeug. Ich muß den Farbbrei mit einem Seil zusammenziehen. Wie Schlangen liegen die Seilenden in der Sonne, die schwarze Natter liegt obenauf, auf dem Stilleben. Dort auf dem Bild wird, wo es wichtig ist, scharf gezeichnet, und wo es ebenso wichtig ist, verschwimmt die Linie, sie schlingert und verschwindet im Dunkel. Ich lüge nicht – gerade sehe ich Marat in der Badewanne, das Bild von David. Eigentlich sehe ich den Arm mit der Feder in der Hand besser, das Armpendel, die Stunde schlägt, die neue Zeit. Dieser Arm mit Hand ist von Rosso, jenes Bild, auf dem hinten Moses wütet. Unmöglich kann Rossos Modell zu Davids Zeiten noch gelebt haben, aber es ist derselbe Arm, also sind Rosso und David ein und derselbe. Dieser Arm ist ein Rüstzeug. Reinkarnation ist Unsinn. Ebenso ein Rüstzeug sind die grünen und roten Punkte der Girlande in der Priscillagrufte, die Renoir ausgemalt hat. Ich habe daneben gestanden und am Tanzschritt gearbeitet. Viele Maler waren in dieser Höhle. Die Frau mit dem Tamburin war noch nicht da. Die Toten brauchen die besten Bilder, das ist die Kunstgeschichte, man kann auch sagen, in der Finsternis sind die Bilder. Ich sage hier alles positiv, Schlechtes sollte beiseite bleiben. Hier die einzelnen Punkte aufgezählt: alle Maler leben; die Leidenschaft kann sein; die Hygiene; die Farbe, z. B. rot; alle Dinge auf den Bildern, z. B. gar nichts drauf; die Linie, diese kann aus dem Hintergrund, vom Grunde der Leinwand oder selbst durch die Leinwand durch ins Auge schießen; das Ornament, geflochten, gedreht, gewunden, auch stürzend, kann auch als Schlange oder Strick sein; der Punkt, als Punkt, als Fleck, als Haufen wie ein Fladen, fliegt auch manchmal über die Leinwandfläche; die Fläche selber, nicht auszudenken, was alles, z. B. als Haar, als Körper, als Brust eines Helden, als grünes Auge oder eben als Tannenbaum, als Meer, wenn möglich ohne Perspektive; die Erzählung, hier wäre z. B. die Mythe vom Trojanischen Pferd interessant; die Musik, in

Rembrandts Braunschweiger Familienbild wird dunkelgelb Cello gespielt; Zahlen, das Modul, die Proportion, nicht das Beispiel mit der Leiter, sondern vielmehr Eskimo und Eisberg, Zyklop hinterm Felsen; natürlich auch alles, was Maler erfunden haben, wie den Schornstein, das Haus, die Lokomotive, die Pyramide, das Straßenpflaster, das Fensterkreuz; auch die Sachen ohne Winkel, wie Firmament und Sternenmeer. Besseres oder schlechteres Leben ist hier nicht drin, im Rüstzeug. Illusionen sind Sache der Interpreten. Der schönste Bilderakt von Modigliani hat keine Haut, kein Fleisch, keine Zähne. Man kann so weit nicht gehen und sagen, Bilder hätten das. In dieser Aufzählung fehlt, wie man merkt, das Motiv, es ist nicht enthalten aus folgendem Grund: Davids Bild mit dem ermordeten Marat in der Badewanne ist selbstverständlich ebenso ein Höhlenbild wie eine ausgemalte Etruskergrufte. Sind denn für andere Bilder überhaupt sichtbar? Die große Höhle ist dunkel, die Bilder sind kaum zu sehen. Die Grabhöhle der Etrusker oder Ägypter ist vollständig finster, man sieht die Bilder gar nicht. Der Maler hat also Bilder gemalt, die keiner sieht. Wiederum hat Renoir in der Priscillagrufte nicht gepfuscht, wie wir jetzt prüfend sehen, wobei er niemals davon ausgehen konnte, daß wir sie je sehen würden. Warum hat er das dennoch getan? Den Betrachter hat das Publikum erfunden, nicht die Maler. Nur die veränderte Zivilisation, der andere kulturelle Anspruch hat dieses Bild ans Licht gezogen. Alle Toten haben einst gelebt. So ist dieses Bild ein Epitaph. Der Büffel mit den Pfeilspitzen ist hier der tote Marat und das Tintenschwämmchen ganz zweifellos frei das Brötchen der Stilleben bzw. das Tischleindeckdich. Sieht man die Kostüme der Leute, die reichen Gewänder und hängenden Tücher, das Innere des Zimmers, die Badewanne, so kann man sagen, mit einem Bein stand David im alten Rom. Das ist verschobene Zivilisation, nicht entwickelt zum Besseren hin, nur verschoben. Das Motiv in Davids Kopf ist die Höhle mit den Höhlenbewohnern und ihrer noch intakten ungebrochenen Übereinkunft, daß der Büffel und das Brötchen sowohl die Lebenden wie die Toten ernährt. Kein Maler geht auf Motivsuche, das wäre paradox, denn das Motiv ist im Kopf des Malers, der Mechanismus, der denkt. Auf jedem Bild sind die Büffel und Brötchen als Ausdruck des Motivs. Die Instinkte sagen uns, was wir damit anzufangen haben. Unsere Sehnsucht braucht Bilder.

Hede Bühl

„Köpfe“

23. Mai – 12. Juli
Vernissage am 23. Mai
Weingarten
56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Iris Gniosdorsch

Einführung:
Dr. Katharina Winnekes, Köln

Musik:
Dorothea Rieger, Freiburg i. Br., Sopran

Der Gegensatz könnte nicht größer sein: archaisch anmutende Köpfe aus Bronze oder Granit, monumental, kraftstrotzend, inmitten oberschwäbischen Barocks des Weingartener Klosters. Die Ausstellungsräume der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart verstärken die Monumentalität der Kopf-Skulpturen Hede Bühls noch, machen die Reduzierung auf das Wesentliche noch deutlicher. Trotz des glatten, kalten Materials reizen die schwarzschimmernden Köpfe auf schwarzen Podesten den Betrachter zum Anfassen, zum Be-Greifen.

Die Düsseldorfer Bildhauerin Hede Bühl begann bereits 1958 als 18jährige ihre Ausbildung an der Kunstakademie bei Sepp Mages. Eine Reise nach Ägypten zwei Jahre später hat ihren Stil sicherlich beeinflusst. Manche ihrer Figuren thronen auf ihren Sesseln wie die Herrscher-Skulpturen vom Nil. Eher verwirrt hat sie wohl Joseph Beuys, der die Studenten von Sepp Mages nach dessen Pensionierung übernommen hatte. Er erhob die Veränderung zum Prinzip, sah im Zerstörerischen eine Chance zum Neubeginn. Für eine Bildhauerin, die hauptsächlich mit Materialien wie Alabaster, Basalt, Marmor und Bronze arbeitet, ein schwieriges Unterfangen. Stein ist nun einmal eher auf Dauer angelegt, beharrend. Sie löste diesen Widerspruch, indem sie Bandagen, breite

Bänder zum Erkennungszeichen ihrer Plastiken machte. Ihre Plastik, so Dr. Katharina Winnekes vom Diözesan-Museum Köln in ihrer Einführung anlässlich der Ausstellungseröffnung, leiste Widerstand gegen die Knebelung, mache die widerstrebenden Kräfte des Ausbrechens und Wieder-Einfangens deutlich.

Ihren handwerklichen Feinschliff hat sich Hede Bühl bei Ewald Mataré erarbeitet. Als Hilfskraft wirkte sie bei Kirchenbau-Aufträgen mit. Der Stellenwert der Düsseldorfer Bildhauerin wird unterstrichen durch zahlreiche Preise, darunter 1979/80 auch ein Aufenthalt in der Villa Massimo in Rom.

Die Künstlerin habe sich, so Katharina Winnekes, der Suche nach der idealen, der allgemein gültigen Form verschrieben. War früher die sitzende, liegende oder stehende Figur ihr Thema, hat sie sich jetzt auf die Gestaltung von Köpfen konzentriert. Und gerade diese Kopf-Skulpturen verkörpern „die aus der Form heraus sich ballende Kraft“. Katharina Winnekes verglich deren Wirkung mit einer in Ihrem Kokon eingesponnen Raupe. Hede Bühl gelingt es, Figuren ohne Arme und Beine zu schaffen, ohne daß der Betrachter den Eindruck hat, hier fehle etwas. Köpfe ohne Münder, ohne Nasen, ohne Ohren wirken dennoch vollständig, ja fast vollkommen. Ihr bildhauerisches Werk hat eine Vermittlerrolle, ist zwischen Abstraktion und Realismus angesiedelt. Ausgangspunkt bleibt die menschliche Figur. Sie kann in ihrer Absolutheit jedoch erst erfaßt werden durch Weglassen. Realistische Details lenken eher ab vom Wesentlichen, ja versperren den Weg dorthin.

Hede Bühls Plastiken, so Katharina Winnekes, fordern auf zum Innehalten, zum Stillwerden. Diese Einladung zur Meditation griff Dorothea Rieger aus Freiburg gekonnt auf mit ihren geistlichen Liedern der Hildegard von Bingen. Die a cappella gesungenen lateinischen Lobpreisungen stimmten die Besucher der Vernissage aufs Schönste ein auf Hede Bühls Skulpturen.



Maria

Bilder einer Frau

29. August – 24. September
Weingarten
Vernissage am 29. August
115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Rainer Öhlschläger

Einführung:
Alto Hien, Altötting

Musik:
Roland Graeter, Stuttgart,
spielte drei Improvisationen für Stimme,
Cello und ägyptische Trommel

Auszüge aus der Rede von Alto Hien, Altötting, zur
Eröffnung:

Alle Bilder und Objekte sind ohne konkreten Auftrag
entstanden und ohne konkrete Situation, wie z. B. für
eine bestimmte Kapelle, Kirche, Altar ...

Das bedeutet, die Bilder hier haben keine öffentliche
Funktion im kirchlichen Raum zu erfüllen, sie sind viel-
mehr alle individuelle und persönliche Bekenntnisse zum
Thema Maria.

Überraschenderweise war die Marienausstellung von
großem Mißtrauen begleitet: Die Stadt Altötting bat uns
inständig, vorsichtig zu sein und nur ja keinen Staub
aufzuwirbeln – und wir dachten still: Staub kann eigent-
lich nur da aufgewirbelt werden, wo Staub ist. Die Kirche
Altötting war mißtrauisch, weil sie ja schon ein erfolgrei-
ches Marienbild hat. Zu was also nach einem neuen
suchen?

Die Künstler selbst waren mißtrauisch und warnten, daß
ein Thema mit so religiöser Schlagseite den guten Ruf
der Kunst im allgemeinen, insbesondere aber der Künst-
lergruppe schweren Schaden zufügen würde.

Zu guter Letzt, nein, vielmehr zu schlechter Letzt, aber

überfiel uns arme Künstler, die wir trotzdem Marien-
bilder malen wollten, die fatale Einsicht: Die Zeit der
Marienbilder ist vorüber. – Die schönsten Marienbilder
sind alle schon gemalt, vor 200, 300, 400, 500 Jahren:
unsäglich schön, vollkommen, aus lauterem Herzen.
Jeder noch so gutgemeinte Versuch, heute daran anzu-
knüpfen, weiterzumalen oder wiederzubeleben, ist lä-
cherlich und scheitert im voraus. Maler: Zerschneidet eure
Pinsel, verschenkt eure Farben, zerschneidet eure Lein-
wände: Ihr habt hier nichts mehr zu malen!

Mit dieser bedauernswerten Situation finden sich heute
alle KünstlerInnen konfrontiert, die trotz allem den Ver-
such wagen, ein Marienbild zu entwerfen. Das oberfläch-
liche Urteil ist offensichtlich und ernüchternd: Es gibt
kein Marienbild – heute. Was sollen also all die Mühen, was
soll die Ausstellung, was offenbaren die Bilder dann?

Von Joseph Beuys stammt der lapidare Satz: „Wer nicht
denken will, fliegt raus!“ Wir haben nachgedacht – und
das Ergebnis sind unsere Bilder: Denkbilder. Was auf den
ersten Blick oft anstößig erscheinen mag, ist auf den
zweiten Blick ein Denkanstoß.

Lassen Sie mich fünf exemplarische Denkanstöße formu-
lieren:

1. Die Bilder offenbaren eine große Scheu, das Numinose
beim Namen zu nennen, es abzubilden: Du sollst Dir kein
Bild machen! Für einen Maler eine äußerst schwierige
Prämisse seiner Existenz! Und doch: Das Bildverbot der
Mohammedaner und 2000 Jahre christlicher Bildersturm
und Bilderstreit sind gerade heute ein ernstzuneh-
mender Denkanstoß. Gegen die Bilderflut und die Ge-
schwätzigkeit der Welt setzen wir Künstler „das Schwe-
igen der Bilder“, konsequent zu Ende gedacht und unge-
malt – ein Meditationsobjekt.

2. Die Bilder ziehen sich in das hermetische Reich der
Metaphern und Symbole zurück:

Ein Stück Stoff wird zum Symbol,

Federn werden zum Symbol,

die Farbe blau wird zum Symbol,

ein Riß im Brett ist eine Metapher,

Stahlmantel und Messingkern sind Symbole,

Apfelbaum und Feuer – die stille Symbolsprache des
Materials:

der Kreis vom verlorenen Paradies Evas zu Maria, der
neuen Eva,
schließt sich.

Oder: das große Neon- und Rost-Objekt von P. Wiedenhoff auf der Einladung: Neon und Rost: Symbole der Scheinheiligkeit und der Vergänglichkeit, eine leicht blasphemische „coniunctio oppositorum“ zwischen MacDonald und Maria, aber eben auch ein klassisches und doch modernes Vanitasbild.

3. Die Bilder offenbaren und dokumentieren die Suche nach Bildern. Nicht das Ziel Maria wird gemalt, sondern der Weg dorthin dokumentiert. „Ich suche dich, ich sehe dich in 1000 Bildern, Maria“, schreibt Novalis – doch keines der 1000 Bilder gleicht dem, das ich in mir trage ... Wenn ich gegenständlich male, taucht unausweichlich die Frage auf: Wie hat Maria ausgesehen? Blondes, braunes, schwarzes Haar; lang, kurz, gelockt, glatt? In seinem Bild „Ich sehe dich in 1000 Bildern“ hat Bruno Kelch nur einige Gesichter vorgeschlagen, vorgemalt und damit schon die Frage ad absurdum geführt. Gabriele Stolz betitelt ihr großes Suchbild ehrlicherweise mit „wanted“

– gewünscht wird, oder härter, wie bei einem Kriminalsteckbrief: „wanted“ – gesucht wird eine Frau namens Maria.

Müßte Maria heute nicht Jeans tragen oder eine Brille? Müßte Maria heute in Bayern (P. B.) als Palästinenserin nicht zuallererst um eine befristete Aufenthaltsgenehmigung nachsuchen oder einen Asylantrag stellen? So weit sind wir heute schon mit Maria gekommen! Fragen über Fragen – keine Antworten.

4. Bemerkenswert erscheint mir auch der Versuch von Markus Wimmer „Maria aus Tschernobyl“. Nicht die mythischen Mütter werden angerufen, sondern die lebenden Mütter: alle Mütter, deren Kinder zu Opfern werden, gewaltsam, sinnlos, unmenschlich. Die große Hoffnung Maria schlummert in jeder Mutter (was schlummert in den Vätern??).

5. Ein Denkanstoß darf bei einer Marienausstellung, bei „Bilder einer Frau“ nicht fehlen: das Thema Sexualität:



Jungfrauenschaft und Schwangerschaft
Fruchtbarkeit und Frömmigkeit
Pille und Papst
– ein überaus aktuelles Thema und im wahrsten Sinn des Wortes ein all-tägliches, ein all-nächtliches Thema. Während P. Wiedenhoff mit seinem Objektkasten „Falt-schachtel“ dem Thema Sexualität und Kirche bitter-süß-ironisch zuleibe rückt, hat M. Th. Mayer in ihrer Webarbeit „Geheimnis des Glaubens“ sehr weiblich dazu Stellung genommen.
Die Ausstellung „Maria – Bilder einer Frau“ steckt ein weites Feld von Ansichten und Einsichten ab. Enttäuscht werden diejenigen sein, die quasi als Resümee eine „neue und schöne Madonna“ erwartet haben, die „schöne Hülle“, nach der wir uns so sehnen. Doch die Schönheit ist erschöpft, die Idealisierung ist anrühlich geworden. Wichtiger erscheint uns die Suche nach der Fülle, nach dem Kern, nach dem, was letztlich unmalbar ist.



88

Musikforum und Konzert

Die Nachtigall nach H. C. Andersen

Märchenoper fürs Schattenspiel von Bernhard Krol

Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Museum Langenargen im Rahmen des Tonkünstlerfestes Baden-Württemberg 1992/93

25. April
Schloß Montfort, Langenargen
81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Prof. Dr. Richard Exner, München
Prof. Bernhard Krol, Ostfildern

Musik:
Daniela Zenkowitz, Sopran, Ostfildern
Hans-Peter Finke, Flöte, Stuttgart
Stephan Lenz, Klavier, Stuttgart

Schattenbilder:
Konstanze Zirker

In ihrer Ausgabe vom 28. April 1993 berichtete die Schwäbische Zeitung Friedrichshafen:
... Das bekannte Märchen ‚Die Nachtigall‘ von Hans Christian Andersen stand im Mittelpunkt einer Veranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die im Schloß Montfort in Langenargen stattfand. In einer Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Museum Langenargen wollte man sich im Rahmen des Tonkünstlerfestes Baden-Württemberg 1992/1993 dem Thema ‚Natürlichkeit in der Kunst‘ auf multimediale Weise nähern. Die Märchen des Dänen Andersen sind auf den mündlichen Vortrag angelegt. Humoristische Mittel in der Darstellung und Wendungen der gesprochenen Sprache

verlangen nach einer lebhaften, den Zuhörer packenden Darstellung. Franz Josef Klehr von der Akademie, der die Veranstaltung leitete, trug zunächst das Märchen vor. Dabei legte der Märchenerzähler so viel Kunst in seinen Vortrag, daß die Zuhörer in eine wirkliche Erzählsituation versetzt wurden.

Richard Exner, Literaturprofessor und Schriftsteller, vor kurzem aus seiner Wahlheimat Kalifornien wieder nach München übersiedelt, ging die Sache wissenschaftlich an. Die gesamte europäische Literaturgeschichte klopfte er im Eilmarsch auf das Motiv Nachtigall ab. Von Walther von der Vogelweide über Friedrich von Spees Trutznachtigall bis zu Goethe und Ricarda Huch wies er in einer Motiv- und Bildgeschichte der Nachtigall die Bedeutung dieses Motivs in der Literaturgeschichte nach. Mit überbordendem Textmaterial, oft zusätzlich in der Originalsprache, wurde der Zuhörer an das Thema herangeführt.

Doch nicht genug dieses literaturwissenschaftlichen Abrisses, es schloß sich ein ornithologischer Exkurs an über die Nachtigall und eine Betrachtung von Sprichwörtern zum Thema Nachtigall. Auf diesem Hintergrund nun breitete Exner seine Gedanken zu Andersens Märchen aus. Das Verhältnis von Kunst und Natur oder von Inspiration und Handwerk sei hier als Fabel angelegt, wobei Andersen die Natürlichkeit verteidigt. Prof. Exner führte dieses Thema nicht nur als ein unerschöpfliches Thema der Literaturwissenschaft, sondern auch als ein Dilemma unserer heutigen Zeit vor.

Nach dieser ‚Polyphonie der Wissenschaften‘ kam die Musik zu Wort. Eine ‚Märchenoper fürs Schattenspiel‘ von Bernhard Krol mit dem Titel ‚Die Nachtigall‘ bildete den Höhepunkt in dieser multimedialen Veranstaltung. Der Stuttgarter Komponist Krol, der in Langenargen anwesend war und sein Stück kurz vorstellte, steht in der Tradition Hindemiths und Max Regers. Er schuf mit seinem Werk eine sehr ergreifende Vertonung des Märchens von Andersen und brachte vor allem das Kunststück fertig, eine Musik zu komponieren, die jeden unmittelbar anspricht, der sich ganz auf die Botschaft des Märchens einläßt.

Der Erzählton, den schon die Sprache Andersens ausmacht, ist hier hervorragend getroffen.

Stilmittel bis hin zur Parodie werden sehr wirkungsvoll eingesetzt. Das Trio ‚Musica Bella‘ brachte das Werk zur

Aufführung. Die Sopranistin Daniela Zenkowitz sang auf erfrischende Art die Märchenerzählerin. Der Flötist Hans-Peter Fink und der Pianist Stephan Lenz schufen mit sensiblem Spiel die Atmosphäre und konnten differenziert die vielfältigen Stilmittel des Komponisten zur Geltung bringen. Die märchenhaften Kostüme, in die sich die Musiker gekleidet hatten, trugen das ihre zur Gesamtwirkung bei. Die wunderschönen Holzschnitte von Konstanze Zirker versetzten die Zuhörer von Szene zu Szene immer mehr in eine Märchenwelt.

Am Ende eines langen Abends, dessen Reiz nicht nur in der Qualität der Einzelbeiträge, sondern auch in ihrer gelungenen Zusammenstellung lag, gab es viel Beifall für alle Beteiligten.

„Danke, danke!“ sagte der Kaiser, „du himmlischer kleiner Vogel, ich kenne dich wohl! Dich habe ich aus meinen Landen verwiesen! Und dennoch hast du die bösen Gesichte von meinem Bett hinweggesungen, den Tod von meinem Herzen verwiesen! Wie soll ich es dir lohnen?“

„Du hast mich belohnt!“ sagte die Nachtigall. „Ich habe, als ich das erstemal sang, Tränen aus deinen Augen erhalten, das vergesse ich dir niemals! Es sind dies Juwelen, die eines Sängers Herzen wohltun! Aber nun schlafe und werde wieder gesund und stark! Ich werde dir vorsingen!“

Und sie sang – und der Kaiser schlummerte süß dabei, mild und wohltuend war der Schlaf.

Aus: H.C. Andersen, Die Nachtigall



EUROPÄISCHE
KIRCHENMUSIK
SCHWÄBISCH
GMÜND

1993

Musikforum zur Uraufführung

**Messe für gemischten
Chor a capella op. 58
von Peter Kiesewetter**

Konzert des Südfunkchors Stuttgart in der Augustinus-
kirche

2. Juli
Prediger, Schwäbisch Gmünd
16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Prof. Peter Kiesewetter, Vogach
Rupert Huber, Leiter des Südfunkchors, Stuttgart

Musikforum zur Uraufführung

**Canticum Magnificat
anima mea dominum
von Eberhard Jörg**

Konzert mit dem Kammerchor des Schiller-Gymnasiums
Heidenheim
in der Klosterkirche Lorch

22. August
Kloster Lorch
37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Eberhard Jörg, Lorch
Franz Josef Klehr

Konzert:
Kammerchor des Schiller-Gymnasiums Heidenheim
Veronika Kraft, Harfe
Willy Freivogel, Flöte
Alfred Ruth, Schlagzeug
Leitung: Werner Neuber

In der Tradition von Musikforen, mit denen die Akademie
Uraufführungen des Festivals „Europäische Kirchenmu-
sik Schwäbisch Gmünd“ begleitet, standen zwei
Veranstaltungen.

Die erste würdigte Otto Bantel mit seiner Besprechung in
der Cannstatter Zeitung/Untertürkheimer Zeitung vom
9.7.1993:

„Zum fünften Mal veranstaltet die Stadt Schwäbisch
Gmünd ihr Festival ‚Europäische Kirchenmusik‘, das sich
wieder bis Anfang September hinzieht. Den Auftakt bil-
dete wiederum ein ökumenischer Gottesdienst im Mün-
ster, womit die geistliche Ausrichtung dokumentiert

werden sollte. Den Reigen der eigentlichen Konzerte führte der Südfunk-Chor an, wobei drei Psalmversionen von Mendelssohn-Bartholdy das Programm einleiteten ...

Man braucht kaum zu betonen, daß der Südfunk-Chor diesen Motetten Mendelssohns eine ausdrucksvolle Interpretation verlieh und daß ihm auch leistungsfähige Solisten zur Verfügung stehen. Die lateinische Messe von Peter Kiesewetter (Jahrgang 1945), die bei diesem Konzert in der Augustinuskirche uraufgeführt wurde, ist eine von Rupert Huber, dem Leiter des Südfunk-Chors, initiierte Auftragsarbeit des Süddeutschen Rundfunks. Sie erstreckt sich über rund vierzig Minuten und ist nur von einem Elitechor realisierbar. Eine unmittelbare Verwendung in der Liturgie lag freilich weder in der Absicht des Auftraggebers noch in der des Komponisten.

Nach dessen eigenen Worten ist die richtige Deklamation des vertonten Textes ein Grundprinzip seiner Komposition. Andere Gestaltungsmerkmale sind zum Beispiel die Verwendung von Orgelpunkten im Baß II, kleine Intervalle, keine extremen Höhenlagen.

Zwischen dem genannten deklamatorischen „Anredecharakter“ und den sich durch die akkordische Führung der Stimmen ergebenden Klangbildern gelang dem Komponisten eine glückliche Synthese. Manches ist gegen die traditionelle Art der Messevertonung geschrieben. Das Gloria läuft nach einem Sforzato zunächst in sanften Bahnen ab, und bei der Stelle ‚descendit de coelis‘ wendet sich der Intervallvorsprung nach oben statt nach unten. Außerdem gibt es interessante Modulationen, Verknüpfungen und auf den Text bezogene Umdeutungen.

In einem von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart anlässlich der Uraufführung veranstalteten und von Franz Josef Klehr geleiteten Musikforum, in welchem der Komponist und der Dirigent zu Wort kamen, äußerte Rupert Huber die Meinung, daß in dem Werk Kiesewetters die Suche nach einem neuen, an der früheren Polyphonie orientierten Vokalstil zu einem Erfolg geführt habe. Obwohl die Messe verhältnismäßig lang ist, hielt sie die Zuhörer bis zum verhauchenden ‚Dona nobis pacem‘ in Bann, was natürlich auch ein Verdienst der vorzüglichen Sängerinnen und Sänger des Südfunk-Chores und seines Dirigenten ist.“

Eberhard Jörg, Kantor und Organist an der Klosterkirche und Stadtkirche Lorch, braucht die Erfahrung des Mannes aus Nazaret, daß der Prophet in seiner Vaterstadt nichts gelte, wohl kaum zu teilen. Er bringt für die Uraufführung seines Magnificat ein Stammpublikum aus dem Umkreis seiner Wirkungsstätte mit. Es folgt seiner vom Kammerchor des Schiller-Gymnasiums Heidenheim unter der Leitung von Werner Neuber brillant interpretierten Komposition wie schon früher bei ähnlichen Anlässen der Europäischen Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd: Schon 1990 erklang in diesem Rahmen Jörgs Psalm-Musik für Tenor und zehn Instrumente, ein Jahr darauf seine „Nachtmusik I-III“. Auch die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an deren Musikforum schätzen die charakteristische Eigenart des Musikers und Gesprächspartners Eberhard Jörg. In eigenwilliger Sprache, die seiner von Schulen und Moden unabhängigen Musik entspricht, führt er die Zuhörer der Uraufführung in seine Werkstatt und läßt sie die Komposition für ein- bis dreizehnstimmigen Frauenchor, Flöte und Schlagzeug miterleben. Er erwähnt als Motiv für die Wahl des lateinischen Magnificat-Textes das Latein als Tor für außerdeutsche Sprachen und Länder, aber auch als liturgisches Erbe aus der römischen Kirche. Sein musikalisches Urmaterial ist der tonus peregrinus. Dieser Psalmton setzt nicht nur die beiden Hälften eines Psalmverses auf verschiedenen Höhen an, im Unterschied zu dem einen durchgehenden Rezitationston der regulären acht Psalmstöne, sondern beginnt in der „germanischen“ Form mit jener Terz, die Eberhard Jörg neben der Quint als einen Hauptbaustein seiner Komposition verwendet. Der Hörer entdeckt ihn bei dem terzgebildeten, „gewaltigen“ Chorklang von „Qui potens est“ oder beim Glockenklang des Schlagzeugs, das von Alfred Ruth umsichtig bedient wurde. Zum Konstruktiven solcher Bausteine tritt häufig eine ungebrochen-naive Farbfreude hinzu, wenn es beispielsweise darum geht, die Zerstreuung der Hoffärtigen, die Sättigung der Hungernden mit Fülle zu schildern oder in der von Willy Freivogel virtuos gestalteten Aleatorik die Textinhalte oder musikalischen Gestalten zu umspielen.

Aufschlußreich waren auch Jörgs Bemerkungen zu absichtsvoll nicht komponierten Textstellen. Schon das Titelwort wird nicht in Musik umgesetzt. Aus dem

Unterbewußten hebt „... anima mea“ zu klingen an und erreicht erst im „exultavit spiritus meus“ die Ausdrücklichkeit des „Verstandes“. Die Verntonung des Sturzes der Gewaltigen bleibt nun verbal dem Schlagzeug vorbehalten: „Welcher Mensch darf sich das Gericht über die Gewalttätigen anmaßen?“

Auch die Benennung der Tradition vergißt den Namen Abraham und mündet nur in eine unausdrückliche saecula-Erwartung, nicht mehr in die Ausdrücklichkeit einer Doxologie. In solcher auswählenden Kompositionshaltung erweist sich mehr Modernität als in den Äußerlichkeiten modischer Zutaten.

Die Hörhilfen des Musikers ergänzte Akademiereferent Franz Josef Klehr mit bibeltheologischer Erhellung des Magnificat-Textes. Wie entstehen solche Lieder?

Ihm ging es bei den Sängerinnen und Sängern des subversiven Magnificat zwar auch um die emanzipatorisch-feministischen Stimmen, letztlich aber doch nicht nur um Menschwerdung von Menschen, sondern um den „heiligen Umsturz“ der Menschwerdung Gottes. Daß Gott stürzt und erhöht, tötet und lebendig macht, versteht er als einen Grundrhythmus Gottes. Er hört einen Grundtakt des Hinab und Hinauf heraus, worin der ganz andere Gott im Austausch auf dem Sklavenmarkt – admirabile commercium, sagt Luther mit Augustinus – die Stelle des ganz anderen Menschen einnimmt. Der Ort, wo das geschieht, ist auch in der Magnificat-Auslegung Luthers der Schoß der Jungfrau: vergessene Ökumene. Ökumene wiederzufinden, hieße dagegen: Wieder Schritt fassen im Grundrhythmus des „Gott führt uns hinab und hinauf“ und die gemeinsamen Armutserfahrungen im Grundtakt jenes Gottes zu singen, der sich „sub contrario“ verbirgt. Ruhmsucht und Rechthaberei von Religionen und Konfessionen gehen dabei leer aus.



Soiree: Das Gastmahl der Xanthippe

Ein Sprechtheater

11. September
Stuttgart-Hohenheim
115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Dr. Verena Wodtke-Werner

Begrüßung:
Dr. Gebhard Fürst

Sprechtheater:

Edith Börner, Theater Extra Dry, Dortmund
Uta Rotermund, Theater Extra Dry, Dortmund

Musik:

Klavier: Luise Soergel, Berlin

Was passiert, wenn sich die vier berühmten Frauen der Antike, Xanthippe, Aspasia, Diotima und Sappho im 20. Jahrhundert treffen, wie es in den späten fünfziger Jahren in einem kleinen Café in der Nähe des Kurfürstendamms in Berlin geschah? Dies konnten die TeilnehmerInnen bei einer Soiree erfahren, die den kulturellen Rahmen bot für die Vorstellung des neuen Schwerpunktreferates „Frau in Kirche und Gesellschaft“. Die beiden Schauspielerinnen Edith Börner und Uta Rotermund vom Theater „EXRTA DRY“, Dortmund, vermittelten in einer szenischen Lesung, was die vier antiken Frauen in scharfsinnig-intelligenter und witziger Weise über nie alternde Fragen zu sagen haben. Mit Vorliebe ziehen sie über den Zustand der Welt und die Fehler der Männer her. Daß dabei keine simple Männerhatz herauskommt, sondern die Frauen auch ihr eigenes Geschlecht kritisch unter die Lupe nehmen, dafür sorgen diese vornehmen und wahrheitsliebenden Frauenpersönlichkeiten.

Die Dialoge sind Auszüge aus dem Buch „Das Gastmahl der Xanthippe“ von Delphica. Das Gastmahl der griechischen Frauen erstreckt sich über eine ganze Woche in besagtem kleinen Café, wobei jeder Tag der Woche von einem Thema bestimmt ist. Am Montag etwa debattieren die Frauen über den Wissenschaftswahn, der Dienstag ist der Liebe oder dem, was manche Männer sich darunter vorstellen, gewidmet, und der folgende Tag bringt das misogynen Denken berühmter Philosophen zum Vorschein. Selbiges läßt sich auch am Donnerstag feststellen, der dem Frauenbild zeitgenössischer Literaten nachgeht.

Diese Bilder, welche sich gelehrte Männer in der Geschichte und der Gegenwart von Frauen gemacht haben, verlangen nach Korrektur, sei es durch die Betrachtung einzelner Frauenpersönlichkeiten, wie es am Freitag der Fall ist, oder sie müssen durch „Utopien der Frauen“ aufgebrochen werden, die am Samstag und Sonntag

entwickelt werden. Aber beim Reden soll es nicht bleiben, wie Sapphos Aufforderung an Faustens Gretchen erkennen läßt, die das Café leitet, denn sie sagt zu ihr: „Schaffe Du unsere Utopien mit deinen Schwestern zusammen. Aber denke es nicht, dichte es nicht – lebe es! Lebe es und beginne noch heute.“

Hinter dem Pseudonym dieses Buches „Delphica“ verbergen sich drei Autorinnen, Vera Prill, Margarethe Rudorff und Erika Slawinski, die sich Ende der fünfziger Jahre – alle drei promoviert und etwa 50jährig – regelmäßig zu Kaffee und Kuchen in einem Café trafen, um dieses Buch zu schreiben. Neben der spritzigen literarischen Form zeugt das Buch von hervorragender Kenntnis in den Bereichen der Literaturwissenschaft, der Theologie, Philosophie und den Gesellschaftswissenschaften. Deutlich zu spüren ist auch die den Verfasserinnen noch nahe Vergangenheit des Nationalsozialismus und des daraus folgenden Weltkrieges, wie es an den immer wiederkehrenden Gedanken über den Zusammenhang von Macht, Gewalt und Omnipotenzwahn deutlich wird. Diese negativen Züge werden allerdings einseitig dem Allmachtswahn der Männer zugeschrieben, der aber kein bloßes Zeichen der Vergangenheit ist, sondern in der Gegenwart fast unverändert weiterwirkt, wie die kritische Auseinandersetzung der Frauen mit der Wiederaufrüstung erkennen läßt.

Daß die Behandlung dieser Vielfalt an Themen kein unstrukturiertes Sammelsurium wird, dafür sorgt die Anbindung bestimmter Themenkomplexe an die einzelnen Wochentage; daß sie kein moralinsaures, langweiliges Plädoyer über den maroden Zustand der Welt und die Unbelehrbarkeit der Männer wird, ist sicher Vera Prill zu verdanken, die Dramentexte verfaßte und besonders mit Lustspielen recht erfolgreich war.

Nach dieser Einlage war noch reichlich Gelegenheit, bei Klaviermusik von Luise Soergel und einem Buffet miteinander ins Gespräch zu kommen.



Franz Rosenzweig (1886–1929)

Franz Rosenzweig: Spracherfahrung und Sprachvernunft

7.–9. Mai
Weingarten
29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referentin/Referenten:
Dr. Reinhold Mayer, Tübingen
Dr. Annemarie Mayer-de Pay, Tübingen
Prof. Dr. Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Kassel
Dr. Christoph Freiherr von Wolzogen, Offenbach/
Main

In Person und Werk Franz Rosenzweigs sollte ein Stück Philosophiegeschichte aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vergegenwärtigt und das christlich-jüdische Gespräch fortgeführt werden, fiel doch das durch den frühen Tod des Denkers abgebrochene Lebenswerk mit dem gewaltsamen Ende des Judentums in Deutschland zusammen.

Inhaltlicher Schwerpunkt war Rosenzweigs religionsphilosophisches Hauptwerk „Der Stern der Erlösung“. Hier erweist sich Franz Rosenzweig als Vermittler abendländischer Philosophie, vor allem des Denkens von Hegel und Schelling, mit biblisch-jüdischem Denken. Sein Sprachdenken, aufgebaut auf das Verhältnis von Ich und Du, bewegt sich an den Grenzen der Sprache, indem es über die bloße Ideensprache von Denkschulen hinaus dem Ereignis von Ich und Du nahebleibt. Aus dem Gespräch mit Zeitgenossen und Freunden hat sich an dieser Stelle Rosenzweigs Idealismuskritik entwickelt, die Kritik an einem sich absolut setzenden Denken, das den existierenden Menschen und die ihm unvordenklich vorausseiende Wirklichkeit aus dem Auge verliert. Mit der Gegenüberstellung von „Ich-Du-Logik anstelle von Subjekt-Objekt-Logik“ brachte Prof. Schmied-Kowarzik diesen Gegensatz auf den Punkt. In der dialogischen Grundstruktur des Denkens versteht sich das Ich aus dem Du. Die dabei entstehende Sprache erschließt ihm Wirklichkeit und ist Ort des Todes, der Zeit, des Menschseins mit dem Andern, also Offenbarung. Sprache als Offenbarung bedeutet: Im Sprachvollzug der Gemeinde und in der Tat-Antwort wird Liebe als lebendiger Anspruch beantwortet. Auch wenn auf das biblische Gebot der Gehorsam der Tat antwortet, ist es in Liebe gegebene Antwort auf in Liebe gegebenes Wort.

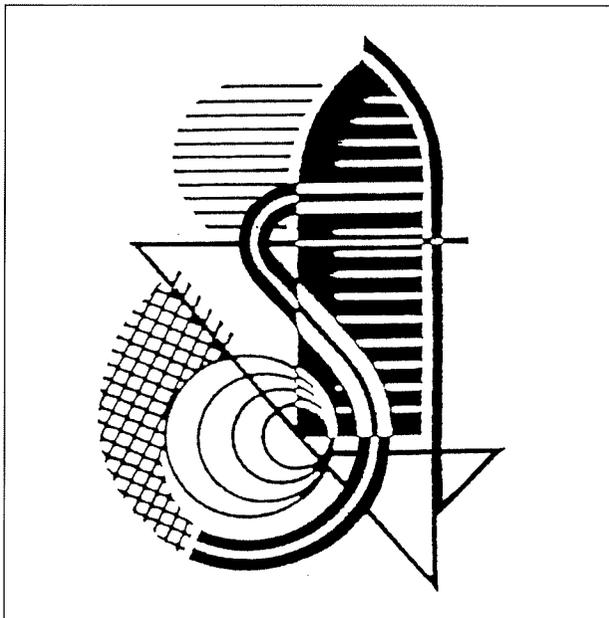
Freiherr von Wolzogen rückte in einem virtuellen Dialog Heidegger – Rosenzweig das Schöpfungsdenken, also das Denken einer unvordenklich vorausseienden Wirklichkeit bei Rosenzweig, in die Nähe von Heideggers Johannesprolog-Auslegung. Heidegger spricht, theologisch von Augustinus inspiriert, vom „In-der-Welt-Sein“. In Welt, also in Raum und Zeit, ist Gottes Sohn als Logos eingegangen: Ewiges hat sich als „inneres Wort“ äußerlich versinnlicht, verkörpert. Sprache, Worte als sprachliche Zeichen zielen in unablässig zu vollziehender Interpretationserneuerung auf das „innere Wort“ der sapientia, in der Gott, sich selbst erkennend, mit sich wesens-

gleich ist – ohne sie je zu erreichen. Rosenzweig nennt dies: „Im Leben selbst am Leben sein“, Heidegger sagt: „verstehender Aufenthalt in einer immer schon vorgegebenen, unausgelegten Welt“. So konnte die sogenannte „formale Anzeige“ des jungen Heidegger, die dem Satz nicht die Funktion der Ist-Aussage, sondern nur die Richtung einer Frage zuweist, in die Nähe des sogenannten „Neuen Denkens“ bei Rosenzweig gerückt werden.

Vor allem dem christlich-jüdischen Gespräch waren die Ausführungen der doctores Reinhold Mayer und Annetta Mayer-de Pay über Rosenzweigs Leben, insbesondere über seine mit Martin Buber unternommene Verdeutschung der Bibel gewidmet.

In Anlage und Verlauf erwies sich die Tagung auch als Fortsetzung der in der Akademie gepflegten philosophischen Bemühungen um das Denken des Anders, wie es von Rosenzweig und Buber befördert, bei Emmanuel Levinas kulminiert. Mit auf Hermann Cohen ausweiteter Thematik soll die Tagung im Mai 1994 in Hohenheim wiederholt werden.

Graphik: Paulfried Martens



„Mut zur Erziehung“ 15 Jahre danach

**Hohenheimer Symposium zur Christlichen
Pädagogik 1993**

1.–3. März
Stuttgart-Hohenheim
53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Prof. Dr. Kurt Aurin, Freiburg i. Br.
Dr. Hermann Boverter, Bonn
Clemens Christians, Hamm
Prof. Dr. Dr. h. c. Wilhelm Hahn, Heidelberg
Prof. Dr. Dr. h. c. Franz Pöggeler, Aachen

Seit 1978 gibt es, zuerst an der Thomas-Morus-Akademie Bensberg von Prof. Dr. Dr. h. c. Franz Pöggeler und Dr. Hermann Boverter initiiert, dann von 1983 an durch die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart weitergeführt, das „Symposium zur Christlichen Pädagogik“. Der Rückblick auf die fünfzehnjährige Bemühung um humanistische und christliche Erziehungsziele nahm ein Ereignis wahr, das ebenfalls fünfzehn Jahre zurückliegt: den Godesberger Kongreß „Mut zur Erziehung“ von 1978. Eingeladen waren fünf Referenten, die an der Initiative von 1978 als Pädagogen, Erziehungswissenschaftler, Politiker oder Publizisten beteiligt waren. Neben dem Rückblick bewerteten sie den Godesberger Kongreß in seiner zukunftssträchtigen Kraft. Sie vergewisserten sich seines Dienstes am gesellschaftlichen Grundwertekonsens und fragten im Meinungsaustausch mit den teilnehmenden Pädagoginnen und Pädagogen aus dem deutschen Sprachraum, wie eine Fortschreibung des Widerspruchs gegen einseitige Aufklärungsmodelle aussehen könne. Erziehungsziele wie Bewahrung von Aufklärung, Persönlichkeitsbildung, staatsbürgerliche MÜN-

digkeit, Disziplin in den Lerninhalten, Formung des Charakters erwiesen sich dabei als ungebrochen aktuell. Auf einige Höhepunkte der Fachtagung weist Prof. Gerhard Silberer, Karlsruhe, in seinem zusammenfassenden Bericht für das Konradsblatt vom 18. April 1993 hin: „Nach einem einführenden Referat des mit dem Entstehen des Symposions eng verbundenen Publizisten Dr. Boverter skizzierte der ehemalige Kultusminister von Baden-Württemberg, Prof. Dr. Dr. Wilhelm Hahn, als Initiator des Forums ‚Mut zur Erziehung‘ dessen Entstehen und Zielsetzungen aus der durch eigene Erlebnisse geprägten Sicht. Ergänzende Aspekte brachte der Vortrag des Freiburger Emeritus Prof. Dr. Kurt Aurin. Er zeigte auf, wie die Reaktionen der pädagogischen Öffentlichkeit trotz der zunächst kritischen Akzente eine Anerkennung der im Forum ausgesprochenen Grundsätze bedeuteten. Vor allem sei es die ‚Wiederentdeckung des Lehrers‘ gewesen, die von den Utopien einer bildungspolitischen Reformeuphorie habe Abschied nehmen lassen.

Dieser Bezug zu den Anforderungen des Heute wurde besonders deutlich im Referat des Aachener Pädagogen Prof. Dr. Dr. Franz Pöggeler. Eine treffende Analyse der Entwicklungstendenzen in Familie und Schule führte ihn zu konkreten Forderungen an eine ihrer Verantwortung gerecht werdende Pädagogik. Besonderen Wert legte er dabei auf die Herausarbeitung der mit dem Zusammenwachsen der beiden Teile Deutschlands entstandenen Situation.

Neben den Referaten war ausgiebig Zeit, die aufgeworfenen Fragen im Kreis der Zuhörerschaft zu diskutieren und alternative Urteile und Lösungen abzuklären. In zwangloser Form geschah dies auch in den Pausen und beim kollegialen Gespräch bis in die späten Abendstunden.“



Braucht Erziehung nicht den ganzen Menschen?

Erfahrungen an Waldorf-, Staats- und Konfessionsschulen

Tagung für Lehrerinnen und Lehrer aller Schularten

29.-31. Januar
Evangelische Akademie Bad Boll
59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr
Dr. Brigitte Furche, Heilbronn

Referenten:

Prof. Dr. Dr. h. c. Franz Pöggeler, Aachen
Prof. Peter-Michael Riehm, Karlsruhe

Tagungsmitarbeit:

Meike Bischoff, Stuttgart
Gudrun Müller-Staffelstein, Ulm
Herbert Rumpf, Stuttgart
Hermann Speth, Stuttgart
Uwe Winter, Ulm

Bereits wiederholt hatte die Evangelische Akademie Bad Boll eine Plattform geboten für den Gedankenaustausch von Lehrerinnen und Lehrern aller Schularten mit Waldorfpädagogen und -pädagoginnen. Auf das Treffen vom Februar/März 1993 mit dem Thema „Wie hältst Du’s mit den Medien?“ sollte das Lehrersein heute befragt werden und das Gewicht, das dabei der Persönlichkeitsbildung und Selbsterziehung der Erziehenden zukommt. – Das Ganze stets vor dem Hintergrund sich ändernder Strukturen in Familie und Gesellschaft, der mediengemachten „Wirklichkeit“ und einer verwirrenden Wertediskussion.

In seinem Einleitungsreferat bot Prof. Pöggeler einen Überblick über derzeitige Veränderungen in der Schule, die von Lernenden und Lehrenden weithin als unruhig, unübersichtlich und widersprüchlich erfahren werden: Reformen – Gegenreformen – Reformverdrossenheit; Defizite und Atrophien in der Schule zugunsten einer Überschätzung des Kognitiven, Nützlichen; Probleme der Sinnvermittlung in Religion und Ethik. Den überalterten Populationsquerschnitt machte Pöggeler als eine der Ursachen des Desinteresses der Öffentlichkeit an Schule namhaft und ermutigte demgegenüber zu konkreten Maßnahmen für eine innere Reform der Schule:

- Schaffung von (einzügigen) kleineren Schulen,
- keine Reform ohne Einverständnis der Eltern,
- strengere Aufsicht zur Sicherheit in den Schulgebäuden,
- Schulung des pädagogischen Personals, der Schulsozialarbeiter und zahlreicherer LehrerInnen, die über Drogen, Alkohol, Nikotin aufklären können,
- Maßnahmen gegen den Ausfall von Unterrichtsstunden,

- Schulbücher, die stärker als bisher Multikulturalität/-ethnizität berücksichtigen,
- Wahrnehmung der Chancen der Freien Schulen.

Arbeitskreise, denen reichlich bemessene Zeit wohl-tuend zugute kam, eine abschließende Plenumsdiskussion, ein sehr munterer, besonders die musischen Kräfte aktivierender Spielabend (Gudrun Müller-Staffelstein), der ökumenische Wortgottesdienst am Sonntag morgen (Franz Josef Klehr, Peter-Michael Riehm) waren die weiteren Schritte der Tagung.

Prof. Riehm brachte sie zum Abschluß mit einem Gesprächskonzert, in dessen Mittelpunkt Schuberts postume Klaviersonate B-Dur stand. Riehm setzte sie parallel zu zwei Heideggertexten aus dem Jahre 1955 über die „Flucht des Denkens“ vor dem Atomzeitalter: besinnliches Nachdenken, das über den Sinn des Denkens nachdenkt. In der gleichen philosophischen Haltung der „aktiven Gelassenheit“ demonstrierte Riehm Musik als Pause inmitten berechnenden Denkens, als Gegengewicht gegen cyber space, das total in den kybernetischen Raum einschließt, und gegen Performances mit Techniken totaler Vernetzung und Verkabelung. Musik, die in dieser Weise absichtslos unterrichtet, verlangt zuvor ganz Mensch gewordene Lehrerinnen und Lehrer und vermag in Schülerinnen und Schülern ganzes Menschsein zu erwecken.

Der Erfolg der Tagung verstärkte den Wunsch nach Fortsetzungsveranstaltungen in Kooperation der beiden Akademien. Die Evangelische Akademie Bad Boll hat in ihrem Protokolldienst 20/93 Inhalte und Arbeitsergebnisse dokumentiert. Er ist zu beziehen über die Pressestelle der Evangelischen Akademie Bad Boll, 73087 Bad Boll (Preis incl. Porto DM 12,00).

Willst du, daß man dir gehorcht, so gib keine Befehle.

Philippus Neri



Vom aufregenden Leben und der langweiligen Pädagogik

Gesellschaftspolitische Herausforderungen an die Institutionen der Erziehung

Studententag

4. Dezember
Weingarten
85 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referenten:
Prof. Dr. Rolf Prim, Weingarten
Prof. Dr. Jürgen Zimmer, Berlin

Prof. Dr. Jürgen Zimmer bietet an, den Diskurs über neue Schlüsselsituationen, über Ziele, Werte, Wege nicht nur im stillen Kämmerlein zu führen:

Ist dies – vor allem – die Stunde der mutigen Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer? Warum sitzen so viele in ihren Kaninchenlöchern und sind nicht mehr zu sehen? Warum klammern sich viele von ihnen bis heute an Bastelanleitungen, Arbeitsblätter und Stundentafeln und erklären sich unzuständig für Vorfälle, die die Nachbarschaft erschüttern? Alle? Nein, die einen. Andere mühen sich ab, lassen sich auf die schwierigen Verhältnisse ein und geraten außer Atem. Sie gilt es zu stützen. Angesichts der Situation im Land will ich nicht nur über Politik reden und uns Pädagogen heraushalten. Denn Not tut, daß alle, wir Bürgerinnen und Bürger – aber besonders wir Pädagogen – mehr als bisher aus unseren Verstecken herauskommen, uns auf die schwierige Wirklichkeit einlassen und Zivilcourage zeigen. Situationsansatz ist das Gegenteil von Situationsvermeidung. Situationsansatz heißt: Lern- und Erfahrungsprozesse in Auseinandersetzung mit lokalen Vorfällen zu ermöglichen, sich auf sperrigem Gebiet einzumischen.

Draußen & Drinnen

In einem Konferenzraum der Freien Universität Berlin etwa ein Jahr nach der Wende. Gegenüber sitzen sich Pädagogikprofessoren aus Ost und West. Draußen wird die Landschaft bereits von Erdbeben geschüttelt, zusammenbrechende Betriebe entlassen Menschen in die Arbeitslosigkeit, Mieter fürchten, von Alteigentümern stranguliert zu werden, dem Konsumrausch folgt schon der Katzenjammer hoher Abzahlungen – aber was tun die Herren drinnen? Sie unterhalten sich über die Motivationsprobleme im Unterricht.

Wir Pädagogen, und das hat Siegfried Bernfeld schon vor vielen Jahrzehnten moniert, halten uns oft am falschen Platz auf und befassen uns mit abseitigen Themen. Wir sind selbst Opfer eines langen Marsches durch die pädagogischen Institutionen – von der Krippe über Kindergarten und Schule bis zur Universität und wieder zurück –, und da reicht es nicht, gelegentlich zum Schwarzen Meer oder auf die Kanarischen Inseln zu fahren. ...

... Anlässe genug, sich einzumischen. Unsere Verhältnisse sind unperfekt genug. Und immerhin bringt Hauptschullehrer Hermann Dorfmueller in Lindau am Tag nach

Mölln rote Blumen mit in seine Klasse und gibt jedem Kind, das aus einem anderen Land kommt, eine davon und erklärt allen anderen, warum er dies tut. Und immerhin ruft eine 79 Jahre alte Dame aus Lindaus Maria-Martha-Stift eine kleine Bürgerinitiative ins Leben, um Kinder aus dem Asylbewerberheim an der Schöngartenstraße zu betreuen. Immerhin beteiligen sich viele Schülerinnen und Schüler dort an jener seltsamen wie überwältigenden Demonstration der Lichterketten, die nicht nur in München, sondern auch in anderen bayerischen Städten zustandekam. Immerhin hat der Kindergarten St. Stephan in Lindau jahrelange und konstruktive Erfahrungen mit interkultureller Erziehung gesammelt, und wir können davon ausgehen, daß – nach der Schrecksekunde der Erzieherinnen – diesem Kinde mit Phantasie und Sanftmut ein Weg aus einem Moment der Verwirrung gewiesen wurde oder wird. Und auch das Kinderhaus Stolpe, nahe bei Steinstücken, hat mit Eltern, Erzieherinnen und Kindern eingeladen, jedenfalls dieses Kinderhaus als befreundete kleine Insel wahrzunehmen und zu nutzen. Trotzdem: Vor allem die Schulen im Süden und Norden sind mit den Geschehnissen draußen zu wenig befaßt. Das Mädchengymnasium in Lindau so wenig wie das Dreilinden-Gymnasium in Berlin. Schule als Polis ist oft genauso Fiktion wie Schule in der Polis. Drinnen werden Rahmenrichtlinien exekutiert. Fächer orientieren sich an Fachdidaktiken und Fachdidaktiken an den Bezugsdisziplinen, und die haben, das wissen wir alle, ein gebrochenes Verhältnis zum Leben. Einige Kollegen Fachdidaktiker gehen so bedeutenden Fragen nach, ob man im Englischen in Zukunft nun „I will“ statt „I shall“ sagen darf, ob Lagerhaltung ein anwendungsbezogenes Thema für den Informatikunterricht darstellt oder ob man in der Chemie eine Leistungskontrolle zum Thema Neutralisation durchführen kann.

Recht ernst nehmen kann ich diesen Lerntypus nicht, jedenfalls dann nicht, wenn es bei ihm allein bleibt. Er unterstellt drinnen feste Parameter (Aufgabenstellung, Lösungsweg und Lösung sind bekannt), die es draußen kaum gibt. Draußen wird in Unsicherheit gelernt. Situationsansatz heißt auch: die Zäune und Mauern rings um unsere pädagogischen Einrichtungen ein Stück weit abzutragen. Erst dann wird, so steht es in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“, wieder Sicht frei.“

(Auszug aus: Prof. Dr. Jürgen Zimmer, Pädagogik des Ernstfalls. in: Klein und Groß 2/93, S. 7).

Thesen zum Vortrag von Prof. Dr. Rolf Prim:



Veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Kindheit und Jugend(?)

1. Zwischenbilanz:

Gesellschaften setzen Rahmenbedingungen für Kindheit und Jugend. Kindheit und Jugend sind ihrerseits gesellschaftliche Rahmenbedingungen.

2. Zwischenbilanz:

Das gesellschaftliche Bild von „Jugend“ als entwicklungspsychologisch bedingtem Moratorium zwischen „vorgesellschaftlicher“ Kindheit und Erwachsenenengesellschaft hat sich verbraucht. Ob „Jugend“ sich auch nicht mehr als Statusübergangs-, sondern nur noch als eigenkulturelle lange Lebensphase begreifen läßt, ist eher fraglich.

3. Zwischenbilanz:

Die Lebensqualität der Kinder ist weniger durch zerbröselnde Familienstrukturen und Elternegoismus gefährdet als durch Verarmung, nicht kindgerechte Umwelt, mangelnde familienergänzende Angebote und durch eine erwachsenen- bzw. erwerbsgesellschaftlich zentrierte Schule.

4. Zwischenbilanz und Gesamteindruck

Die Gewährleistung kalkulierbarer Berufsperspektiven ist eine vorwiegend gesellschaftspolitisch zu gewährleistende Bedingung „unseres“ kulturspezifischen Übergangs zwischen Jugend und Erwachsensein. Alle vier Thesen stützen sich gegenseitig.



Theophanes der Grieche (Noah, Ausschnitt)

Orthodoxie und Bildungsgesellschaft im Rußland des 19. Jahrhunderts

Offene Tagung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Universität Tübingen

27.–28. März
Weingarten
40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr
Dr. Eberhard Müller, Tübingen

Referentin/Referenten:
Prof. Dr. Igor Sergeevic Čičurov, Moskau
Dr. Marina Dimitrieva, Bremen
Prof. Dr. Karl Christian Felmy, Erlangen
Prof. Dr. Nikolaj Konstantinovic Gavrušin, Moskau
Dr. Eberhard Müller, Tübingen
Prof. Dr. Dr. Ludolf Müller, Tübingen

Wissenschaftliche Zielsetzung der Tagung war es, paradigmatisch zu ermitteln, auf welche Weise und mit welchen Ergebnissen führende Köpfe der russischen Bildungselite im 19. Jahrhundert dem Traditionsbestand der eigenen kulturellen Vergangenheit begegnen, der wesentlich von der Orthodoxie als Kirche und Typus christlicher Religiosität bestimmt ist. Die Tagung wollte an diejenige vom November 1991 anschließen, die ebenfalls in Weingarten der Rezeption der russischen religiösen Philosophie in der Gegenwart gewidmet war und inzwischen in einem Hohenheimer Protokoll dokumentiert ist: Eberhard Müller, Franz Josef Klehr (Hg.), *Russische religiöse Philosophie. Das wiedergewonnene Erbe: Aneignung und Distanz*, Stuttgart 1992.

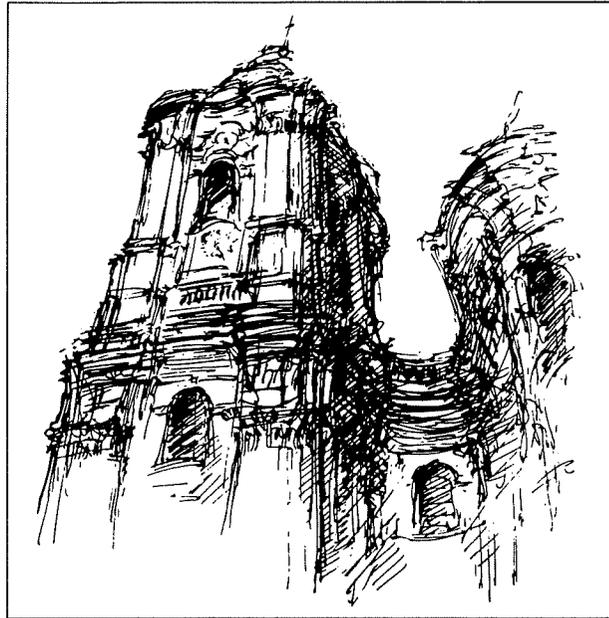
Über den Kreis der Wissenschaftler hinaus war die Tagung für Interessierte offen.

Die Anregung, das Tagungsthema in einem Gespräch zwischen russischen und deutschen Fachleuten zu behandeln, stammt von Prof. Čičurov, der während des Sommersemesters 1992 als Gastprofessor am Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Universität Tübingen Vorlesungen zur russischen Geistesgeschichte hielt. Als besonders mit der altrussischen Geschichte vertrauter, international angesehener Byzantinist untersuchte Prof. Čičurov die genannte Problematik anhand von A. N. Murav'ev (1805–1874), dem Autor in der höheren Gesellschaft verbreiteter geistlicher Schriften und der „Geschichte der russischen Kirche“ (1838). Prof. Gavrušin von der Russischen Akademie der Wissenschaften und Moskauer Theologischen Akademie behandelte mit dem Schriftsteller und Philosophen V. F. Odoevskij (1803–1869) einen klassischen Fall von Rezeption und Umsetzung romantisch-idealistischen Denkens (u. a. Schellings) in Rußland und mit dem Metropoliten Filaret von Moskau (1782–1867) die herausragende theologische Figur der Zeit. Wegen seiner Erkrankung konnte

Prof. Dr. A. I. Rogov, Moskau, vom Institut für Slawistik und Balkanforschung und der Russischen Akademie der Wissenschaften seinen musikgeschichtlichen Beitrag nicht einbringen. Ein eng verwandtes Interesse verfolgte jedoch die Thematik von Frau Dr. Marina Dimitrieva, Bremen, auf dem Gebiet der Bildenden Kunst in Rußland, die um die Jahrhundertwende eine für die Herausbildung der europäischen Moderne führende Stimme übernimmt.

Das Gespräch zwischen russischen und deutschen Wissenschaftlern, die von sehr verschiedenen geistigen Ausgangspunkten her die Auseinandersetzung um das philosophische und künstlerische Erbe Rußlands und des Westens führen, ist erst in den letzten Jahren aus jeweiligen Isolierungen und Nischen öffentlich geworden und steht heute im Spannungsfeld der kontroversen Suche nach geistiger Neuorientierung im europäischen Umfeld.

Unter den angedeuteten schwierigen Bedingungen suchten Russen und Deutsche die Möglichkeit wissenschaftlicher Kommunikation zu erproben, während die übrigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer eher an allgemeinen Informationen über Geist und Kultur in Rußland z. Zt. des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts interessiert waren. Hier zeigte besonders die groß angelegte Umschau auf dem Gebiet der Literatur, die Prof. Dr. Ludolf Müller, Tübingen, bot, „wie stark die russische Dichtung – nun selbständig und nicht mehr kirchensprachlich – zwar westlich bestäubt, jedoch durchgehend von religiöser Problematik erfüllt war und ist. Als oder weil die Kirche selber stumm war, hat Literatur die Fragen nach Gott und Seele offen angesprochen, findet sich vielfach, wenngleich unterschiedlich behandelt je nach Couleur des Dichters, auch speziell das Thema der ‚göttlichen Liturgie‘. Gogol, Dostojewskij, Tolstoj, Leskow, Puschkin – bis hin zu Solschenizyn und Pasternak in unserem Jahrhundert – lassen erkennen, wie gegenseitiges (In-)Fragestellen, provokantes wie dialogisches Ringen fruchtbar werden, weiterführen können ... Geistesgeschichtliche Parallelen und defizitäre Erscheinungen hierzulande wie Fortschritts-Skepsis und Sinn-Suche machten es leicht, zeitgenössisch betroffener Zuhörer zu sein bei dem noch laufenden Prozeß“. (Aus dem Bericht der Journalistin Rosemarie Zieschank)



Weingarten (Zeichnung: Elfriede Roth)

Kunst und Kultur im Bodenseeraum:

Judentum einst und jetzt

Sommerakademie

28. Juni – 2. Juli
Weingarten
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Dr. Abraham P. Kustermann

Mit unserer Sommerakademie verbinden wir seit Jahren ein anspruchsvolles Bildungs- und Kulturprogramm mit Freizeit und Muße. Ihren engen Bezug zur Landschaft benennt der Reihentitel „Kunst und Kultur im Bodenseeraum“ nicht unabsichtlich und nicht umsonst. Er will die heitere Schwingung, die strömende Offenheit dieses Raums weitertragen, seine Luft zum Schnuppern geben, einen Strahl seines Lichts aufblitzen lassen. Das konkrete Thema wechselt von Jahr zu Jahr. Die Landschaft gibt sie ja fast unerschöpflich vor. Immer sind es Themen, die der oberschwäbische Raum bzw. die Gegenden rund um den Bodensee nahelegen. Zur Bedrängnis geriete eher die Fülle denn der Mangel; doch fährt man in dieser Landschaft auch mit der Beschränkung auf Exemplarisches noch genügend Scheuern voll. „Exemplarisches“ findet sich dort – wie überall – aber nicht nur im Vorhandenen, auch nicht nur im „gesunkenen“, von Patina überglänzten Kulturgut – nein, auch im Vergessenen und nicht einmal zuletzt: im Verdrängten. In diesem Sinn war das Thema unserer Sommerakademie 1993 kein Allerwelts-, kein *sofort* naheliegendes Thema. Es stellte Ansprüche! Die Landschaften rund um den Bodensee haben auch eine jüdische Geschichte. Zu ihrem vollen Erbe gehören jüdische Kunst und Kultur. Jüdisches Leben hat hier mindestens seit dem Hochmittelalter seine bestimmten – wenn auch wechselnden – Orte und sein – wenn auch oft prekär – verbrieftes Recht. Es reicht weit über eine historische Episode hinaus.

Auf die Bodenseeregion bezogen, lenkt das Thema „Judentum einst und jetzt“ den Blick auf die „Alemannia Judaica“ in den drei Ländern um den See: deren Geschichte, Kultur, regionale Individualität und lokale Ausprägungen. Schmerzlich ist, daß der Blick dabei vorwiegend auf eine in schrecklichen Schlägen untergegangene Welt fällt. Die Erinnerung an den vormaligen Beziehungsreichtum und die einstige kulturelle Vitalität des alemannischen Judentums kann die Last unserer Geschichte, besonders der jüngeren, nicht tilgen. Unsere Einladung zur Wiederentdeckung verstand sich aber bewußt als Beitrag zur Entwicklung einer „anamnetischen Kultur“, die der doppelten Vernichtung (zuerst durch den massenhaften Mord, dann durch die Auslöschung der Erinnerung daran und an das, was vorher war) den lebendigen Geist und die widerständige Kraft des Gedächtnisses entgegenhält.

„Kunst und Kultur ...“ – das Erbe der „Alemannia Judaica“ erlaubte, diese Heiteres und Beschwingtes konnotierende Überschrift auch über unsere Sommerakademie 1993 zu stellen, zu der wir – in freundlicher Verbindung mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Begegnung in Oberschwaben e. V. – nach Weingarten in unser Tagungshaus eingeladen hatten.

Das Programm:

Juden im Bodenseeraum bis 1349

Prof. DDr. Karl Heinz Burmeister, Bregenz

Die Geschichte der jüdischen Gemeinden im nördlichen Bodenseeraum

Prof. Dr. Paul Sauer, Stuttgart

Exkursion

Eine oberschwäbische „Judenstadt“: Laupheim

Friedrich Adler (1878–1942) aus Laupheim, Professor an der Landeskunstschule Hamburg

Ernst Schäll, Laupheim

*„Ich lebe seit drei Jahrhunderten am Bodensee“
Jacob Picard (1883–1967) aus Wangen a. B., Literat des
alemannischen Landjudentums*

Zu Leben und Werk: Manfred Bosch, Rheinfelden

Lesung aus Texten J. Picards: Ekkehard Faude, Bottighofen

Ein schweizer-jüdisches Leben für Emanzipation und Bildung:

Marcus Getsch Dreifuss (1812–1877) aus Endingen

Dr. Uri Kaufmann, Heidelberg

Zur regionalen Geschichte von Verfolgung und Vernichtung der Juden des Bodenseeraums 1933–1945 am Beispiel der Stadt Konstanz

Prof. Dr. Erhard R. Wiehn, Konstanz

Religiosität und Bildung in jüdischen Landgemeinden des Hegaus

Gisela Roming M. A., Konstanz

*„Königlich württembergische Rabbiner“
Württemberg und der Umbruch der Rabbinerausbildung
im 19. Jahrhundert*

Dr. Abraham P. Kustermann, Stuttgart

*„Schweigend spricht der Stein“
Jüdische Architektur und Kunst in der Region – einst
und jetzt*

Dr. Joachim Hahn, Plochingen

*Exkursion
Jüdisches Leben in Vorarlberg – Jüdisches Museum in
Hohenems*

*Salomon Sulzer (1804–1890) aus Hohenems, Erneuerer
der Synagogalmusik im 19. Jahrhundert*

Eva Grabherr M. A., Hohenems

Synagoge „maurischen“ Stils in St. Gallen

Rabbiner Hermann I. Schmelzer M. A., St. Gallen

Zum Stand des christlich-jüdischen Gesprächs heute

Prof. DDr. Rupert Feneberg, Weingarten
Landesrabbiner Joel Berger, Stuttgart

Auch wenn wir auf dem Hintergrund unserer deutschen (und regionalen!) Geschichte immer noch vor Barrieren des Verdrängens und des Verdrängten stehen – die in unserer Sommerakademie erinnerte Welt war schon lange vor ihrer gezielten Vernichtung weithin in Vergessenheit geraten:

„Die Entdeckung der Landjuden durch die Forschung geschah äußerst spät und langsam. Erst in den letzten Jahren hat sich mit dem starken Anwachsen der Lokalgeschichtsschreibung über deutsche Juden dieser Prozeß intensiviert. Jedoch beschränkt sich die Geschichtsschreibung weitgehend noch immer auf Monographien über einzelne jüdische Landgemeinden.

Die so langsame Wahrnehmung der Juden auf dem Lande ist kaum verwunderlich. Vor 1933 überwiegend von jüdischen Forschern getragen, konzentrierte sich die Geschichtsschreibung über Juden weitgehend auf das städtische Judentum und speziell auf dessen Eliten im Kultur- und Wirtschaftsleben. Im Vergleich mit der

Gesamtbevölkerung waren die deutschen Juden in der Weimarer Republik so urbanisiert, daß das Landjudentum als überholte Lebensform, sozusagen als historischer Verlierer, marginalisiert, wenn nicht gar vergessen und verachtet wurde. Die jüdische Landbevölkerung bildete gleichsam nur noch das Hinterland oder das Reservoir des städtischen Judentums und schien ohne historische Bedeutung, gemessen an den kulturellen Leistungen des deutsch-jüdischen Bürgertums. Das Leben der Landjuden wurde vom jüdischen Bürgertum vielfach mit Unbildung, Armut und Mangel an Akkulturation gleichgesetzt. Diese Marginalisierung der Landjuden ähnelte in mancher Beziehung der lang anhaltenden Ausschließung der in Deutschland lebenden Ostjuden vom Interesse der Historiker. Beide Gruppen gehören nicht zu den assimilierten Eliten, sondern waren religiös, kulturell und auch in ihrer Berufsstruktur ‚jüdischer‘ geblieben, das heißt, sie bewahrten teilweise voremanzipatorische Lebensformen, die in nicht zu ferner Vergangenheit vom deutschen Judentum geteilt worden waren. Damit stellten Ostjuden wie Landjuden in den Augen des städtischen Judentums historische Relikte dar.

In der Tat war die hohe Zeit der Landjuden nicht das 20. Jahrhundert, sondern es waren die Jahrhunderte zwischen ihrer Vertreibung aus den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten und ihrer Wiederzulassung in den Städten im Zuge der Emanzipation seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Die dörfliche Existenz der Juden ist also nur ein erzwungenes Interim gewesen, aber ein Zwischenspiel, das mehr als dreihundert Jahre gedauert hat. In Süd- und Westdeutschland war das Landjudentum bis etwa 1850 die absolut vorherrschende Lebensform der Juden überhaupt. Nicht weniger als 93 Prozent aller Juden Württembergs lebten 1817 in Dörfern. In Baden waren 83 Prozent der jüdischen Bevölkerung 1825 in Orten mit weniger als 5000 Einwohnern ansässig“ (Monika Richarz).

So gründlich vergessen war diese – bei Johann Peter Hebel oder Berthold Auerbach etwa noch plastisch beschriebene – „Mehrheitswelt“ besonders des Judentums im alemannischen Raum um den See, daß es zu den grotesksten Mißverständnissen selbst unter den eigenen Glaubensgenossen kam, als ein jüdischer Schriftsteller in den dreißiger Jahren an die spezifisch alemannische ihrer literarischen Traditionen anknüpfte: Jacob

Picard. Er mußte sein Schreiben „gegen die verschiedenartigsten Mißverständnisse und Fehldeutungen aus dem eigenen Lager verteidigen: nicht nur, daß ‚meist nur zeitungsbildete Großstädter‘ von einem ländlichen Judentum Süd- und Westdeutschlands nichts gewußt oder aber es verdrängt hatten; Picard mußte es auch gegenüber denen ins Recht setzen, die auf diese ‚niedere‘ alemannische Spielart des Judentums und die ‚in ihrer Art sicheren Menschen ... mit gnädiger Überheblichkeit‘ wie auf eine unehrenhafte Verwandtschaft herabblickten, wenn sie sie in ihrer Unwissenheit überhaupt gelten lassen wollten“ (Manfred Bosch). Und doch hatte gerade er, Jacob Picard, Atem und Nerv des alemannischen Landjudentums so klar und genau erfaßt wie kein anderer: „Frei unter der anderen, christlichen Bevölkerung wohnend, schlossen sich diese Landjuden in kleinen und kleinsten Gemeinden zusammen, streng gesetzestreu bis in unsere Tage lebend, aber ebenso fest und treu wie dem jüdischen Gesetz waren sie der Erde verbunden, die sie bebauten und als Händler durchwanderten, sich selber und ihre Bräuche achtend wie die Bräuche der christlichen Landbevölkerung, die deshalb auch wieder diese Juden und ihre Bräuche achtete. Jene kleinen jüdischen Gemeinden bildeten alle eine große Einheit in Religiosität, Lebensführung und Sitten... Sie sprachen jeweils den Dialekt der Landschaft, in der sie lebten, also alemannisch im Süden..., durchsetzt mit allerlei hebräischen oder jüdischen Brocken.“ Jacob Picard – und vielen mit ihm – war es, wenigstens in der Frühzeit seines Lebens, möglich gewesen, die Sozialform seines Judentums noch aus der „prägenden Erfahrung jenes auskömmlichen Miteinanders zu begreifen, wie man es in den Judendörfern am Untersee und im Hegau über Jahrhunderte gelebt hatte. Der Jude brauchte sich hier, anders als in der assimilationsfördernden Großstadt, nicht zu verstecken, ja er bezog seine Achtung bei der nichtjüdischen Bevölkerung gerade daraus, daß er sich zu seinem Glauben bekannte. Der getaufte Jude, schrieb Picard, wäre auf dem Lande bei beiden Bevölkerungsteilen eine ‚unmögliche, ja verächtliche Erscheinung‘ gewesen; und so hat auch er selbst sein Judentum nicht erst über dem grassierenden Antisemitismus oder gar über dem zur Macht drängenden Nationalsozialismus wiederentdecken müssen“ (Manfred Bosch). Trotzdem sollte der Nationalsozialismus und sein Ver-

nichtungswerk nicht das letzte Wort unserer Sommerakademie sein. Am Ende stand der Ausblick in die Gegenwart und Zukunft christlich-jüdischer Begegnung, die – vielleicht einmal wieder – unter dem anspruchsvollen Begriff „Dialog“ stehen darf.

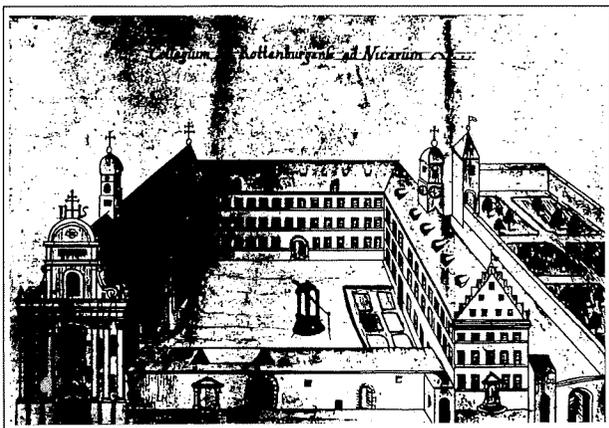
Die Beiträge der Sommerakademie 1993 werden im Herbst 1994 im Schwabenverlag (Ostfildern) in Buchform erscheinen.

Literatur:

Landjudentum im süddeutschen- und Bodenseeraum (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs, hrsg. vom Vorarlberger Landesarchiv, Bd. 11). Dornbirn (Vorarlberger Verlagsanstalt) 1992 (darin Monika Richarz: Die Entdeckung der Landjuden. Stand und Probleme ihrer Erforschung am Beispiel Südwestdeutschlands, S. 11-21); ALLMENDE Nr. 24/25, Jg. 1989; Nr. 36/37, Jg. 1993 (Alemannisches Judentum. Versuche einer Wiederannäherung); Jacob Picard: Werke (in zwei Bänden). Hrsg. von Manfred Bosch. Konstanz (Libelle Verlag Ekkehard Faude) 1991.

Gedenkstein am Ort der ehemaligen Synagoge in Laupheim





Rottenburger Jesuitenkolleg (Federzeichnung, 1808)

Kirche und Bildung in der Neuzeit

Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

22.–26. September

Weingarten

66 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Bereits während des 19. Jahrhunderts haben viele Katholiken, aber nicht nur sie, darüber nachgedacht, wieso und warum sie auf dem Gebiet der Wissenschaft zurückgeblieben seien. Der Bezugspunkt war dabei begrifflicher Weise die deutsche protestantische Universitätslandschaft, die unter der Führung Preußens in diesem Jahrhundert, nach der Gründung Berlins 1810, einen ungeahnten und erfolgsverwöhnten Höhenflug angetreten hatte. Insbesondere in der Zeit nach 1860 durften die deutschen Universitäten als führende Anstalten selbst im europäischen Kontext gelten, an denen

Pflege, Ausbau und Entwicklung traditioneller wie moderner Wissenschaften imponierend und außerordentlich anerkannt eine Heimstätte gefunden hatten. Die diffizile, höchst schwierige, nicht zuletzt vom Vatikan erschwerte Auseinandersetzung und Diskussion über die Moderne, den Liberalismus, die mundanisierten Wissenschaften führten nicht nur zu vielen Friktionen und Verunsicherungen. Sie brachten vielen Katholiken, die sich den Universitäten, einem Studium zuwandten, eine Art Gewissensqual. Die Gründung der Görres-Gesellschaft wie auch Versuche namhafter katholischer Gelehrter zu einem tragfähigen Ausgleich, einer Annäherung einerseits, aber auch die Verurteilung der Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts seitens der Kurie auf der anderen Seite gehören in dieses bekannte Umfeld.

Als 1896 Georg von Hertling zur Eröffnung der 18. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft über die Ursachen des Zurückbleibens der deutschen Katholiken auf dem Gebiet der Wissenschaften handelte, nannte er hierfür vorab „die Auflösung des alten Reiches und die Säkularisation“. Heribert Raab, einer der profilierten Kenner und Kämpfer für eine katholische Wissenschaft nach 1945 hat noch 1978 in einem Beitrag über die Auswirkungen der Säkularisation auf Bildungswesen, Geistesleben und Kunst im katholischen Deutschland entsprechend geschlußfolgert: „Es wird auch heute meist noch übersehen, daß mit den großen Säkularisationen von 1803–1810 der katholische Bevölkerungsanteil im Vergleich zu der Zeit vor 1800 in eine äußerst geschwächte Situation gebracht worden ist, in eine typische Diaspora-Situation, schließlich in ein Ghetto.“ Die Wirkungen der Säkularisation seien durch die Befreiungskriege noch verstärkt worden, die nicht als deutsche Leistung, sondern als preußisch-protestantische angesehen worden sei. „Das bedeutende Übergewicht über den katholischen Teil Deutschlands, das bis gegen Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts noch weiter ausgebaut und dann sehr lange verteidigt werden konnte, verdankt der Protestantismus der Säkularisation.“

Dieser Befund, der von vielen – und nicht ganz zu Unrecht – immer wieder bemüht wird, kann sich durchaus auf entsprechende Zahlenangaben stützen. Auch sie werden häufig und gern zitiert. Sie bestätigen im allgemeinen für die Gesamtzeit des 19. Jahrhunderts ein katholisches Bildungsdefizit, wie ab 1890 gesagt wurde.

Indem infolge der Säkularisation 18 katholische Universitäten aufgehoben worden seien, das Schulwesen, das durchweg unter geistlicher Leitung gestanden habe, tief erschüttert wurde, indem alle geistlichen Staaten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation verschwanden, daß insbesondere die „Kulturarbeit“ auf dem flachen Land, die so viele der Säkularisation zum Opfer fallenden Klöster geleistet hatten, hinwegfielen: all dies und noch vieles mehr erkläre den geistigen Abfall, den tiefen Einbruch, das plötzliche Zurückbleiben der Katholiken hinter den Protestanten. Wenn auch seitens der Kirche weiterhin für eine Priesterausbildung gesorgt worden sei, so habe insgesamt doch die hohe, schöne und weitverbreitete Bildung der Katholiken abgenommen, habe einen radikalen Einbruch erlebt. Laetitia Boehm konnte dementsprechend folgern: „Nicht der Kleriker, sondern der katholische Laie war der eigentlich Leidtragende der Säkularisation. So versteht es sich, daß der deutsche Bildungsbürger des 19. Jahrhunderts – strukturgeschichtlich gesehen – repräsentativ der Protestant, nicht der Katholik war.“ Sie bestätigte 1987 insoweit das Urteil, das gut 100 Jahre zuvor, 1851, der Präsident des Berliner Konsistoriums, Karl Graf Voß, fällte: „Kein Land kann existieren ohne eine herrschende Klasse, und diese Klasse sind bei uns nun einmal die Protestanten.“ – Beide Urteile bezeichnen gewiß in vielem zutreffend die Situation, sie scheinen es zum mindesten. Ohne die generelle Aussage in Frage zu stellen, möchte ich sie doch ein wenig differenzieren oder, besser gesagt, schärfer fassen, um dem Phänomen selbst vielleicht ein wenig näher zu kommen, als das bisher geschah, wo polemische und konfessionelle Gesichtspunkte historisches Urteil immer noch belasten. Generell führt sicherlich kaum ein Weg daran vorbei, daß, wie Hans Maier das formulierte, die katholische Bevölkerung zwischen 1803 und 1914 das Bild einer „strukturellen Minorität“ abgegeben hat.

Nicht zuletzt, und auch darauf haben jüngere Arbeiten zu Recht immer wieder verwiesen, lag das mit daran, daß der Großteil dieser Bevölkerung nach wie vor in ländlichen Gebieten siedelte, ihre Mobilität zudem recht gering entwickelt war. Da ferner die noch zu Zeiten des Heiligen Römischen Reichs vorhandenen Bildungseinrichtungen auf der gleichsam mittleren Ebene angesiedelt waren, die Universitäten spielten demgegenüber

eine geringere Rolle, hier vor allem Klöster segensreich und „ausbildend“ wirkten, verstärkte die Säkularisation zunehmend das ländliche Bildungsdefizit. Das flache Land, Mittel- und Kleinstädte waren es vorab, in denen Katholiken lebten.

Dieser Überblick bildete den Auftakt des Vortrags von Notker Hammerstein: ‚Universitäten und Wissenschaften. Bildungsdefizit und Bildungschancen der Katholiken im 19. Jahrhundert‘ – der, mit Blick auf den Tagungsverlauf wie auf die behandelte Zeit, abschließende Beitrag der dreizehnten gemeinsamen Studientagung von Geschichtsverein und Akademie unserer Diözese. Mit einem gewissen Schwerpunkt im deutschen Südwesten ging es diesmal um die katholische Kirche als Bildungsträgerin von der Reformationszeit bis ins beginnende 20. Jahrhundert. Ein Großteil der Beiträge wird im übernächsten Band des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte (14/1995) erscheinen.

Referate:

Das Priesterbild Johann Michael Sailers

Prof. Dr. Manfred Weitlauff, München

Theorie und Praxis in der Bildungspolitik Karl Theodor von Dalbergs

Prof. Dr. Günter Christ, Köln

Ignaz Heinrich von Wessenbergs Bemühungen um die Fortbildung der Priester

Dr. Franz Xaver Bischof, München

Bildung als „eigentliche Menschenbildung“ Zur Bildungskonzeption Johann Baptist Hirschers

Prof. Dr. Josef Rief, Regensburg

Das theologische Bildungswesen des 17. und 18. Jahrhunderts – dargestellt am Beispiel des heutigen Württemberg (Kurzreferat)

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Die katholisch-theologische Fakultät Heidelberg (1706–1807) (Arbeitsbericht)

Dominik Burkard, Tübingen

*Pädagogik aus dem Geist der Exerzitien
Die Bildungskonzeption des Ignatius von Loyola
(Öffentlicher Vortrag)*

Dr. Barbara Hallensleben, Tübingen

*Elementarschulen und Kollegien
Das geistlich-pädagogische Selbstverständnis von
Ursulinen und Jesuitinnen im 17. Jahrhundert*

Dr. Anne Conrad, Hamburg

*Die Jesuiten-Universität Dillingen als kirchliche
Bildungsanstalt für Württemberg*

Prof. Dr. Peter Rummel, Dillingen

*Das Bildungswesen der Benediktiner – dargestellt am
Beispiel Ochsenhausen*

Prof. Dr. Konstantin Maier, Eichstätt

*Priesterausbildung zwischen Seminar und Universität.
Oder: Das „Tridentinische Seminar“. Zur Geschichte einer
Ideologie*

Prof. Dr. Hubert Wolf, Frankfurt a. M.

*Produkt von „Höllengewalten“ oder Werkzeug zur „gei-
stigen Wiederbelebung des Katholizismus“?*

*Die Gießener Katholisch-Theologische Fakultät (1830–
1859) im Widerstreit der Meinungen (Arbeitsbericht)*

Uwe Scharfenecker, Frankfurt a. M.

*Die bayerischen Lyzeen als Sonderform der Klerikerbil-
dung im frühen 19. Jahrhundert (1773–1848/49)*

Prof. Dr. Rainer A. Müller, Eichstätt

*Bildungskonzeption und Bildungsarbeit der Franziska-
nerinnen von Sießen*

Dr. Ewald Gruber, Saulgau

*Spezialschule versus „universitas litterarum“
Zur deutschen Debatte im frühen 19. Jahrhundert*

Prof. Dr. Harald Dickerhof, Eichstätt

*Universitäten und Wissenschaften
Bildungsdefizit und Bildungschancen der Katholiken im
19. Jahrhundert*

Prof. Dr. Notker Hammerstein, Frankfurt a. M.

KIRCHE UND HEXEN- VERFOLGUNG

Kultur- und Kongreßzentrum
Liederhalle, Schillersaal
Stuttgart

29. April 1993, 17.00 Uhr

Öffentliches Kolloquium in Zusammenarbeit mit dem
Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische
Hilfswissenschaften der Universität Tübingen

186 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Ein furchtbares Kapitel der europäischen, insbesondere jedoch der deutschen Geschichte bilden die Hexenverfolgungen der frühen Neuzeit. Die schuldhaft Verstrickung der christlichen Kirchen in dieses Geschehen sollte gerade in den Kirchen selbst nicht verdrängt werden. Andererseits gehört die Thematik seit über hundert Jahren zum festen Bestand antikirchlicher, speziell anti-katholischer Polemik – mit entsprechenden Verzerrungen, die sich bis heute in vielen Köpfen festgesetzt haben.

Insgesamt ein dunkles Kapitel, das der Aufhellung bedarf. Auf der Grundlage neuerer Forschungen sollten Klärungen versucht werden – im Rahmen eines Kolloquiums in der Stuttgarter Stadtmitte, mit dem „Hexenforschung“ als ein langjähriger Schwerpunkt unserer (historischen) Akademiearbeit auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden sollte.

Kurzvorträge:

*Kirche und Hexenverfolgung
Einführung*

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

*Die Entstehung des „Hexenhammers“
Prof. Dr. Heide Dienst, Wien*

*Hexenverfolgung in geistlichen Territorien
Dr. Walter Rummel, Koblenz*

*„Die Zauberin sollst du net leben lassen“
Zur Rolle der württembergischen Theologen im Hexenprozeß
Anita Raith, Stuttgart*

*Die römische Inquisition in der frühen Neuzeit und die Hexenverfolgung
Dr. Rainer Decker, Paderborn*

*Einleitendes Statement und Moderation der Podiumsdiskussion:
Prof. Dr. Heide Wunder, Kassel*

Den Einführungsvortrag von Sönke Lorenz faßt Jürgen Michael Schmidt (Tübingen) in einem Bericht wie folgt zusammen:

Nach allen bisherigen Erkenntnissen beschränkte sich die große Hexenverfolgung ausschließlich auf das christliche Abendland, auf die Regionen also, die bis zur Reformation der römischen Kirche unterstanden. Und tatsächlich waren es vor allem die Vertreter der päpstlichen Inquisition, die, entsprechend den erprobten Prinzipien der Ketzerverfolgung, im Spätmittelalter die „neue“ Vorstellung von den Hexen prägten, als einer sektenartigen Verschwörung von Menschen, deren böses Wirken durch Teufelspakt, Teufelsbuhlschaft, Hexenflug, Teil-

nahme am Hexensabbat und Schadenzauber gekennzeichnet war. Hatte es vorher Zaubereiprozesse nur als Einzelfälle von Einzeltätern gegeben, so ging die Inquisition nun zu größeren Verfolgungen über. In Deutschland inszenierten in den 1470er Jahren die beiden Inquisitoren Sprenger und Institoris die ersten Hexenprozesse des neuen Typs, und Institoris schuf mit dem „Hexenhammer“ ein Verfolgungshandbuch mit unheilvoller Wirkung, das zum ersten Mal das Hexereidelikt fast gänzlich als weibliches Delikt darstellte.

Christliche Theologen hatten zunächst also die Hexentheorie entwickelt und die Verfolgungspraxis angeleitet, und 1484 sanktionierte Papst Innozenz VIII. das Vorgehen der beiden Inquisitoren, doch kann damit noch nicht auf eine Alleinverantwortung der Kirche geschlossen werden. Denn zum einen gab es in der Kirche selbst, vor allem von bischöflicher Seite aus, vielfach heftigen Widerstand gegen die Hexenverfolgung durch die Inquisitoren, zum anderen hatten die Inquisitoren in Deutschland nicht allzuviel ausrichten können, und nach 1500 ruhten die Hexenprozesse fast ganz. Erst um 1560, als die geistlichen Gerichte ihre Zuständigkeit für das Hexereidelikt längst völlig eingebüßt hatten, begannen die großen Wellen der Hexenverfolgung in Deutschland, wobei die Prozesse nun ausschließlich vor den weltlichen Gerichten in Verantwortung der weltlichen Obrigkeit geführt wurden.

Die Ursachen für den Verfolgungsbeginn um 1560 werden dabei heute in einem radikalen Mentalitätswandel, in einer gesellschaftlichen Verhärtung gesehen, die in einer Zeit der durch Klimaverschlechterung bedingten Wirtschaftskrisen eine Hinwendung zu dogmatischen, religiösen, asketischen und jenseitsorientierten Denk- und Verhaltensweisen mit sich brachte. Dieser Mentalitätswandel vollzog sich auch unabhängig von der konfessionellen Zugehörigkeit (die ersten Hexenprozesse der großen Hexenverfolgung fanden in protestantischen Territorien statt), allerdings war die Zahl der Verfolgungskritiker im protestantischen Lager weitaus größer als im katholischen Lager Deutschlands, wo von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert eine grundlegende Kritik unmöglich war und lediglich die Prozeßverfahren gerügt werden konnten. Wie kompliziert die Sachlage in bezug auf Kirche und Hexenverfolgung jedoch auch katholischerseits war, zeigt ein Blick in die vielen verfolgungs-

armen katholischen Länder Europas, zeigt aber auch die Haltung des Papstes, der der Hexenverfolgung längst ablehnend gegenüberstand, als in geistlichen Territorien Deutschlands noch Massenhinrichtungen stattfanden.

Da in der öffentlichen Diskussion die Inquisition einen bedeutenden Stellenwert einnimmt, deren Rolle allerdings gemeinhin völlig falsch eingeschätzt wird, wurde dieser ein eigener Beitrag gewidmet. Im selben Bericht heißt es dazu:

Gegen eine pauschale Verurteilung der katholischen Kirche in bezug auf die Hexenverfolgung wandte sich der Vortrag ‚Die römische Inquisition in der frühen Neuzeit und die Hexenverfolgung‘ von Rainer Decker (Paderborn), der noch einmal darauf hinwies, daß es keine einheitliche Haltung der katholischen Kirche zu Hexenverfolgungen gegeben hat. Denn blickt man über die Grenzen der geistlichen Territorien Deutschlands hinaus nach Südeuropa in die „Hochburgen des Katholizismus“, dann stellt sich ein ganz anderes Bild von der katholischen Kirche und ihrem Verfolgungseifer dar.

Während in Deutschland seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts Hexenprozesse nur noch vor weltlichen Gerichten geführt wurden, waren dafür in Südeuropa weiterhin auch die geistlichen Gerichte der Inquisition zuständig, die in Spanien seit 1478, in Italien seit 1542 und in Portugal seit 1547 aus päpstlichen Sondergerichten zu festen Einrichtungen geworden waren, mit jeweils einer Zentrale und nachgeordneten Gerichtshöfen. Dabei stand die Inquisition in Italien unter der direkten Leitung des Papstes.

Sieht man sich nun die Todesurteile an, die die Kirche hier gegen angebliche Hexen fällte, so ist die Überraschung

groß. Für Italien ist bisher überhaupt noch kein Todesurteil der Inquisition in dieser Sache nachzuweisen, in Portugal wissen wir von fünf Todesurteilen, und die spanische Inquisition hat bei 3900 Zaubereifällen in den Jahren 1550 bis 1700 gerade 27 Personen hinrichten lassen. Bei diesen Zahlen sind auch die überseeischen Kolonien der beiden iberischen Reiche berücksichtigt. Insgesamt wurden von den weltlichen und bischöflichen Gerichten in Italien und Spanien wesentlich mehr Hexen zum Tode verurteilt als von der Inquisition.

Ursache für diese geringen Hinrichtungszahlen war nicht eine grundsätzliche Infragestellung des Glaubens an das Hexenwesen, sondern das Bemühen um korrekte Beweisführung und einen fairen Prozeß. So wurden z. B. Hexenmale und Tränenlosigkeit als Beweismittel ebenso abgelehnt wie die Besagung durch bereits geständige Hexen.

Dabei erhebt sich allerdings die Frage, warum Rom bei dieser Haltung nicht versucht hat, die exzessiven Hexenverfolgungen nördlich der Alpen und der Pyrenäen einzudämmen. War man sich in der Hexenfrage zu unsicher? Scheuten sich die Päpste einzugestehen, daß ihre Vorgänger die Hexenideologie gefördert hatten? Oder fürchtete man, die Front der Gegenreformation durch innerkatholische Diskussionen zu schwächen? – Die Forschung hat bisher noch keine eindeutige Antwort auf diese Frage gefunden.

Kultur- und Kongreßzentrum Liederhalle, Stuttgart

Podiumsdiskussion mit Dieter R. Bauer, Prof. Dr. Heide Dienst, Dr. Walter Rummel, Anita Raith, Dr. Inge Schöck, Dr. Rainer Decker, Prof. Dr. Heide Wunder, Prof. Dr. Sönke Lorenz (von links)





KZ-Aufseherinnen im Lager Bergen-Belsen

Täterinnen? – Frauen im NS-Staat

19.–21. November
Stuttgart-Hohenheim
73 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen:

Annette Jllenberger, München
Prof. Dr. Claudia Koonz, Durham (North Carolina)
Dr. Inge MarBolek, Bremen
Dr. Godele von der Decken, Bozen
Prof. Dr. Karin Walser, Fulda
Dr. Susanne zur Nieden, Berlin

Frauen im nationalsozialistischen Staat wurden nach einer noch immer verbreiteten Auffassung grundsätzlich als Opfer, allenfalls noch als Mitläuferinnen angesehen. Die jüngste historische und sozialwissenschaftliche Frauenforschung korrigiert diese einseitige Sichtweise, indem sie die sogenannte „Herstory“ nicht nur als positive Identifikationsgeschichte wahrnimmt, sondern verstärkt der Frage nachgeht, inwieweit Frauen im Nationalsozialismus auch aktiv Handelnde waren, Verantwortung übernahmen, schuldig wurden.

Selbstverständlich muß es in diesem Zusammenhang immer auch um Täterinnen im engeren, moralisch und juristisch eindeutigen Sinne gehen, um KZ-Aufseherinnen etwa oder um Ärztinnen in den „Euthanasie“- und „Rassenhygiene“-Programmen, doch sollte mit der Tagung eine umfassendere und grundsätzlichere Fragestellung aufgenommen werden – wie schon der Titel signalisiert. „Täterinnen? – Frauen im NS-Staat“: Damit ist die Mehrheit der Frauen vor Augen gestellt, „ganz normale“ Frauen mit ihrer Alltagsgeschichte und ihrem Alltagsleben, auch mit ihren Idealen.

In Auseinandersetzung mit Positionen, für die klare Kategorisierungen maßgeblich sind, wo also nach eindeutig identifizierbaren und so auch moralisch qualifizierbaren Täterinnen oder Opfern, Vertreterinnen des Regimes oder Widerstandskämpferinnen gesucht wird, wurde hier ein neuer Ansatz historischer Frauenforschung aufgenommen, bei dem die „sozialen Netzwerke“ (Koonz) in den Vordergrund rücken, in denen sich die Frauen bewegten und mit denen sie sich zum Teil identifizierten. Eine solche differenzierte Betrachtungsweise wird sicherlich der individuellen Geschichte der einzelnen Frauen gerechter um den Preis, eindeutige Kriterien für moralische und juristische Schuld gerade von „Alltagsfrauen“ oft nicht angeben zu können.

Diesem hermeneutischen Hintergrund, der bei der Frage nach schuldhaftem Handeln keine scharfen Konturen hervortreten, diese vielmehr in einer Grauzone verschwimmen läßt, entspricht der feministisch-historische Ansatz von Claudia Koonz, der die „historical agency“ von Frauen in allen historischen Epochen untersucht, hier speziell im Nationalsozialismus. Dieser Ansatz, der von der „historischen Wirksamkeit“ einzelner Handlungen oder Unterlassungen ausgeht und der die Frauen im Nationalsozialismus eher zu Teilnehmerinnen als zu akti-

ven Täterinnen macht, soll die Schuldfrage nicht verdecken, aber auf ein komplexeres Niveau heben, das den Zusammenhang und die Wechselwirkung von moralischen und sozialen Welten deutlich macht und die persönliche Schuldfrage nie vom Kontext trennt. Koonz problematisiert damit den Begriff der Täterin und zeigt mit ihrem Verständnis von „agency“ der Frauen, wie notwendig Abgrenzungen bzw. Definitionen bei der Vorstellung von „der Täterin“ sind, um die KZ-Aufseherinnen ebenso wie die Ärztinnen, die eindeutig Täterinnen waren, von der „normalen Frau“ zu unterscheiden, die an einem Koch- oder Wickelkurs teilgenommen hat, der im Rahmen und mit der perfiden Zielsetzung des Nationalsozialismus einherging.

Anschaulich wurde diese „Teilnahme“ am System durch den Vortrag von Susanne zur Nieden, die an Hand von Auszügen aus privaten Frauen- und Mädchentagebüchern aus dem Zeitraum von 1943 bis 1945 zeigte, daß die Diarien keinesfalls dazu dienten, sich aus dem faschistischen System in die Privatsphäre zurückzuziehen. Vielmehr zeigen viele Texte „die enge Verknüpfung von nationaler und persönlicher Identität sowie die Identifikation mit einem heroisierten Deutschtum“. Die Tagebücher, die am wenigsten dem Zugriff des nationalsozialistischen Staates ausgesetzt waren, erklären, daß die Frauen besonders mental und emotional die Ideologien des Nationalsozialismus und somit „deren psychische Voraussetzung“ mittrugen. Auch die imperialistische Kriegsmaschinerie des Hitler-Staates wird keineswegs als bedrohlich von den Frauen empfunden, sondern wird positiv als Weltgewinn gesehen und kann den „Zuwachs an individueller Bedeutsamkeit“ durch Identifikation mit der herrschenden Perspektive ermöglichen.

Durch welche Mittel die herrschende Ideologie zur herrschenden Philosophie von Frauen werden konnte, zeigte der Vortrag von Godele von der Decken, die zu Beginn ihrer Forschungsarbeit alles gesammelt hat, was das Realitätsbild der Frauen und deren Wirklichkeitssicht geformt haben könnte, wobei dies keinesfalls die objektive Realität, sondern eine individuelle und kollektive Illusion wiedergibt. Sie untersuchte Haushalts- und Erziehungsbroschüren, Frauenzeitschriften, Propagandamaterial, Trivialliteratur und Literatur mit künstlerischem Anspruch. In ihrem Vortrag konzentrierte sie sich darauf, die „ungeheure Macht der Mutter“ an Hand von Text-

auszügen aus der Literatur zu verdeutlichen, und zwar solcher von Schriftstellerinnen, die in der NS-Zeit entstanden ist bzw. empfohlen wurde. Diese Literatur ist ein „sozialpsychologisches Dokument, (...) wie sich Frauen selber in die vorgegebene Welt hineinträumten“. Die Rolle, die Frauen von sich im Nationalsozialismus erträumten, war zwar auf die der Mutter zentriert, aber die „passive, auf den Mann bezogene Frau tritt zurück hinter der autonomen Heldin und Familienchefin, die den Mann (...) höchstens noch als Samenspender braucht“. „Der Weg der Frauen zu Autonomie und Macht führt über die Leichen ihrer Väter, Männer und Söhne. (...) Auffällig ist, daß sich in den Soldatenmutterassoziationen die weiblichen und männlichen Rollenbilder ständig vertauschen. (...) Walter Benjamins Beobachtung von der Ästhetisierung der Politik im Nationalsozialismus bedeutete für die Frauen, daß es den Nazis gelang, sich der geistigen Kultur der Frauen zu bemächtigen und unter dem Schein der Fortschrittlichkeit emanzipatorisches Potential zu absorbieren. In der täglichen Zelebration des Frauenkultes konnten sich die Frauen die Illusion verschaffen, an der gesellschaftlichen Macht beteiligt zu sein; sie unterstützten damit den Status quo.“ In dieser Weise waren die Frauen Teilnehmerinnen und Stützen des Systems.

Szene aus dem Film „Die Denunziantin“: Helene Schwärzel auf der Deutschen Bank mit dem Direktor und einem Soldaten der Propaganda



Die Historikerin Inge MarBolek untersuchte an Hand des Schicksals von Helene Schwärzel einen konkreten Fall von Denunziation und führte damit eine Frau vor, die sich aus der beschriebenen Grauzone herausbewegt hat und eindeutig zur Täterin wurde. Helene Schwärzel denunzierte Carl Goerdeler, einen der führenden Köpfe der Widerstandsbewegung, und machte damit seine Verhaftung und Ermordung erst möglich. Sie tat dies, obwohl sie ihn verehrte. Sie wollte ihren Kolleginnen beweisen, daß sie nicht log und ihn tatsächlich von früher kannte. Ob sie sich über die Folgen ihrer Handlung ganz im klaren war, blieb umstritten. MarBoleks Untersuchung, zugleich wissenschaftliche Grundlage des Films ‚Die Denunziantin‘ von Thomas Mitscherlich (sehr empfehlenswert im gegebenen Zusammenhang!), konnte allerdings – ebenso wie der Film – zeigen, daß selbst diese eindeutige Tat nicht losgelöst vom sozialen Kontext beurteilt werden kann. Helene Schwärzel, die selbst wieder durch Denunziation zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hat Goerdeler nur durch die Mithilfe zweier Männer verraten können, die bezeichnenderweise freigesprochen wurden. Ihre Tat ist weder zu beschönigen noch zu entschuldigen, doch zeigt die ungerechtfertigte Milde gegenüber den beteiligten Männern, wie gleiche Schuld ganz unterschiedlich – letztlich in keinem Fall gerecht – beurteilt werden kann und wie komplex die Tat einer Täterin im Zusammenspiel mit anderen zu sehen ist.

Karin Walser referierte auf einer Metaebene über die älteren Ansätze in der feministischen Forschung, die die Rolle von Frauen im Nationalsozialismus so zu beschreiben versuchen, daß heutige Frauen sich damit identifizieren können. Walser hält es für ein klassisches Vorurteil in weiblicher Variante, das Böse an Frauen verstecken zu wollen. Hinter der ungeheuren Macht der autonomen Mutter, wie sie Godele von der Decken an literarischen Beispielen in vielen Varianten gefunden hat, ist für Walser eine „weibliche Machtlogik im Nationalsozialismus“ zu erkennen, für die sie keine andere soziologische Kategorie als die eines „matriarchalen Komplexes oder einer matriarchalen Logik“ findet, „die sich offenbar in Zeiten gesellschaftlicher Krisen als eine Art Gegenkonstruktion zu einem als unfähig und schwach erlebten Patriarchat breit macht“.

Den visuellen Rahmen für die Tagung, die Täterinnen zumeist als Teilnehmerinnen ausfindig machte, bildete

eine Ausstellung mit Fotografien aus der Sammlung von Annette Jllenberger: ein Archiv von über eintausend Kleinbildfilmen. Die Bilder sind in der Zeit von 1933 bis 1939 in und um Stuttgart aufgenommen, um sie der NS-Presse zur Bebilderung anzubieten. Sie dokumentieren, daß Frauen unterschiedlichsten Alters wirklich, wie Jllenberger ihre Ausstellung nennt, „überall dabei“ waren bzw. wie das nationalsozialistische System alle Bereiche der Gesellschaft durchwoben hat. Die darin agierenden Frauen wurden von dieser Machtideologie geprägt, aber sie stabilisierten sie auch durch ihre aktive Teilnahme, ihre Mittäterschaft.

Eine Tagungspublikation in unserer Reihe MATERIALIEN ist in Vorbereitung.



Hass und Gewalt in Deutschland

Haß und Gewalt in Deutschland

16. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

12.–13. März
Stuttgart-Hohenheim
100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Heidi Büchler-Krienke, SDR, Stuttgart
Prof. Dr. Horst Heidtmann, GMK, Stuttgart
Hanns-Georg Helwerth, Landesbildstelle, Stuttgart
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referentinnen/Referenten:

Hans-Peter Archner, SDR 3, Stuttgart
Thomas Birke, Clipper-Videomagazin, Düsseldorf
Werner Bohleber, Frankfurt a. M.
Dr. Hildegard Bußmann, Chefredakteurin Kultur, HF, SDR, Stuttgart
Erol Dilmén, Ausländerausschuß des Gemeinderats der Stadt Stuttgart
Peter Gatter, NDR, Rostock
Barbara Gramm, FH für Bibliothekswesen, Stuttgart
Waldemar Josko, Clipper-Videomagazin, Düsseldorf
Katja Kandel, Jugendspielclub des Theaters im Zentrum, Stuttgart
Prof. Susanne Krüger, FH für Bibliothekswesen, Stuttgart
Prof. Dr. Karl-Heinz Meier-Braun, SDR, Ausländerredaktion, Stuttgart
Paolo Rosamilia, Ausländerausschuß des Gemeinderats der Stadt Stuttgart
Dr. Sonja Schierle, FH für Bibliothekswesen, Stuttgart
Ismail Tak, Theater Türkis e. V., Stuttgart

Stuttgarter Zeitung, 19.3.93

Vom Abbau des „Gewalttabus“

Eine Medienpädagogische Tagung in Hohenheim „Achtzehn Minuten Zivilcourage“ - der Filmtitel ist eine Anklage. Rahim Shirmads Dokumentation über den langsamen Erstickungstod seines Landsmanns Kiomars Javadi im Hinterhof der Tübinger Pfannkuch-Filiale dauert exakt so lange wie das, was im Sommer 1987 dort unter den Augen von zahlreichen umstehenden Gaffern geschehen konnte: Achtzehn Minuten lag der iranische Asylbewerber im Würgegriff von zwei Verkäufern, weil er angeblich gestohlen hatte, achtzehn Minuten dauerte es, bis die Polizei kam, achtzehn Minuten lang griff niemand ein. Mit der Verweigerung jeglichen Mitgefühls gegenüber Ausländern setzte sich auch der zweite Beitrag bei den sechzehnten Stuttgarter Medientagen über „Haß und Gewalt in Deutschland“ am vergangenen Wochenende auseinander: Die Überlegungen des Psychoanalytikers Werner Bohleber kreisten um dem Umgang mit Fremdem und Fremden, ergründeten auch tief in der Psyche verwurzelte Ängste.

Wirkte Shirmads Film zu Beginn der Tagung wie der Schock, der die Sinne öffnet, bot Bohleber in seinem Referat Erklärungsansätze für Verhaltensweisen, wie sie in „Achtzehn Minuten Zivilcourage“ zum Ausdruck kommen: Der Fremde wird nicht als individuelle Persönlichkeit gesehen, sondern als Zugehöriger einer Gruppe. Und der werden, weil sie als bedrohlich empfunden wird, ausschließlich negative Eigenschaften zugeschrieben. Den schon von Adorno beschriebenen „psychischen Totalitarismus“ stört schon allein die Anwesenheit von Fremdem.

Bohleber, derzeit ein gefragter Gast bei Medientagungen, verdeutlichte an Beispielen, wie selbst die scheinbar nüchterne Berichterstattung der Tagesschau die kindliche Urangst vor dem Unbekannten schürt, wenn die verbale Nachricht gepaart ist mit Bildern, die das Klischee vom archaisch Fremden reproduzieren.

Mehr „Selbstverständlichkeit“ beim Berichten über Einheimische und anderswo Geborene wünschte sich die Kulturchefin des SDR-Funks Dr. Hildegard Bußmann: Sie wandte sich vehement gegen Live-Auftritte rechtsradikaler Jugendlicher.

Wie schwierig der „Spagat der Medien“ im Spannungsfeld zwischen Aufklärung und Anstiftung ist, wie sehr die Meinungen auch unter Journalisten hier auseinandergehen, zeigte die Podiumsdiskussion, an der auch der Leiter des NDR-Fernsehstudios Rostock,

Peter Gatter, teilnahm. Er verwarnte sich vehement gegen solche Stimmen, die nach den Anschlägen von Rostock den Überbringer der schlechten Nachricht für deren Inhalt verantwortlich machen wollten: „Über all diesen Argumentationen geistert das Wort ‚Zensur‘.“ Dem Vorwurf, das Fernsehen habe jungen Neonazis ein Forum zur Selbstdarstellung geboten, hielt Gatter entgegen, daß es ohne diese Fernsehbilder niemals Lichterketten gegeben hätte. Das eigentlich Beunruhigende sei nicht die Gewalt im Fernsehen, sondern „der Abbau des Gewalttabus“ auch in der Sprache und in der Kunst. Demgegenüber, so monierte die Hörfunkchefin, stehen zu viele „gutgemeinte Sendungen“ – eher kontraproduktiv im Bemühen um das Streben nach der „Normalität in der Vielfalt“. Ruth Weber

Hohenheimer Medientage

Kommerz kontra Kultur?

Europäischer Medienmarkt und kulturelle Identitäten

30. September – 1. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referentinnen/Referenten:

Dr. Sabine Astheimer, Rechtsabteilung, SWF, Baden-Baden

Dr. Georg Dekas, Leiter der Unternehmensplanung, Pro7,

Prof. Dr. Dieter Dörr, Justitiar, SR, Saarbrücken

Hermann Fünfgeld, Intendant, SDR Stuttgart

Dr. Winand Gellner, Politologe, Universität Trier

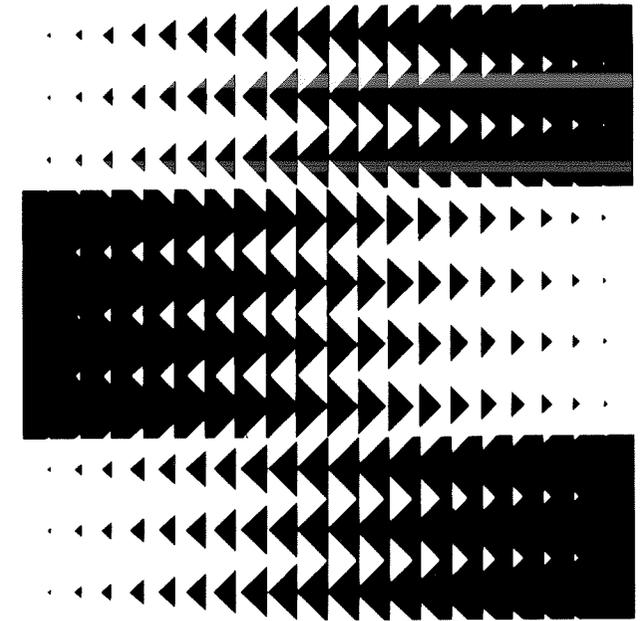
Prof. Dr. Jürgen Heinrich, Dortmund

Ferdinand Kayser, Deutschland-Direktor, CLT, Luxembourg

Prof. Dr. Gerd Kopper, Dortmund

Dr. Dieter Schickling, Leiter Kultur, Spiel und Unterhaltung, SDR-Fernsehen, Stuttgart

Dietrich Schwarzkopf, Vizepräsident ARTE, Strasbourg



Design: Dieter Groß

Südwestpresse vom 18. Oktober 1993

Mischt die Mafia beim Fernsehen mit?

Schlimme Verflechtungen wurden bei den Hohenheimer Medientagen sichtbar

Seit fast zehn Jahren sind kommerzielle Sendeunternehmen fester Bestandteil des „Dualen Rundfunkwesens“ in Deutschland. In der Mehrzahl sind diese Konzerne europaweit organisiert. Doch leisten sie auch einen Beitrag zu einer „europäischen Kultur“ oder einer „europäischen Identität“, wie sie für ein harmonisches Zusammenwachsen der europäischen Nationen notwendig wären? Das waren die Fragen bei den 14. Hohenheimer Medientagen in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Stuttgart-Hohenheim. Erschütterndes gleich zu Beginn: An einem Beispiel zeigte Prof. Gerd Kopper (Universität Dortmund) die Verflechtung von Medienkonzernen mit dem organisierten Verbrechen, speziell der italienischen Mafia. Daß der Faktor „Geld“ auch im kleinen schon negative Auswirkungen zeigt, rechnete Uni-Kollege Prof. Jürgen Heinrich vor: Von 1980 bis 1993 stieg in Deutschland der Geldbetrag, den alle Sendeunterneh-

men pro Zuschauer im Monat durch Werbung und Gebühren erhalten, um das Dreifache, von 70 auf 200 Mark. Im gleichen Zeitraum stieg der Gesamtumfang aller Programme um das Fünffache. Die durchschnittlichen Kosten pro Programmstunde mußten fast halbiert werden.

Da der Zuschauer trotz gestiegener Wahlmöglichkeit um über 400 Prozent seinen Fernsehkonsum nur unwesentlich ausgeweitet hat (acht Prozent), bekommt er jetzt für die doppelte Fernsehgebühr nur noch halb so viel „Fernsehqualität“.

Als Beispiel für ein „europäisches Kulturprogramm“ stellte der ehemalige ARD-Chefredakteur und jetzige Vizepräsident von ARTE, Dietrich Schwarzkopf, seinen „deutsch-französisch-belgischen“ Kultursender vor. Schwarzkopf mußte allerdings einräumen, daß das Programm von ARTE nur eine verschwindend kleine Minderheit erreicht (in Deutschland weniger als 800.000 Zuschauer).

Ferdinand Kayser, Deutschland-Direktor des Fernsehkonzerns CLT (Compagnie Luxembourgeoise de Telediffusion), konnte da mit anderen Zahlen aufwarten: Mit seinen europaweit neun Fernseh- und 13 Hörfunkprogrammen (darunter RTL und RTL 2) erreicht der Konzern ein zweistelliges Millionenpublikum. Vorwürfen, hier würde der Zuschauer nur mit „amerikanischer Klischeekultur zugemüllt“, begegnete Kayser mit dem Hinweis, die finanziellen Aufwendungen für Eigenproduktionen (in Deutschland hergestellte Programmstunden) seien bei RTL bereits dreimal so hoch wie der Anteil der in den USA gekauften Programmteile, und diese Tendenz sei weiter steigend.

Schwarz sah der Politologe Winand Gellner aus Trier für die Entwicklung einer europäischen Fernsehkultur. Ein Haupthindernis sieht er in fast 30, sich zum Teil widersprechenden Landesmediengesetzen und Rundfunkstaatsverträgen. Sei schon eine wirksame nationale Medienkontrolle kaum möglich, könne es kaum zu einer supra-nationalen, europaweiten Kontrolle kommen.

Sabine Astheimer, Juristin beim Südwestfunk, warnte allerdings vor einer Übertragung der Medienkontrollrechte etwa auf die EG-Medienkommission. Diese sei erstens dazu nicht demokratisch legitimiert, und zweitens lasse sie eine Tendenz zu rein außenpluralistischen Konzepten erkennen. Darunter ist zu verstehen, daß sich die Medienkontrolle darauf beschränkt, möglichst viele unabhängige Sendeunternehmen zu plazieren. Ein binnenpluraler Kulturauftrag an einzelne Programme wird nicht erteilt. Dies gefährdet in hohem

Maße den Bestand öffentlich-rechtlicher Sender, fürchten diese, und somit das gesamte „Duale Rundfunkwesen“, wie es das Bundesverfassungsgesetz vorschreibt.

Einig waren sich die privatrechtlichen und öffentlich-rechtlichen Sendevertreter am Schluß in der Katholischen Akademie wenigstens darüber, daß ein wie auch immer gearteter Kulturauftrag für Massenmedien in Europa sich am besten in einem „dualen System“ erfüllen lasse. Immer gebe es nämlich Kulturbereiche und Minderheitenprogramme, die sich rein kommerziell nicht kostendeckend auf den Bildschirm bringen ließen.

Markus Löw, Redaktion KIP

FUNK-Korrespondenz Nr. 40 / 8. Oktober 1993

Könnte die EG das duale Rundfunksystem kippen?

Hohenheimer Medientage zum Thema „Kommerz kontra Kultur?“

Ein gedachtes Szenario wie aus Wagners Götterdämmerung: Die EG-Kommission erklärt die „gebündelte Einkaufsmacht“ der Union der Europäischen Rundfunkorganisationen (UER/EBU) für unzulässig und geht damit vor den Europäischen Gerichtshof. Kein Mensch könnte derzeit voraussagen, wie ein solches Verfahren, wenn es angestrengt würde, tatsächlich ausginge. Daß aber ein solcher Fall als denkbar angesehen wird, beweist die Akririe, mit der man im Justizariat des Südwestfunks (SWF) in Baden-Baden diese Situation durchexerziert: Sabine Astheimer trug vor den etwa 70 Teilnehmern der 14. Hohenheimer Medientage am 1. Oktober die einstweiligen Ergebnisse eines juristischen Defensiv-Planspiels vor.

Alarm bei öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten haben die Auslegungsmöglichkeiten des EWG-Vertrages spätestens in dem Augenblick ausgelöst, als der französische Privatfernsehveranstalter TF 1 gegen die beiden gebührenfinanzierten Kanäle FR 2 und FR 3 Beschwerde wegen deren Programmeinkaufspolitik erhob. Schon zuvor hatte die ARD ihr großes, über 1300 Stücke umfassendes MGM-Filmpaket nur unter der Bedingung an den Argusaugen der EG-Kommission vorbeigebracht, daß sie Drittverwertungen zuließ und damit eine Freistellung vom Kartellverbot gemäß Art. 85 Abs. 3 des EWG-Vertrages erhielt. Aber nicht

nur ein etwaiger Mißbrauch von Marktmonopolen oder der Gemeinschaftseinkauf von Programmen und Senderechten, der das EG-Kartellrecht oder die EG-Richtlinie „Fernsehen ohne Grenzen“ (am 3. Oktober 1989 vom EG-Ministerrat verabschiedet; vgl. FK 42-43/89) tangieren könnte, erregen das Mißtrauen der Behördeneuropäer, sondern auch die (teilweise oder gänzliche) Gebührenfinanzierung von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten. Weil nun zwischen den Auslegungen des Bundesverfassungsgerichts und des Europäischen Gerichtshofes beim Begriff „öffentlich-rechtlich“ ein grundsätzlicher Dissens besteht (in Brüssel scheint das mit „staatlich“ gleichgesetzt zu werden), könnte im Konfliktfall die Gebührenfinanzierung gleichgesetzt werden mit einer nach Art. 92 EWGV verbotenen staatlichen Beihilfe: Wenn der europäische Gerichtshof die Gebührenfinanzierung restriktiv auslegte, wäre das duale System in Gefahr, resümierte Sabine Astheimer.

Brüsseler Europa denkt vorrangig merkantil
Das EG-Recht helfe nicht gegen privatwirtschaftlich aufgebaute Monopole, etwa beim Rechtemarkt, hatte schon zuvor der Justitiar des Saarländischen Rundfunks (SR), Dieter Dörr, geklagt; die Artikel 85 bis 90 des EWG-Vertrages (Wettbewerbsrecht) würden bisher fast ausschließlich gegen öffentlich-rechtliche Anstalten benutzt. Artikel 87 (Kontrollverordnung) könnte zwar auch auf den Rundfunk angewendet werden, werde aber auf Presse und Rundfunk „so gut wie nie“ angewendet, erscheine somit nicht als geeignete Rechtsvorschrift. Dieter Dörr machte einen grundsätzlichen Auslegungsdissens zwischen Bundesverfassungsgericht und EG-Kommission aus: Der Begriff des „Pluralismus“, der in Karlsruhe als „dienende Freiheit“ gesehen wird, als „Voraussetzung der Rundfunkfreiheit“ überhaupt, werde im ausschließlich merkantil denkenden Euro-Brüssel als Begrenzung der Rundfunkfreiheit betrachtet. Das EG-Grünbuch „Fernsehen ohne Grenzen“ habe konsequenterweise nicht Meinungspluralismus angestrebt, sondern wirtschaftliche Vielfalt. Die Bundesrepublik werde aber kein anders geartetes Pluralismuskonzept als das hierzulande entwickelte hinnehmen können, das hätten Bundesregierung und Bundesrat bereits signalisiert, betonte Dörr. Das EG-Recht sei kein geeignetes Instrument zur Herstellung von Pluralismus, dafür seien die Länder besser geeignet. Im Kulturbereich solle man von EG-weiten Gemeinschaftsaktionen absehen, sondern den Einzelstaaten die Initiative überlassen, fordert der SR-Justitiar.

Ein um glatte zwei Denkestufen rückständiges Marktverhalten bescheinigte der Medienwissenschaftler Gerd Kopper aus Dortmund den Medienmanagern alter Prägung sowie den Euro- und anderen Medienpolitikern. Er stellte den konventionellen Buchverlegern („Traditionsmedien“) mit ihren rührend altmodischen Marketingkonzepten und den immerhin schon etwas strategisch operierenden Unternehmen die „Massenunterhaltungsindustrie“ gegenüber, die weltweit mit Beteiligungen und Unternehmungen aller Art hantiere und sich weder um argusäugige Eurobürokraten noch viel weniger um bundesdeutsche Landes-Krähwinkleien kümmere. Am Beispiel eines Szenarios aus Italien demonstrierte er detailliert, daß mittlerweile sogar Mafia-Gelder in Milliardenumfang unkontrolliert in der Medienindustrie stecken. Sein Kollege Jürgen Heinrich fragte nach der Vergleichbarkeit publizistischer und andersgearteter wirtschaftlicher Unternehmungen, und er resümierte schließlich, der Markt sei „natürlich“ (und das im Wortsinne gemeint) kein Motor publizistischer Konkurrenz.

Marktverhältnisse um Längen schneller als Regelungsinstrumente

Als „permanente Grenzüberschreitung“ definierte Dieter Schickling, Leiter des Bereichs Kultur, Spiel und Unterhaltung beim Süddeutschen Rundfunk (SDR), den Begriff der „kulturellen Identität“ etwa im Bereich der Musik. Was derzeit auf dem Medienmarkt allgemein zu beobachten sei, eine „Re-Internationalisierung“, die in Deutschland lediglich für wenige Generationen unterbrochen gewesen sei. Als gegenläufige Tendenz wertete er den Trend zur Vertrautheit im Fernseh-Serienmarkt: Je vertrauter die Spielumgebung sei, desto erfolgreicher sei das Programm, „Dallas“ sei out, betonte Schickling, dies könne heimliche Gegenwehr gegen eine von oben gesteuerte Internationalisierung darstellen. Schickling warnte vor einer Idealisierung des europäischen Kulturgedankens: Kommerzielle Programme hätten gezeigt, daß zur kulturellen Identität Europas auch das primitive Gewinnspiel mit dazugehöre. Eine Regulierung auch bezüglich der Wahrung jeder Art kultureller Identität sei letztlich wirkungslos geblieben. Eine Pflege kultureller Identität sei nicht notwendigerweise gegen den Kommerz gerichtet, habe aber auch nichts mit ihm zu tun, schloß Schickling.

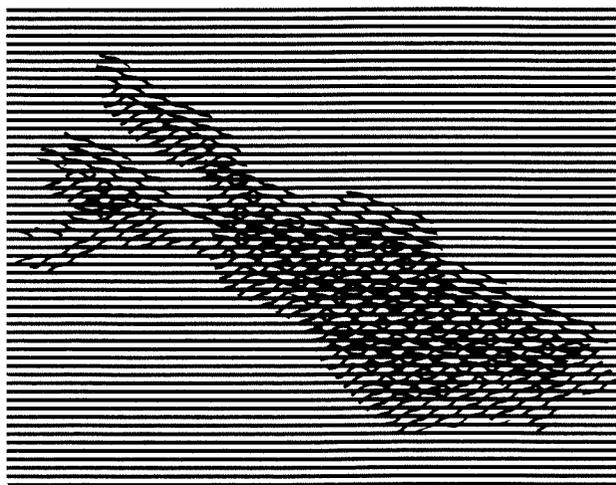
In den mittlerweile etablierten dualen Rundfunksystemen Europas hätten sich Verkrustungen eingestellt, die zwar systemerhaltend, aber unter pluralistischen Gesichtspunkten problematisch seien: die Begünsti-

gung der immer gleichen Konzerne beim Rechteverkauf einerseits, andererseits das Verhalten der Aufsichtsbehörden, sagte Winand Gellner von der Universität Trier. Gellner bezeichnete dies als „neo-korporatistische“ und „klientelistische Tendenzen“.

EG-Europa bewege sich politisch um etwa zehn Jahre hinter der ökonomischen Entwicklung im Mediensektor her, hieß es in der Diskussion. Es brauche politische Lösungen für die Ent-Anonymisierung des Kapitals, ein „Europäischer Medienrat“ müsse in der Lage sein, hinter die Kulissen zu blicken; die „Provinz-Politiker“ sollten sich darüber klar werden, daß die Standortpolitik alten Stils das Ende des politischen Erfolgs darstelle. In den Hohenheimer Diskussionen wurde auch deutlich, daß die Kontrahenten aus dem öffentlich-rechtlichen und dem Privatrundfunksektor mittlerweile erheblich unbefangener, unverkrampfter miteinander umgehen, als dies noch vor fünf Jahren der Fall sein konnte: Die medienpolitischen Claims sind abgesteckt, Streit gibt es mittlerweile sehr viel stärker ausschließlich zwischen Kombattanten aus dem privaten Sektor als zwischen privatem und öffentlich-rechtlichem Bereich, Medienpolitik wird wieder in großem Stil mit der Ware Programm gemacht. Waldemar Schmid/FK

Eine Veröffentlichung in der Reihe HOHENHEIMER PROTOKOLLE ist vorgesehen.

Design: Dieter Groß



Medienregion Bodensee

Weingartener Journalistentag

in Zusammenarbeit mit der
Pädagogischen Hochschule Weingarten
Kontaktstudium Medienpraxis/Journalismus

23.–24. April
Weingarten
41 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Michael Hermann, PH Weingarten

Referenten:

Prof. Dr. Josef-Paul Benzinger, Ravensburg
Günther Fritz, Liechtensteiner Vaterland, Vaduz
Hanns Funk, Chefredakteur, Schwäbische Zeitung, Leutkirch
Lic. phil. Rudi Holzberger, Weingarten
Stefan Keller, Die Wochenzeitung, Zürich
Mag. Peter A. Marte, Leiter der Pressestelle im Amt der Vorarlberger Landesregierung, Bregenz
Günther Platter, ORF Landesstudio Vorarlberg, Dornbirn
Walter Rundel, Studioleniter SWF, Ravensburg

Schwäbische Zeitung Ravensburg 27.4.93

Journalisten-Treff im Hinterland: Gibt es ein Bodenseebewußtsein?

Weingarten (cri) – Sie reden verschiedene Dialekte und sprechen dieselbe Sprache. Sie werden eher getrennt als vereint von dem See, an dessen Ufer sie wohnen. Sie haben verschiedene Pässe und gemeinsame Probleme. Und sie wissen zu wenig von Nachbarn. Das gilt für die Journalisten rund um den Bodensee wie für die anderen Anwohner auch. Abhilfe tut not, fanden die PH Weingarten und die Akademie der Di-

özese Rottenburg-Stuttgart, beide auf dem Martinsberg beheimatet, und luden Journalistinnen und Journalisten aus Österreich, der Schweiz, Vorarlberg und Liechtenstein zu Gespräch und Austausch ein.

Während die meisten noch über das Verbindende und das Trennende des Sees nachsinnen, haben die Vorarlberger gehandelt und ein Instrument in die Medienwelt gesetzt, das dazu helfen könnte, mehr Regionalbewußtsein zu schaffen: Eine Bodensee-Nachrichtenagentur nimmt Anfang Mai in Bregenz ihren Betrieb auf. Dies teilte der Leiter der Pressestelle im Amt der Vorarlberger Landesregierung, Peter Marte, bei der Tagung auf dem Martinsberg mit.

Eröffnet wurde der Weingartener Journalistentag mit einem Vortrag von Rudi Holzberger, der vor allem das Trennende rund um den See hervorhob. So beschrieb Holzberger die Schwierigkeiten, die schwäbische Skifahrer und Vorarlberger Liftpersonal gelegentlich miteinander haben, monierte, daß die Bregenzer nichts von den Lindauern wissen, und fand für die Geisteshaltung der Schweizer Seeanwohner die schöne Formulierung: „Die stehen mit dem Rücken zum See.“

Die Abneigungen, die Uferbewohner gegeneinander hegen, wären zu überwinden, so Holzberger, wenn die Journalisten helfen würden. Er plädierte dafür, die „Spannung zwischen See und Hinterland auszuloten“ und die Gemeinsamkeiten der Regionen rund um den See stärker in den Medien zu betonen.

Längst nicht alle Kolleginnen und Kollegen waren einig mit Holzberger, ob die Seher, Hörer und Leser wirklich so ein großes Interesse an Nachrichten über die Bodenseeregion hätten, ob sie sich ihrer Gemeinsamkeiten bewußt seien. Stefan Keller von der Wochenzeitung in Zürich und einst (wie Rudi Holzberger) beim Weingartener Drumlin-Verlag sagte, für seine Freunde in der Schweiz sei Ravensburg so weit weg wie Bochum: kein Interesse an den Nachbarn am anderen Ufer.

Nachbarschaftliche Kritik

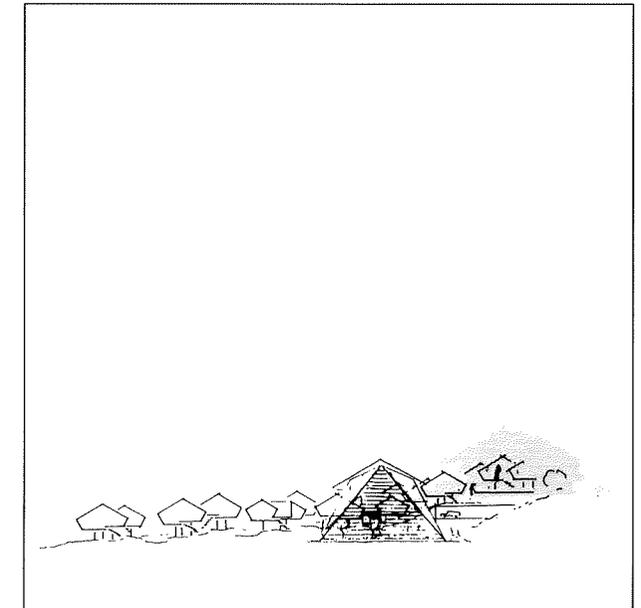
Die Beschreibung des bunten Nebeneinanders der Medien um den See hatten die Tagungsorganisatoren sehr geschickt in die Hände von Profis gelegt. Michael Hermann von der PH und Hermann-Josef Schmitz von der Akademie baten um nachbarschaftliche Kritik. So stellte etwa der Ravensburger SWF-Studiodirektor Walter Rundel die Nachbarsender ORF und DRS vor und räumte ein, daß er aus dem ORF-Fernsehen oft mehr über die Oberschwaben erfahre als aus der hauseigenen Abendschau. Hanns Funk, Chefredakteur der Schwäbischen Zeitung in Leutkirch, präsentierte das

St. Galler Tagblatt und das „Liechtensteiner Vaterland“, dessen Vertreter über die Vorarlberger Nachrichten und den Südkurier sprach.

Buntes Nebeneinander

Buntes Nebeneinander und wenig Bereitschaft zum Miteinander stellte auch Prof. Dr. Josef-Paul Benzinger, Medienökonom an der Berufsakademie, fest. Er gab einer neuen Bodensee-Zeitung aus wirtschaftlichen Gründen keine Chance. Dem stimmte Peter Marte zu, der Leiter der Pressestelle im Amt der Vorarlberger Landesregierung. Einer neuen Zeitung würden „die Platzhirsche ihr Geweih zeigen“, so Marte. Nachrichten über den Nachbarn am See seien dennoch nötig: „Wir haben gemeinsame Probleme, eine gemeinsame Geschichte, eine gemeinsame Mentalität.“ Die Politiker rund um den See hätten erst Erfolg gehabt, als sie sich nicht mehr in Richtung ihrer Metropolen orientiert hätten, um ihre Probleme zu lösen, sondern den direkten Draht zum Nachbarn gesucht hätten: „Bonn, Wien und Bern sind fern.“ Diese direkte Verbindung zwischen allen Medien will die neue Nachrichtenagentur herstellen. Marte: „Wir wollen ein Bodenseebewußtsein schaffen und aus Nachbarn Freunde machen.“

Grafik: H. Niemeyer



Zu Hause sein: Menschengemäße Wohn-Orte

Offene Tagung

5.–6. Februar
Weingarten
69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referentinnen/Referenten:
Dr. Antje Flade, Institut Wohnen und Umwelt, Darmstadt
Eckart Frahm, Journalist und Kulturwissenschaftler,
Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität
Tübingen
Dr. Sylvia Greiffenhagen, Institut für Stadtplanung und
Sozialforschung, Weeber und Partner, Stuttgart/Berlin
Heinrich Niemeyer, Freier Architekt, Tübingen

Die bedrängenden Probleme quantitativer Wohnraumversorgung lassen die gestalterischen Aspekte, die qualitativen Dimensionen menschengerechten Wohnens womöglich als sekundär erscheinen. Doch Wohnungs-Not ist nicht nur ein quantitatives Problem, nicht einfach technokratisch zu beheben durch die Bereitstellung hinreichend vieler Wohneinheiten (WE) unter Berücksichtigung der örtlichen Geschoßflächenzahlen (GFZ) und anderer Kennziffern und Normen. „2 Zi, K, Bd“: Hauptsache ein Dach über dem Kopf? Es wäre zynisch, das zu bagatellisieren. Doch notwendig ist mehr: Die ästhetische Gestalt des Wohnungsbaus ist nicht nur eine Frage für „Schöngesteirer“: Die Zwecksiedlungen und Wohnanlagen, die inzwischen nicht nur ästhetische Ärgernisse, sondern auch soziale Brennpunkte geworden sind, sind Legion. Und der Horror über sozialistische Plattenbauten sollte nicht ablenken von der alltäglichen „Unwirtlichkeit unserer Städte“ (A. Mitscherlich) – auch im Westen.

Sich die Welt bewohnbar zu machen, ist ein Urbedürfnis des Menschen. In diesem archaischen Grundbedürfnis liegt ein anarchischer Zug, der sich nur um einen hohen Preis in den schablonisierten und normierten Standards eines industriellen Konsumguts domestizieren läßt. Wohnen, Beheimatung sind konstitutive menschliche Grundvollzüge, und die Möglichkeit räumlicher Identifikation kann die Entwicklung persönlicher Identität zumindest erleichtern. Wie kann man also dem Leben – im Wortsinn – wieder „Raum geben“? Wie können Wohnbauten ästhetische Identität, eine lebendige Beziehung zur naturalen und sozialen Umwelt und eine flexible Funktionalität verkörpern? Die Referate und die engagierten Diskussionen dieser Tagung, zu der vor allem auch Architekten in die Akademie nach Weingarten gekommen waren, wurden in der abschließenden Plenumsdiskussion noch einmal gesichtet und gebündelt. Die Gliederung dieser Diskussion spiegelt die Schwerpunkte der gesamten Tagung:

1. Was sind eigentlich Wohn-„Bedürfnisse“? Gilt es nicht für die meisten, erst „Wohnen zu lernen“ (als Sensibilisierung „wie sie leben“), damit aus dem Konsumgut Wohnen überhaupt erst wieder ein Selbstvollzug werden kann? Müßte die Dominanz des Technischen nicht zurückgedrängt werden zugunsten einer Sozialverträglichkeitsprüfung? Doch wie weit kann der Architekt (auch von seiner Ausbildung her) zugleich Sozialingenieur sein?
2. Wie läßt sich eine ausgewogene Balance finden zwischen den Polen Individualität und Sozialität, privat und öffentlich? „Wohnen ist eine öffentliche Angelegenheit privaten Charakters“: Wie weit läßt sich das mit der Notwendigkeit verdichteten Bauens in Einklang bringen? Geht so etwas wie „Spuren hinterlassen“, „Einwohnen“ nur noch auf dem Land?
3. Wie kann eine flexible Wohnraumgestaltung den relativ kurzfristigen Lebens- und Familienphasen Rechnung tragen? Wie kann Planung als andauernder und offener Prozeß verstanden und realisiert werden?
4. Wohnungspolitische und ökonomische Fragen: Wie läßt sich die einseitige Dominanz des Technischen v. a. auch in baurechtlichen Fragen überwinden? Ist eine qualitativ bessere Gestaltung ökonomisch auch immer teurer? (Nein!)

Jugendhilfeplanung in Mössingen

Begegnungstagung
für Mitarbeiter/innen der
öffentlichen und freien Jugendhilfe,
der Vereine, der Schulen und Kindergärten
in Mössingen

19.–20. März
Weingarten
54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Hermann-Josef Schmitz
Karl Giebeler, Ev. Akademie Bad Boll/Büro Ulm

Referentinnen/Referenten:
Claudia Dahler, Schülerarbeit im Ev. Jugendwerk Württemberg
Dr. rer. pol. Werner Heye, Wiss. Mitarbeiter am Institut für
Entwicklungsplanung und Strukturforchung, Hannover
Schwester Carlagnese Nanino, Carlo-Steeb-Heim, Tübingen
Johannes Schnurr, Jugendpfleger der Stadt Mössingen

Reutlinger Generalanzeiger/Liane Blockhaus

Mössinger in Klausur - Planspiele sind nicht gefragt

Aktive in der Jugendarbeit tagten in Weingarten – Arbeitsgemeinschaft wird Träger der Jugendhilfeplanung von Stadt und Kreis

Mössingen/Weingarten – Gemeinsam geht's besser: Mit dieser Hoffnung traten am Wochenende rund 50 Männer und Frauen die Reise von der Steinlach nach Oberschwaben an, ins Tagungshaus der Akademie der Diözese RottenburgStuttgart in Weingarten. Sie alle wohnen oder arbeiten in Mössingen und kümmern sich dabei haupt- oder ehrenamtlich um die Kinder

und Jugendlichen der Steinlachstadt. Ihr Ziel ist es, ihr Engagement für den Nachwuchs – weit mehr als ein Viertel der Mössinger Bürger sind jünger als 20 Jahre – auf eine neue Basis zu stellen. Den Anstoß gaben Kreis- und Stadtverwaltung: Die amtliche Jugendhilfe wird neu strukturiert, und dies soll zusammen mit Aktiven vor Ort geschehen. Geballter Sachverstand spiegelte sich in den Gesprächen. Man war sich einig: Planspiele sind nicht gefragt. Als nächster Schritt soll jetzt eine „Arbeitsgemeinschaft (AG) Familie und Jugend“ gegründet werden als Träger der Jugendhilfeplanung von Stadt und Kreis.

Mössingen – eine Kleinstadt, in der jeder jeden kennt? Weit gefehlt. Schon im Bus über die Schwäbische Alb wurde deutlich, daß die „Begegnungstagung“ ihren Namen verdient hatte. Kontakte bahnten sich an, für die von den Organisatoren erwünschte „Vernetzung“ wurden in diesen eineinhalb Tagen viel(versprechende) erste Fäden geknüpft.

Aus den vielen Mössinger Vereinen war der Besuch eher dünn, nur Sportvereinigung und Chorgemeinschaft waren vertreten. Die beiden Moderatoren, Karl Giebeler und Dr. Hermann-Josef Schmitz, sowie der Sozialdezernent des Kreises Tübingen, Dieter Rilling, hoffen, daß das Interesse bei Vereinen, aber auch bei den Kirchen noch zunehmen wird. Giebeler, als Vertreter der Evangelischen Akademie Bad Boll, und Schmitz für den Tagungsgastgeber, die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, sorgten für einen reibungslosen Ablauf bei Referaten, Diskussionen und in den Arbeitsgruppen.

„Lebensraum und Lebensqualität für Kinder und Jugendliche in der Stadt“ lautete das Referatthema des Politikwissenschaftlers Dr. Werner Heye. Der wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforchung in Hannover ging auf die Bedürfnisse, aber auch die Gefahren und Belastungen ein, denen Kinder und Jugendliche im Alltag ausgesetzt sind. In seinen Ausführungen fanden sich viele Punkte wieder, die die Mössinger Teilnehmer schon am Abend zuvor aus ihrem alltäglichen Erfahrungsbereich zusammengetragen hatten.

Kinder und Jugendliche brauchen, so Heye, Schutz und das Gefühl, akzeptiert zu werden, ebenso wie Verlässlichkeit und Zuwendung. Eine Vielzahl von Faktoren kann das innere Gleichgewicht der jungen Menschen in Gefahr bringen. Dazu gehören materielle Armut ebenso wie soziale Probleme: Gleich, ob Alkohol, Krankheit, instabile Beziehungen den Alltag belasten oder die Eltern gleichgültig oder überfordert sind: Ohne Vertrauenspersonen und fördernde Begleitung

werden manche Jugendliche viel zu früh zum „Erwachsensein“ gezwungen.

Auch seelische und körperliche Gewalt gegenüber Kindern sind keineswegs an eine bestimmte soziale Schicht gebunden. Möglichkeiten, Kinder in Notsituationen außerhalb des Elternhauses unterzubringen, sind deshalb, so betonte Heye, „unbedingt notwendig“.

Auffangen lassen sich Schwierigkeiten in Elternhaus, Schule oder Ausbildung oft nur durch Außenstehende. Ob das nun Verwandte, Lehrer oder Vereinskameraden sind, spielt keine Rolle: Wichtig ist, daß Jugendliche Vertrauen zu ihrem jeweiligen Ansprechpartner haben.

„Fördernde Begleitung“, wie Heye vorsichtig formulierte, brauchen junge Menschen in vieler Hinsicht. Daß gerade hier vieles im Argen liegt, stellten die Zuhörer und Zuhörerinnen selbstkritisch fest. Weder Schulen noch Einrichtungen der Jugendarbeit dürften „Bewahranstalt“ sein, in der Eltern ihre Kinder einfach „abgeben“. Gleichzeitig dürfe aber „Förderung“ nicht zur „Überforderung“ werden.

Um soziales Verhalten zu lernen, brauchen junge Menschen Kontaktmöglichkeiten und Freiräume, die sie selbst gestalten können und in denen sie lernen, Verantwortung zu tragen. Ob dies im (offenen) Jugendhaus oder in der Jugendgruppe im Verein ist, spielt keine Rolle. Beides sei jedoch, so betonte der Mössinger Jugendpfleger, Johannes Schnurr, gleich wichtig: die themenbezogene Jugendarbeit der Vereine ebenso wie das offene Angebot in den Einrichtungen der Jugendpflege. Konkurrenz zwischen beiden sei, so Schnurr, fehl am Platz.

Der Anfang war, so freute sich der „Erfinder der Veranstaltung“, Dieter Rilling, gelungen. Nun soll's konkreter werden. Drei Arbeitsgruppen sollen sich in der AG mit den Bereichen Kindergarten/Vorschule, Schule und Freizeit/offene Jugendarbeit befassen. Zu diesem Zweck werden von Kreis- und Stadtverwaltung noch einmal alle Vereine, Verbände und Institutionen angeschrieben.

Was tut die AG? Rilling nannte einige Schwerpunkte. Dazu gehört die Beobachtung sozialer Entwicklungen in der Steinlachstadt ebenso wie der Versuch, ehrenamtliche Mitarbeit, Selbst- und Bürgerhilfe anzuregen oder konkrete Projekte auf die Beine zu stellen. Mit intensiver Öffentlichkeitsarbeit soll so ein funktionierendes Netz aller in der Jugendarbeit engagierten Einrichtungen entstehen.



Grafik: Rosemarie Knülle

Jugend, Sexualität und Kirche

Tagung in Zusammenarbeit
mit dem Bischöflichen Jugendamt Wernau

12.–13. November
Weingarten
65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Gaby Bungartz, Wernau

Referentinnen/Referenten:

Gisela Blattert, Familien- und Lebensberatung, Stuttgart
Iris Bosold, Reutlingen
Herbert Dentler, Bischöfliches Jugendamt, Wernau
Traudi Eberhardinger, Familien- und Lebensberatung, Stuttgart

Dr. Anita Heiliger, Deutsches Jugendinstitut (DJI),
München
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Universität Tübingen
Kristina Roth, SDR Fernsehen, Stuttgart

„Wie hältst Du's mit der Religion?“ Die Gretchenfrage scheint heute nicht selten aufgehoben in der Frage „Wie hältst Du's mit der Sexualität?“ Polemisch oder betroffen wird festgestellt, dies sei wohl des „Pudels Kern“ katholischer Moral und die zentrale Frage jedenfalls des kirchlichen Lehramts an die Menschen von heute. Die Frage wird dann zurückgegeben und die Antwort zum Prüfstein für Glaubwürdigkeit und Zeitgemäßheit von Christentum und Kirche. Nicht zuletzt für junge Menschen liegt hier ein (nicht selten entscheidender) Stein des Anstoßes, an dem sich die Wege trennen. Doch bei nicht wenigen bleibt die Hoffnung auf (durchaus kritische) Wegbegleitung, auch wenn man der autoritativen Wegweisung den Gehorsam versagt.

Das Papier des BDKJ „Total verknallt und keine Ahnung“ hat in unserer Diözese und darüber hinaus Aufsehen und auch Anstoß erregt und eine deutliche Antwort des Bischofs provoziert. Positionsbestimmungen können einen Dialog erschweren, aber auch erleichtern. Eine Alternative zum Dialog gibt es nicht: Notwendig bleibt, aufmerksam zu hören auf die Erfahrungen, den Glauben und die Argumente der anderen.

Die Tagung wollte ein Beitrag sein zu diesem Dialog. Die Fragestellung sollte dabei vor allem auf die konkreten religions- und sexualpädagogischen Handlungsmöglichkeiten konzentriert werden: Wie können Eltern, Seelsorger, Religionslehrer und Mitarbeiter in der Jugendarbeit hier helfende Begleitung anbieten? Dieser handlungspraktischen Ausrichtung entsprechend war der Programmaufbau an dem Dreischritt Sehen – Urteilen – Handeln orientiert: Die beiden ersten Referate sollten zum Wahrnehmen der individuellen und sozialpsychologischen Situation helfen, um dann nach ethisch-anthropologischen Kriterien zu fragen und auf dieser Basis dann in Arbeitsgruppen mit Gesprächspartnern, aber vor allem auch von der Eigenkompetenz der Teilnehmer her nach einer verantworteten pädagogisch-pastoralen Praxis zu suchen.

(Religions-)Lehrer, Mitarbeiter aus der Jugendarbeit, El-

tern und (erfreulicherweise) auch einige Schüler und Studenten waren nach Weingarten gekommen. Das eher fragende als behauptende Engagement der Teilnehmer und die Bereitschaft, sich persönlich betreffen zu lassen, prägte den Tagungsverlauf. Aus den differenzierten und (naturgemäß) auch differenteren Aussagen lassen sich hier nur einige zentrale Akzente benennen.

Kristina Roth, Fernsehjournalistin beim SDR, setzte in ihrem sehr persönlichen, erzählenden Eingangsreferat den Akzent auf die „bedrohte Intimität“. Intimität respektieren und ermöglichen heißt, die Grenzen, die der andere mir setzt, unbedingt zu respektieren. Das gilt für „intime“ Beziehungen allgemein, das gilt aber nicht zuletzt auch im Hinblick auf Kinder und Jugendliche. Mehr oder weniger eindringliche Verhöre und ungefragte Ratschläge sind sexualpädagogisch wenig verheißungsvoll und nicht selten verletzend. „Mit mir kannst du doch über alles reden“ ist eine meist nicht einmal ernst gemeinte, sicher aber illusionäre Verheißung (sind die Erwachsenen ihrerseits auch bereit, wirklich über alles zu reden?).

Anita Heiliger vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) setzte in ihrem Beitrag über „Sexuelle Leitbilder“ deutlich feministische Akzente (ihre Forschungsarbeiten haben hauptsächlich Gewalt gegen Mädchen und Frauen zum Thema). Besonders verhängnisvoll erscheint ihr die männlich geprägte Reduktion auf genitale Sexualität und eine damit einhergehende latente Gewaltbereitschaft. Mädchen und Frauen müssen selbstbewußter Zärtlichkeit, Vertrauen und eine umfassendere Sexualität behaupten und einfordern. Bezüglich der Innovationskraft der traditionellen Familie in Hinblick auf tradierte Rollenmuster und Sexualklischees war die Referentin eher skeptisch. Von daher scheinen ihr strukturelle Veränderungen (gegenteiligen verbalen Behauptungen zum Trotz) hier noch weithin auszustehen. Um eine „Abschaffung der Institution Familie“ kann es nicht gehen, wohl aber eine radikale Erneuerung weg von sich permanent reproduzierenden patriarchalischen Strukturen zu einer neuen Ganzheitlichkeit und einer umfassender verstandenen Sexualität.

Der Beitrag von Prof. Dietmar Mieth betonte gegenüber einer als fremd empfundenen Sollensethik die Angemessenheit und Notwendigkeit einer solidarischen Wol- lensethik: Wie kann ich, was ich will. Brücken zu dem, was

Menschen heute eigentlich wollen, sah Mieth vor allem in zwei Leitworten der Würzburger Synode: Stufenleiter der Zärtlichkeit und Glaubens-Hoffnungs-Liebe. Daß das Wort Zärtlichkeit in den letzten zwanzig Jahren zu einer Art Grundmotiv einer humanen Sexualethik wurde, ist kein Zufall: Gesellschaftskritisch stellt es die patriarchalischen Strukturen in Frage und läßt zugleich Werte anklagen wie Leiberfahrung, Zartheit gegenüber der Gewalt, Nähe und Wärme, aber auch Distanz, Achtung und Respekt. „Glaubens-Hoffnungs-Liebe“: Das Zentrum des Glaubens ist im Anschluß an die Menschwerdung Gottes die Menschwerdung des Menschen, die Hoffnung, daß die Chancen der Vermenschlichung des Menschen entfaltet werden können. Genau das ist das christliche „Spezifikum“ der Liebe. Diese Hoffnung gründet in der Gottesliebe, daß wir glauben, selbst in Gott geliebt zu sein.

Die Arbeitskreise und die abschließende Diskussion zeigten einen breiten Konsens in folgenden Punkten: Es gibt zentrale Lernziele auf dem Weg, lieben zu lernen, für die gerade auch bei Jugendlichen große Aufgeschlossenheit vorzufinden ist. Intimität im oben beschriebenen Sinn als Respekt vor der Unverfügbarkeit und Würde des anderen gehört ebenso dazu wie die Aufgeschlossenheit gegenüber einem umfassenderen, ganzheitlicheren Verständnis von Sexualität und die Aufmerksamkeit gegenüber authentischer, nicht männlich interpretierter weiblicher Erfahrung. Dazu gehört auch eine neue Wertschätzung von Verlässlichkeit und Treue.

Die bekannten Fokussierungen der Sexualmoral und die daraus resultierenden Kontroversen scheinen im Verhältnis zu diesen Lernzielen vielen zumindest als sekundär. In den übergeordneten Zielen wissen sich Religionslehrer dann auch mit ihrem kirchlichen Auftrag in eins. Sie haben jedoch nicht selten den Eindruck, daß sie durch kirchenamtliche (römische) Verlautbarungen und eine darin nachklingende Kasuistik bei den Schülern im Wortsinne diskreditiert werden. Ja, die verbreitete Einschätzung kirchlicher Sexualmoral als zumindest lebensfremd blockiert nicht selten die Glaubwürdigkeit kirchlicher Verkündigung generell. Im übrigen ist der Konflikt um die (wirkliche oder vermeintliche) kirchliche Sexuallehre natürlich kein Problem ausschließlich der jungen Generation, das war bei der unterschiedlichen Altersstruktur der Teilnehmer sehr deutlich.

*Die Achtung,
die ich außerhalb
der Kirche genieße,
ist unvergleichlich
größer als diejenige,
die ich innerhalb
der Kirche genieße.
Dies aber ist nicht
meine Schuld.*

Oswald v. Nell-Breuning

Perspektiven der Familienpolitik

Internationales Symposium – Vorplanungen zum Internationalen Jahr der Familie

5.–7. März
Stuttgart-Hohenheim
123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Dr. Karl Fell, Bonn
Bernhard Jans, Bonn

Referentinnen/Referenten:

Peter Altmeier, Brüssel
Mag. Richard Biedermann, Schaan (Liechtenstein)
Dennis O. Callagy, Wien
Jean-François Chaumont, Paris
Régis de Crépy, Paris
Prof. Dr. Volker Eid, Bamberg
Dr. Karl H. Fell, Bonn
Prof. Dr. Dr. Dr. Wassilios E. Fthenakis, München
Evelyne Gebhardt, Stuttgart
Angelika Hauf, Brüssel
Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg
Bernd-Otto Kuper, Brüssel
Alexander Laner, Bozen
Prof. M. Jean-Didier Lecaillon, Paris/Nancy
Kardinal Alfonso Lopez Trujillo, Vatikanstadt
Karl-Heinrich Marquardt, Straßburg
Dr. Albert Pitzner, Bozen
Prälat Vinzenz Platz, Stuttgart
George Puthupally, Wien
François Rüegg, Genf
Elisabeth Schrittwieser, Wien
Dr. Walter Schwimmer, Wien
Dr. Marion Thielenhaus, Bonn
Staatssekretärin Roswitha Verhülsdonk, Bonn
Dr. Tom Ward, Needham Market (GB)
Prof. Dr. Max Wingen, Bonn

„Stimme der Familie“, Heft 4, April 1993

Vielfalt und Gemeinsamkeit

„Nach den Verträgen von Maastricht und auf dem Weg in das Internationale Jahr der Familie stehen wir angesichts der Situation von Familien, dem Verständnis von Ehe und Familie, mit den Perspektiven für die Familien und der Sicherung der Zukunft von Familie und Gesellschaft vor entscheidenden Herausforderungen. Auf nationaler und internationaler Ebene findet Familie nur sekundär Eingang in Gesetzgebung und Vertragswerke. Der Wert von Ehe und Familie wird allseits betont, der Bereich konkreter Leistungen aber immer mehr zurückgedrängt. Politik vernachlässigt die Familie und fordert zugleich ihre Leistungen für Staat und Gesellschaft ein. Die Staaten Europas tendieren dazu, Familienpolitik auf eine Sozialpolitik hin zu verkürzen. Zusammenhänge zwischen Familien- und Sozialpolitik lassen sich zwar nicht verkennen; doch unterscheiden sich Ziele und Zielgruppen markant.

Verbände engagieren sich in vielfältiger Weise auf nationaler und internationaler Ebene für die Familie. Gerade im Hinblick auf das Internationale Jahr der Familie bedarf es verstärkter Initiativen und Anstrengungen, die Politik für die Familie durch ein Zusammenwirken verschiedenster Personen, Initiativen, Verbände und Organisatoren voranzubringen.

Die Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Familienorganisationen in Europa hat bereits verschiedene Kontakte und Initiativen für eine europäische Familienpolitik auf den Weg gebracht. Sie entwickelt Perspektiven und bringt diese in den politischen Prozeß ein. Dazu zählt auch das Engagement der an der Arbeitsgemeinschaft beteiligten Verbände in bestehenden überkonfessionellen internationalen Vereinigungen. Auf europäischer Ebene geht die Arbeitsgemeinschaft davon aus, daß es neben der traditionellen Anknüpfung der Familieninteressen an Verbraucherinteressen einer eigenständigen Vertretung für die Familien bedarf.

Die Realisierung einer solchen Interessenvertretung bedarf der ständigen Diskussion zwischen den beteiligten politischen und verbandlichen Kräften. Bei der Tagung wurden die Vorstellungen aus den verschiedenen Bereichen ausgetauscht und Möglichkeiten der Interessenvertretung für die Familien in Europa erörtert. Die Mitwirkung von Abgeordneten aus dem Europaparlament, von Abgeordneten aus der Parlamentarischen Versammlung des Europarates wie

von Mitarbeitern aus dem Bereich der Europäischen Gemeinschaft sorgte für die Umsetzung der Interessen der Verbände.

Interessenvertretung der Familien

In seiner Begrüßungsansprache wies der Präsident des Familienbundes, Herr Dr. Karl H. Fell MdB, darauf hin, daß die Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Familienorganisationen in Europa sich von einem kleinen zu einem nun stark erweiterten Kreis entwickelt habe, der mittlerweile auch über den Horizont der EG hinausgehe. Die Aufgabe für die Arbeitsgemeinschaft liege darin, sich für die vielen Länder einzusetzen, die sich nun in freier Entwicklung befänden und auf Hilfe in besonderer Weise angewiesen seien. Dies sei sicherlich zu erreichen, denn die Überlegungen der Arbeitsgemeinschaft hätten längst Beachtung in Kirche und Politik gefunden. Es sei unverkennbar, daß die Vorstellungen und Ideen vielfältiger und farbiger seien; dies sollte jedoch nicht den Blick für die fundamentalen Gemeinsamkeiten trüben.

Dr. Gebhard Fürst, Direktor der Katholischen Akademie in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, wünschte allen Teilnehmern an der Tagung in seinem Haus ein herzliches Willkommen.

George Puthupally vom IYF Secretariat, United Nations Office at Vienna, übermittelte die besten Wünsche der Vereinten Nationen zur Tagung. Vor dem Internationalen Jahr der Familie käme es darauf an, viele Partner zu gewinnen, die in 1994 und auch danach erfolgreich tätig seien, insbesondere auf die nicht-staatlichen Organisationen (NGOs), die mit ihrer Phantasie, ihrem Engagement und ihrer Energie internationale Aktivitäten vorantreiben könnten. Seiner Beobachtung nach seien dabei die katholischen Organisationen in vorderster Linie. Sein Dank gelte dem Familienbund der Deutschen Katholiken und der Arbeitsgemeinschaft für ihre wertvollen Initiativen.

Die Wünsche des Bundesministeriums für Familie und Senioren übermittelte Frau Dr. Marion Thielenshaus, Leiterin des Referats „Europäische und internationale Familienpolitik, Allgemeine Rechtsfragen der Familie, Verbände“, an die Anwesenden. Art. 6 GG stelle die Familie und Ehe unter den besonderen Schutz des Staates. Familienpolitik müsse daher ein eigener Politikbereich sein und dürfe nicht unter die Sozialpolitik subsumiert werden. Das Jahr 1994 solle Öffentlichkeit für die Belange der Familien herstellen, in Deutschland und der gesamten Welt. Maßnahmen und Initiativen gingen von staatlichen und freien Trägern aus. Dabei ist es wichtig, daß die Organisationen

stärker und enger miteinander kooperieren. Eine Intensivierung sei auch auf europäischer und internationaler Ebene notwendig. Hier müsse es eine Aufgabe der deutschen Organisationen sein, vor allem die Länder in Mittel- und Osteuropa zu unterstützen.

Die Zukunft der Familie

Grundlagen, Positionen und Perspektiven zu diesem Thema stellte Prof. Dr. Max Wingen, Leiter der Abteilung Sozialrecht und Wohlfahrtspflege im Bundesministerium für Familie und Senioren und Mitglied des Präsidiums des Familienbundes, aus politischer Sicht dar. Professor Wingen betonte die Eingebundenheit der Frage nach der Zukunft der Familie in die viel umfassendere Frage nach der Zukunft der Gesellschaft. Grundlegend sei dafür die Weiterentwicklung des sozialen Rechtsstaates; dies gelte für das geeinte Deutschland und auch für das politisch mehr und mehr zusammenwachsende Europa. In ihrer Binnenstruktur und in ihren Außenbeziehungen stünde Familie in einem steten Wandel. Aufgabe von Gesellschafts- und Familienpolitik sei es, diesen Veränderungen auf der Spur zu bleiben, um die Familie und ihre Leistungen für die Einzelperson und die Gesamtgesellschaft weiterhin zu erhalten und zu stärken.

Im individuellen Verständnis von Familie und Ehe und auch in der Einordnung der Eltern-Kind-Beziehungen müsse mit Veränderungen gerechnet werden. Ebenso würden sich die verwandtschaftlichen Bindungen in Zukunft anders gestalten. Damit würden andere soziale Netzwerke wichtiger. Die Verwirklichung der eigenen Lebensziele der Familienhaushalte werde in der politischen Planung unterschiedliche wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen erfordern. Wichtig sei es, diese so zu gestalten, daß die Menschen ihre Vorstellungen von Familie möglichst gut realisieren könnten.

Im Hinblick auf die ökonomische Situation von Familie müsse die Schaffung und dauernde Sicherung ausreichender familienpolitischer Leistungen das Ziel sein. Um die Lebensbedingungen von Familien politisch zu gestalten und weiterzuentwickeln, sei die Realisierung einer familienfreundlichen Arbeitswelt unabdingbar. Familien sollte je nach individuellem Lebensentwurf und den familialen Gegebenheiten sowohl ein zeitliches Nebeneinander von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit als auch ein phasenversetztes, zeitliches Nacheinander von der Tätigkeit in beiden Bereichen möglich sein.

Nach der Einigung Deutschlands und im Blick auf ein zusammenwachsendes Europa müsse neben einem

neu ausbalancierten Verhältnis von Eigenverantwortung und Hilfsangeboten der Gesellschaft auch eine Freisetzung des einzelnen und seiner Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft gegeben sein. Dabei müsse sich die politische Rahmgestaltung und die individuelle Bewußtseinshaltung daran orientieren, inwieweit sie einer Ethik der Verantwortung für nachwachsende Generationen standhalte.

Gesamteuropäische Sicht

Karl Marquardt, Leiter der Abteilung für soziale Sicherheit beim Europarat in Straßburg, beschrieb in seinem Vortrag zunächst die Hauptakteure der Zusammenarbeit auf europäischer Ebene auf dem Gebiet der Sozial- und Familienpolitik. Es handele sich dabei um den Europarat mit seinen 19 Fachministerkonferenzen, um die Europäische Gemeinschaft und um die nicht-staatlichen internationalen Organisationen. Der Europarat habe seit seinem Bestehen die Familien in seine Aktivitäten einbezogen. Familienpolitische Aspekte befänden sich im Sektor Sozialpolitik, im Sektor Bevölkerungsfragen sowie in den Sektoren Arbeitswelt und Erziehung. Der im Juni 1986 veröffentlichte Bericht der Kolombo-Kommission habe die Rolle der Familie als wichtigsten Hort der fundamentalen Werte europäischer Zivilisation betont.

Das Ziel der internationalen Abkommen sei es, grenzüberschreitende Probleme zu lösen, wie z. B. die Sozialversicherung von Wanderarbeitnehmern und ihrer Familien sowie die Harmonisierung der nationalen Rechte im Hinblick auf einen gemeinsamen Mindeststandard. Dabei fordere die europäische Menschenrechtskonvention die Achtung des einzelnen, seines Privat- und Familienlebens, die Beschränkung des Eingriffs von öffentlichen Behörden, Wahrung der Würde, die Gleichheit aller Menschen sowie die Achtung des Eigentums. Die europäische Sozialcharta regle das Recht der Familie auf sozialen, gesetzlichen und wirtschaftlichen Schutz.

Rechtliche Vorschriften betreffend den Ausgleich von Familienlasten seien auch in Empfehlungen des Ministerkomitees beschrieben. Im Arbeitsprogramm 1993 seien verschiedene Aktivitäten aufgeführt, die zum größten Teil auf Vorschläge der europäischen Familienministerkonferenz zurückgingen. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit den „sozialen“ Problemen im Zusammenhang mit den neueren Entwicklungen der Familienstrukturen. Es sei über eine globale und integrierte Familienpolitik sowie über soziale Maßnahmen für ältere Bürger nachzudenken. Ein Projekt

„Kindheitspolitiken“, das im Sinne der UN-Konvention über die Rechte der Kinder liefe, könne einen wertvollen europäischen Beitrag zum Internationalen Jahr der Familie 1994 leisten und konkrete Vorschläge für weitreichende Kindheitspolitiken umfassen. Andere Initiativen liefen derzeit über die „Vereinbarkeit von Arbeit und Familienleben“ und „die Zukunft der Bevölkerung Europas“. Gesundheitserziehung, Bioethik und Familienrecht seien weitere Felder, auf denen die Ausschüsse arbeiten.

Da die Römischen Verträge den Akzent auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit legten, hätten sich die Organe der Europäischen Gemeinschaft bisher wenig mit Familienpolitik beschäftigt. Das Europäische Parlament beschäftige sich seit Jahren mit familienpolitischen Fragen. Es sei der Entwurf einer Entschließung zu einer gemeinschaftlichen Familienpolitik vorgelegt worden.

Kirchliche Sicht

Ein Einführungsstatement aus der Sicht der Kirche gab Herr Prälat Vinzenz Platz, Geistlicher Beirat des Familienbundes. Auch er wies in seinen Ausführungen auf die pluralen Formen von familiärem Zusammenleben hin. Familie sei heute tendenziell instabil und leicht zerbrechlich, aber immer auf der Suche nach kreativen, neuen Verhaltensweisen. Anzusprechen sei auch die breite Vertrauenskrise zur Kirche. Für ein erneuertes christliches Verständnis von Ehe und Familie sei eine Spiritualität des „Bundes“ erforderlich. Aus der im Glauben erfahrenen Bejahung des eigenen Wesens und Seins könne die unbedingte Annahme des anderen vollzogen und eine Bewältigung der immer neuen Herausforderungen des Lebens versucht werden. Daraus erwachse die Kraft, eine integrative Lebensform, wie die christliche Familie auf der Basis der sakramentalen Ehe, zu leben. In „Gaudium et spes“ und auch im neuen Codex (Canon 1055) habe das Konzil die Ehe mit dem theologischen Begriff des „Bundes“ neu erfaßt. Damit ist sie als personale Gemeinschaft und als vertragseigene Art gekennzeichnet und der Personendynamik wie der Geschichte des intimen, familiären Zusammenlebens angemessen. Ehe müsse in diesem Sinne als Bund verstanden werden, in dem Mann und Frau eine umfassende Gemeinschaft für ihr ganzes Leben miteinander begründeten und verwirklichten. Sinn und Ziel dieser Gemeinschaft seien ebenso das Wohl der Ehegatten wie auch ihr grundsätzlicher Wille zu Kindern, deren Pflege und Erziehung. Ehe sei damit die verbindliche Grundlage der Familie.

Sicht der Sozialethik

Prof. Dr. Volker Eid, katholischer Theologe an der Universität Bamberg, stellte in seinen Ausführungen die Frage nach dem Guten und Verantwortlichen, das Familie leiste. Einen wirklichen Konsens könne die pluralistische Gesellschaft nicht mehr finden; Ethik solle funktional Adäquates wiederherstellen. Sie diene damit einer Begründung, bei der danach geforscht werde, wie Familien in die Lage versetzt werden könnten, aus eigenen, finanziellen, kreativen und sozialen Ressourcen ihre Situation zu meistern.

In der offiziellen Kirchenlehre seien diesbezüglich Defizite zu verzeichnen. Deren Sichtweise zeige eine Unfähigkeit, die Realität von Lebensformen zu sehen. Sie schließe damit Entwicklung und Entfaltung aus und fordere mit ihrer Idee von Ehe den bloßen Vollzugsgehorsam. Die Neuzeit habe eine Wende hin zum Subjekt gebracht. Die individuelle Freiheit und Gleichheit ginge mit einer Anonymisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen einher. Dagegen stünde aber die wirtschaftliche, politische und kirchliche makrosoziale Ordnung. Die offizielle Politik verliere damit ihre Gestaltungsaufgabe, und dies schliege zurück auf die Familien. Die Pflichten des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft müßten wieder in den Vordergrund gerückt werden, wie umgekehrt die Entfaltungsmöglichkeiten von Familie in Abhängigkeit von Sozialprodukt und Gemeinschaftswerten gesehen werden müßten.

Kardinal Alfonso Lopez Trujillo (Vatikan) im Gespräch mit George Puthupally (Generalsekretariat für das Internationale Jahr der Familie bei den Vereinten Nationen)



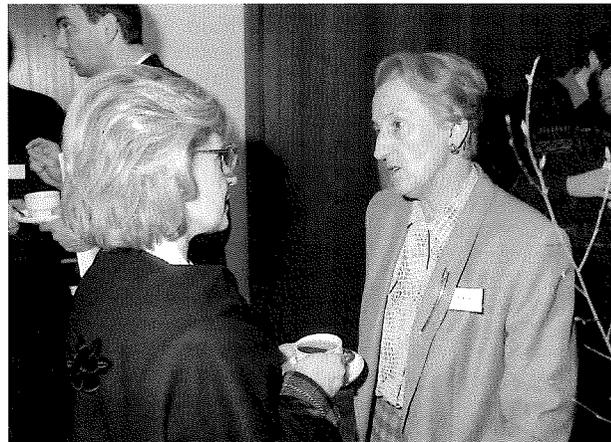
Aus der Sicht der Sozialwissenschaften

Prof. Dr. Wassilios E. Fthenakis wies auf den Wandel in den Familienstrukturen und -beziehungen hin. Es komme zu qualitativ neu formierten Strukturen des Zusammenlebens. Konstant sei der Wunsch nach den Grundbedürfnissen von Partnern geblieben, dauerhafte Beziehungen einzugehen und Familienbildung auf das Kind hin zu zentrieren. Heirat werde in diesem Sinne als Maximierung der Beziehung verstanden. Veränderungen gäbe es im elterlichen Verhältnis und in den Bewertungsmustern. Eine Tendenz, Kinder mehr als Erfüllung zu sehen, sei gerade in Ländern mit hoher finanzieller Sicherheit nachzuverfolgen. Familienpolitik dürfe sich keinesfalls an der äußeren Form familiären Zusammenlebens orientieren, sondern an den jeweiligen Möglichkeiten und Leistungen. Ein dynamischer Ansatz sei erforderlich, der Familie in ihrer Entwicklung sehe und sie in ihrem jeweiligen Lebenszusammenhang unterstütze.

Aus der Sicht der Verbände

Der Direktor des Amtes für soziale Dienste, Liechtenstein, Magister Richard Biedermann, ging in seinem Vortrag von dem Motto des IYF „Die Familie: Ressourcen und Aufgaben in einer sich wandelnden Welt“ aus. Dieses Thema sei sehr komplex gefaßt und böte damit die Möglichkeit, die zahlreichen Probleme aufzuzeigen. Dazu sei die Unterstützung von Strategien aller Organisationen notwendig. Mit einem Hinweis

Staatssekretärin Renate Verhülsdonk im Gespräch mit Frau Costa Macedo, Präsidentin der UIFO, Lissabon



auf das Emblem des IYF sprach Herr Biedermann die Offenheit und gleichzeitige Verletzlichkeit des Systems Familie an: Wer sich hier einsetze, setze sich auch aus. Aufgabe der Verbände sei es jetzt, hinzuschauen, was ist: Sie müßten eingehen auf aktuelle soziologische Erkenntnisse. Ein behutsames Vorgehen sei dabei erforderlich. Familie dürfe nicht verwaltet werden. In Notsituationen sei jedoch schnelle Hilfe notwendig. Gemeinsame Strategien seien zu entwickeln. Verbände und politische Stellen müßten sich darüber austauschen und hinarbeiten auf einen neuen Gesellschaftsvertrag, der Familien in der Gestaltung ihres Alltags stütze und fördere. In der anschließenden gemeinsamen Diskussion wies der Präsident des Familienbundes, Herr Dr. Fell, auf die Notwendigkeit hin, daß sich Kirche in ihrem normativen Verständnis von Familie lösen und sich für die aktuelle Realität öffnen müsse. Ansonsten liefe sie Gefahr, ihre Klientel zu verlieren. Prof. Eid schloß sich dieser Position an, indem er auf ein lautloses Entschwinden des christlichen Glaubens verwies. Kirche müsse sich dynamisch den neuen Ausgestaltungen familiären Zusammenlebens anpassen. In der engen Zusammenarbeit von Theologie und Familienforschung sah Prof. Fthenakis eine Chance für die Kirche. Herr Höffinger, Vizepräsident des Katholischen Familienverbandes Österreich, setzte sich gegen eine Diskriminierung anderer Formen familiären Zusammenlebens ein. Es müsse nicht nach den Unterschieden, sondern nach den Ähnlichkeiten gefragt werden. Dr. Tom Ward, Präsident der National Association of Catholic Families in England, äußerte seine Besorgnis über den Zustand der Gesellschaft. Er wies auf die moralische Krise hin, in der die Menschen wieder nach Orientierung suchten. Sie läge im Evangelium, an das sich die Familienverbände auch im Internationalen Jahr der Familie anlehnen sollten. Dr. Fell sah eine wesentliche Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft darin, zwischen der politischen Umsetzung der Anliegen der Verbände und dem Evangelium als Grundlage dieses Handelns eine Verknüpfung zu finden. Indem die Pluralität von familiären Lebensformen als Tatsache anerkannt würde, müßten die katholischen Grundsätze nicht verlassen werden. Kritisch müßten sich alle katholischen Verbände die Frage stellen, ob sie aktiv mitgestalten wollten oder ob die Gestaltung der Gesellschaft an ihnen vorbeigehe.

World NGO-Forum

Dennis O. Callagy, Präsident des NGO Committee on the Family bei den Vereinten Nationen in Wien, lud

alle Anwesenden zu der Vorbereitungskonferenz für das Internationale Jahr der Familie vom 28.11.–2.12.1993 in Malta ein. Hier solle sich ein Forum für alle Multiplikatoren bieten, die es sich zur Aufgabe gemacht hätten, daß das Internationale Jahr zu einem Erfolg würde.

Erwartungen an Staat und Gesellschaft

Der Präsident des Familienbundes, Herr Dr. Fell, verwies in seiner Einführung in den zweiten Tag der Veranstaltung noch einmal auf die Pluralität der verschiedenen Erscheinungsformen von Familie. Ehe und Zusammenleben würden sich verändern, ebenso die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Wofür sich die katholischen Verbände verstärkt einsetzen sollten, sei die Stützung der Funktion der Familie als Beheimatung für ihre Mitglieder. Wege müßten eröffnet werden, dies besser gelingen zu lassen. Im familiären Zusammenleben müßten feste Beziehungsgefüge vorgelebt, Partnerschaft und Verantwortung für den anderen geübt und realisiert werden. Es sei momentan eine deutlich abnehmende Bedeutung der Institution Familie zu verzeichnen. Junge Menschen bewegten sich heute häufig zwischen der Sehnsucht nach fester und intensiver Beziehung und der Angst vor der lebenslangen Bindung. Die Neustrukturierung müsse für Staat, Gesellschaft und Kirche eine grundlegende Fragestellung bleiben; daran müßten alle mitwirken. Die hier anwesenden Verbände seien von einem katholischen Verständnis von Ehe und Familie geprägt. Dennoch müßten sie die Pluralität als Tatsache akzeptieren, gleichzeitig aber eigene Grundsätze nicht verlassen, sondern darauf aufbauend mitwirken.

Die Zukunft der Familie – aus der Sicht der Kirche

S. Em. Alfonso Kardinal Lopez Trujillo äußerte seine Freude darüber, bei der Tagung dabei zu sein und mitdiskutieren zu dürfen. Die Kirche beobachte die tiefgreifenden Änderungen für Familien. Der Anteil an Familien in armen Lebensverhältnissen sei gestiegen. Mehr und mehr würden Institutionen die Aufgaben von Familie übernehmen. Werte und Haltungen würden sich wandeln. Ihre Bedeutung als Keimzelle der Gesellschaft habe die Familie verloren; er leite daraus eine unsichere Zukunft ab. Er sehe jedoch auch die positiven Veränderungen, wie sie sich z. B. bei der Gleichstellung von Mann und Frau oder bei den Rechten des Kindes zeige. Vorrangig sei es, daß der Geist der Menschlichkeit erhalten bleibe. Die Dauerhaftigkeit der Ehe dürfe nicht angegriffen werden. Eine Aufgabe des Internationalen Jahres der Familie sehe

er darin, neue Energien zu mobilisieren und den Familien in der Welt einen Dienst zu erweisen. Die Entwicklung der Familienpolitik dürfe nicht in Versprechen stecken bleiben, denn die Familien würden dadurch geschwächt. Familien dürfen nicht in der Krise verbleiben. Eine effiziente Familienpastoral und Gewissensbildung müsse sie darin unterstützen.

Familienpolitik – Aufgabe für Staat und Gesellschaft

Die Parlamentarische Staatssekretärin beim Bundesministerium für Familie und Senioren, Frau Roswitha Verhülshof, übermittelte an alle Teilnehmer die Grüße der Bundesregierung und des Ministeriums. Familie braucht eine gesellschaftliche Lobby. Die Verträge von Maastricht hätten Vorteile gebracht, aber dennoch stünde Familie nicht im Mittelpunkt der Aktionen der Europäischen Gemeinschaft. Im nächsten Jahr, in dem die Bundesrepublik Deutschland die Präsidentschaft übernehmen wird, sollte dahingehend eingewirkt werden. Ihrer Meinung nach sei die Wertschätzung von Ehe und Familie immer noch fest verankert. Familien mit Kindern würden aber immer mehr zur Minderheit. Häufig seien die fehlenden Finanz- und Haushaltsmittel ein Grund dazu. Hier sei ein Umbau des sozialen Systems notwendig.

Um die Zukunft der Familien zu sichern, müsse Familienpolitik als Querschnittsaufgabe die Institutionen aller Ebenen daran beteiligen. Familienpolitik dürfe nicht Teilbereich der Sozialpolitik sein. Ihre Aufgaben für das gesellschaftliche Wohl müssten Anerkennung finden. Die Sorge um die Existenz dürfe den Kinderwunsch von Paaren nicht behindern. Durch die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts sei der Staat in dieser Richtung gefordert. Es sei aber nicht genug, das erreichte Niveau zu erhalten. Familienpolitik setze erst dann ein, wenn Zusätzliches geschähe.

Verbände verstünde sie als Stimme der Familie. Sie danke deshalb sehr herzlich für die Kooperation und freue sich über die Installation der Arbeitsgemeinschaft auf europäischer Ebene, die nunmehr über das Internationale Jahr der Familie auch auf den internationalen Bereich Einfluß nehme.

In der nachfolgenden Diskussion wurde von verschiedenen Teilnehmern der Tagung der besondere Wert der Familie in der Gesellschaft betont. Umgekehrt müsse diese Umweltbedingungen, Infrastruktur, Ausbildung, Erziehung und moralische Werte auf die Familien orientieren. Materielle und finanzielle Möglichkeiten müssten Voraussetzung sein, damit Familie ihre Pläne und Wünsche erfüllen könne. Familien-

verbände müssten dabei ihre Rolle in der Subsidiarität sehen. Auch müssten sie sich dafür einsetzen, daß Ethik und Verantwortung in Partnerschaft und Familie realisiert würden; nicht der Egoismus des einzelnen sei zu schützen, sondern die Gemeinschaft der Familie.

Initiativen des Europarates für die Familie

Dr. Walter Schwimmer, Vizepräsident der Sub-Kommission „Gesundheit, Familie, Bioethik“ der Parlamentarischen Versammlung des Europarates, betonte, daß die Bedeutung der Familie in der Arbeit des Europarates noch zu wenig entdeckt sei. Die Initiativen mit Familienbezug seien noch auszubauen. Der Kontakt zwischen Wählerschaft und Europaratsmitgliedern sei oft nicht vorhanden. Bezüglich familien-relevanter Fragen könne der Europarat Empfehlungen aussprechen. In jüngster Zeit habe es eine Empfehlung zum garantierten Mindeststandard im Einkommen in Europa gegeben. Dr. Schwimmer führte aus, daß für den Europarat die Mitarbeit der NGOs unbedingt notwendig sei.

Familienpolitik – im Blickfeld der Europäischen Gemeinschaft

Peter Altmeier, Generaldirektion 5 der Kommission der Europäischen Gemeinschaften in Brüssel, berichtete über die Entwicklung der europäischen Familienpolitik. Die Europäische Gemeinschaft habe von Beginn an ihr Modell zur wirtschaftlichen Integration verfolgt. Nun müssten aber die sozialen und ökologischen Folgen gesehen werden. Aus der politischen Union sei ein Europa der Bürger entstanden, indem man sich auch über gemeinsame Wert- und Zielvorstellungen unterhalten müsse. Dies betreffe auch die Kooperation mit osteuropäischen Ländern. In den Verträgen von Maastricht sei das Prinzip der Subsidiarität hochgehalten worden; dies gälte aber mitunter als Grundlage, Initiativen zu verhindern. Eine genuin europäische Familienpolitik sei in den Verträgen nicht vorgesehen; familienspezifische Richtlinien seien jedoch ausformuliert worden. Es müsse nun auf allen Feldern über eine Koordinierung der bestehenden Systeme nachgedacht werden. Hilfe müsse auch hier über die nationalen Parlamente kommen.

Angelika Hauf, Referat für Chancengleichheit bei der Generaldirektion 5 der Kommission der Europäischen Gemeinschaften, berichtete über Richtlinien, die die Gleichstellung der Frau am Arbeitsplatz sicherten. Besonders Schwangeren müsse dabei ein besonderer Schutz zukommen. Im Sinne der Gleichbehandlung

von Mann und Frau sei eine Regelung des Entgelts bei gleicher Eignung vorhanden. Zugang zu einem Arbeitsplatz sowie die Wege der Beförderung müßten für Männer und Frauen gleichermaßen offen sein.

Bernd-Otto Kuper, EG-Vertretung der Wohlfahrtsverbände, ermunterte die Verbände zum aktiven Mitwirken. Die momentane Situation gestalte sich so, daß alle in einem Boot säßen, an dem die EG vorbeizufahren drohe. Die Wirtschaft habe eine vorrangige Position; Familien- und Sozialpolitik habe es dagegen schwer. Er schlage in diesem Sinne drei Bündnisse vor:

1. In enger Zusammenarbeit mit der Kirche sollte die Solidarität in Europa gefördert werden.
2. In der Kooperation der Verbände untereinander sollten diese mit verstärkter Kraft für die Interessen ihrer Mitglieder auf nationaler Ebene eintreten.
3. Über die COFACE sollte Einfluß auf die internationale Entwicklung genommen werden.

Von der Ratspräsidentschaft der Bundesrepublik Deutschland im zweiten Halbjahr 1994 könne man sich positive Auswirkungen auf die Ausgestaltung des Internationalen Jahres der Familie erwarten. Ein wichtiges Ziel sei es, daß sich reiche Länder dafür einsetzten, daß die Leistungen auch den Familien in armen Ländern zugute kämen.

In der anschließenden Diskussion wurde an die Vertreter der Kommission appelliert, nicht von den Gedanken an die Familie und von der Liebe zu Europa abzukommen. Die Kommission müsse sich darüber im klaren sein, daß jede Erklärung über die Regelung des Lebens im geeinten Europa Auswirkungen auf die Familie habe. Es dürfe nicht der kleinste gemeinsame Nenner gesucht werden, sondern das maximal Erreichbare. Zu einem Abbau sozialer Leistungen dürfe es in keinem Fall kommen.

Zum Stellenwert von Familie – Herausforderung für Kirche, Gesellschaft, Politik

Am Abend waren alle Teilnehmer des Internationalen Symposiums zu einem Empfang durch den Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Walter Kasper, geladen. S. E. Bischof Kasper drückte seine Freude darüber aus, die Teilnehmer der Europa-Konferenz bei sich begrüßen zu dürfen. Er dankte für die intensive Mitarbeit aller bei diesem Symposium, aber auch für das vielfältige Engagement im Sinne einer aktiven Förderung der Familienkultur in Europa. Dem Familienbund der Deutschen Katholiken und der Diözesanakademie als dem Veranstalter des Symposiums gratulierte er sehr herzlich zu der gelungenen Tagung.

Die Familie als der Ort der Vermittlung von kulturellen Werten, Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit, Respekt vor der Individualität, dem Bewußtsein für die Verpflichtung zur Solidarität habe eine ganz besondere Bedeutung für das gesellschaftliche Zusammenleben. Auch die Kirche sei auf die Familie angewiesen, denn sie sei der primäre Ort für die Weitergabe des Glaubens. Familie habe sich gewandelt. Es gäbe immer mehr Ehen, die geschieden würden. Es gäbe Alleinerziehende, eheähnliche Gemeinschaften und eine wachsende Zahl von Singles. Erschreckend sei es, daß diese Auflösung der Familien mit einer starken Belastung der Kinder und Jugendlichen einherginge. Dies zu beklagen, helfe jedoch nichts. Vielmehr müsse alles getan werden, damit die Familie auch unter den gewandelten Bedingungen individuell und gesellschaftlich ihre Aufgabe erfüllen könne. Kirche und Staat müßten sich für ihre Stärkung einsetzen. Im Zuge der europäischen Einigung komme dabei der internationalen Kooperation eine wachsende Bedeutung zu. Für das Internationale Jahr der Familie wünsche er sich, daß die Aktion nicht nur ein kurzlebige Ereignis bleibe, sondern vielmehr Weichen stelle für eine zukunftsorientierte Familienpolitik.

Europaparlament – Initiativen für Familien

Marlene Lenz, Mitglied des Europäischen Parlaments, sah die Rolle der Familienpolitik im Europäischen Parlament kritisch. Eine Suche nach Ansatzpunkten könne evtl. in den Verträgen von Maastricht erfolgen. Die interfraktionellen Arbeitsgemeinschaften des Parlaments arbeiteten in diesem Sinne gut zusammen. Es sei jedoch eine Tendenz zu beobachten, daß familienpolitische Regelungen wieder auf die nationale Ebene zurückverlagert würden. Mit familienpolitischen Problemstellungen sei auf europäischer Ebene verstärkt zu rechnen. Durch die Binnenwanderung müßten Regelungen im Bereich Vereinbarkeit von Familie und Arbeitswelt getroffen werden. Dabei seien auch die Rechte der Frau besonders zu achten. Das Europäische Parlament habe Empfehlungen ausgesprochen zum Bereich von Kinderbetreuung, Schutz von Schwangeren, spezielle Auseinandersetzung mit dem Problem von Kindern. An die Verbände sei zu appellieren, sich verstärkt für die Belange der Familie einzusetzen und die Arbeit des Europa-Parlaments mit zu gestalten. Es dürfe dabei nicht dazu kommen, daß die einzelne Gruppe, die dahinter stünde, ihre eingeschränkten Interessen vertrete. Vielmehr solle ein Versuch gemacht werden, gesamt-familienpolitische Aspekte einzubringen. Das Parlament sei dankbar für

den Druck von Familienverbänden. Sie sollten sich mit Empfehlungen des Europa-Parlaments intensiv auseinandersetzen und diese in ihrem jeweiligen Land bekanntmachen.

Frau Evelyne Gebhardt, stellvertretende Bundesvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen (ASF), beschrieb Familienpolitik als einen schwer zu definierenden Bereich. Ihrer Ansicht nach käme es zu häufig vor, daß der Staat trotz der propagierten Freiheit für die Familien zu intensiv eingreife. In ihren Familienbegriff schließe sie alle Formen des Zusammenlebens von Erwachsenen und Kindern ein. Die sozialdemokratischen Frauen stellten sich nicht gegen die Ehe, aber gegen den besonderen Schutz der Ehe. Durch eine solche Einschränkung des Art. 6 GG würden alle anderen Formen familiären Zusammenlebens benachteiligt. Ein besonderer Bereich der Familienpolitik müsse die Frauenförderung sein. Dazu seien Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu zählen wie auch eine Gleichsetzung von Mann und Frau.

Jean-Didier Lecaillon, Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Nancy und an der Universität Paris, gab im folgenden einen Überblick über Fragen der Familienpolitik in Frankreich. In Frankreich hätten sich in den vergangenen Jahren alle Regierungen sehr stark für den Bereich der Familienpolitik eingesetzt. Steuerliche Erleichterungen seien eingeführt worden, um einen Anreiz zum Kinderkriegen zu schaffen. In jüngster Zeit sei es aber zu einer Umkehrung gekommen. Die Familienkasse in Frankreich habe Überschüsse zu verzeichnen, denn die Zahl der Kinder sei weiter rückläufig. Ein Rückgang der Zahl der Ehen ebenso wie eine Erhöhung des Alters bei Eheschließungen sei zu verzeichnen. Die Empfängnisverhütung sowie der Wunsch der Frauen nach Berufstätigkeit hätten dies ebenso mitbewirkt. Die Präsidentin der UIFO, Frau Costa Macedo, bat in ihrem Appell an die beteiligten Verbände in der Arbeitsgemeinschaft, sich eine pluralistische Arbeitsweise zu eigen zu machen, um den vielfältigen Problemen der Familien gerecht zu werden. Mit dem Internationalen Jahr der Familie sei nun Gelegenheit gegeben, Kraft und Gewicht zu zeigen und Solidarität untereinander zu realisieren.

George Puthupally vom Generalsekretariat für das Internationale Jahr der Familie bei den Vereinten Nationen stellte das dortige Verständnis von Familie dar. Die UNO fasse Familie als Grundeinheit der Gesellschaft, sehe aber nicht die Ehe als Grundlage. In den Kontext der Familie wolle sie alle Formen des Zusammen-

menlebens von Eltern und Kindern fassen.

Das Internationale Jahr der Familie habe das Motto „Familie – Ressourcen und Aufgaben in einer sich verändernden Welt“. Darin seien folgende Aufgaben enthalten:

1. Die Entwicklung und Stärkung der Wahrnehmung von Familien in ihren besonderen Bedürfnislagen.
2. Die Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Familie.
3. Die Unterstützung der Familie als primäre soziale Gruppe.

Familienpolitische Ideen und Modelle sollten im Internationalen Jahr ebenso gefördert werden wie Organisationen und NGOs, die sich mit diesen Inhalten befassen.

Schlußbemerkung

In seiner Schlußbemerkung dankte der Präsident des Familienbundes, Herr Dr. Karl H. Fell, allen für ihre intensive Mitarbeit. Für das Internationale Jahr sollten es sich alle Verbände zum Ziel machen, auf nationaler Ebene und auch in Kooperation mit den internationalen Partnern alles dafür zu tun, die Chancen für die Familien auszubauen. Angesichts einer Pluralität familiären Zusammenlebens sollte die eigene, katholische Position mit eingebracht werden und in einem gemeinsamen Mitgestalten Einfluß auf den Umstrukturierungsprozeß genommen werden. Im Internationalen Jahr sollten alle katholischen Verbände ihre Wertvorstellungen nach außen tragen und bei allen europäischen Institutionen für diese Positionen werben. Bei aller Verantwortung für die Familien solle dabei stets beachtet werden, daß die Familie immer eigenständige Rechte habe und ihr diese auch erhalten bleiben sollen. Es sei in diesem Sinne nach dem Subsidiaritätsprinzip vorzugehen. Ziel in einem vereinten Europa müsse es sein, neben der Achtung vor der Andersartigkeit auch nach den Gemeinsamkeiten zu sehen und danach Modelle zu entwickeln und umzusetzen.

Elisabeth Dammann



Design: Dieter Groß

Die Zukunft des Alterns:

Gesundheit – Generationsbeziehung – Gesellschaftliche Entwicklung

4. Mai
Kongreßzentrum Liederhalle Stuttgart
412 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Berthold Winkler-Jegler, Stuttgart

Moderation:
Jo Frühwirth, Süddeutscher Rundfunk Stuttgart

Referentinnen/Referenten:
Prof. Dr. Michael Arnold, Tübingen
Dr. Gerhard Bäcker, Düsseldorf
Dr. Sven Lind, Fellbach
Prof. Dr. Yvonne Schütze, Berlin
Ministerin Helga Solinger, Stuttgart
Prof. Dr. Elisabeth Steinhagen-Thiessen, Berlin

Gesprächspartnerinnen/Gesprächspartner
Prof. Dr. Wolfgang Beischer, Stuttgart
Erhard Gschwender, Stuttgart
Dr. Rolf Hoberg, Stuttgart
Roland Sing, Stuttgart
Annemarie Thater, Stuttgart
Therese Wieland, Rottenburg

Die Bevölkerung in den Industriestaaten wird zunehmend älter. Schon bald sind weit mehr Menschen über sechzig als unter zwanzig Jahre alt. Und immer mehr Menschen werden achtzig und neunzig Jahre alt. Die „neuen Alten“ gestalten nach der Erwerbsarbeit auch ihre „dritte Lebensphase“ aktiv, selbständig und selbstbewußt. Werden die Jungen ihnen das gönnen und den Generationenvertrag auf Dauer finanzieren? Wenngleich auch das zunehmende Altern keine Krankheit ist, erhöhen sich aber dennoch die gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Brauchen wir für eine altengerechte Medizin neue Konzepte der Versorgung? Die medizinisch-technischen Möglichkeiten der Behandlung und Rehabilitation werden immer größer – sind sie auch künftig finanzierbar? Der Anteil alter Menschen, die auf Hilfe, Betreuung und Pflege angewiesen sind, steigt von Jahr zu Jahr. Wie werden wir auf Dauer die notwendige Pflege leisten können? Das „Europäische Jahr der älteren Menschen“ 1993 und die Initiative der Deutschen Bischofskonferenz „Woche für das Leben“ unter dem Motto „Leben im Alter“ (16.–22. Mai 1993) waren uns Anlaß, nach der Zukunft des Alterns zu fragen. Konflikte zeichnen sich ab, aber auch neue Formen solidarischen Zusammenlebens. „Die Zukunft des Alterns“ – wie wird sie letztlich aussehen? Das war die durchgehende Frage dieses Tages.

Ein Bericht zur Tagung von Reiner Schlotthauer im Katholischen Sonntagsblatt faßt zusammen:

„Alte Menschen werden, salopp gesagt, immer „langlebiger“. Doch die Aussichten auf das Greisenalter sind nicht immer so ungetrübt, wie es vielleicht die braungebräunten Bilderbuchsenioren auf Mallorca vermuten lassen. Die Furcht vor dem Alleinsein, der mögliche Verlust geistiger wie körperlicher Kräfte und des letzten Restes an Selbständigkeit sind für viele Senioren Motivation genug, sich noch rechtzeitig, ehe es vielleicht zu spät ist, nach geeigneter Unterstützung umzusehen. Traditionell finden sie diese bei den Wohlfahrtsverbänden, neuerdings auch in zunehmendem, wenn auch immer noch beschränktem Maße, bei den Politikern. Schon allein deswegen, vermutet Baden-Württembergs Sozialministerin Helga Solinger, „weil sich die älteren Mitbürger langsam zum größten Wählerpotential entwickeln“. Helga Solinger hat indes, wie sie anklingen läßt, die Sache der Alten schon lange auf ihre Fahnen geschrieben, will weg vom derzeit grassierenden „Jugendlichkeitswahn“ hin zu einer menschenwürdigen Altenpolitik. Und sie beruft sich dabei auf den Konsens der Fraktionen im Landtag. Die wünschen sich inzwischen für die Alten eine Lebensqualität, die bei aller Gebrechlichkeit „ein Höchstmaß an Wohlbefinden“ ermöglicht. Dazu gehören, ei-

*Sozialministerin Helga Solinger im Gespräch mit Ordinariatsrätin Therese Wieland
Sozialministerin Helga Solinger beim Vortrag*



gentlich selbstverständlich, die „soziale Integration“ und die „gesundheitliche Prävention“ – allgemein ausgedrückt. Und im besonderen will die Ministerin mit einem Netz von „Sonderpflegediensten“ künftig flächendeckend das ganze Land erreichen, zur Stärkung der ambulanten Pflege sowie zur gleichzeitigen Entlastung der Sozialstationen. Um den steigenden Kurzzeitpflegebedarf zu decken – drei, vier Stunden, auch mehrere Male am Tag –, soll der eine Dienst da sein. Ein anderer wieder für die Betreuung von Notfällen, die sich nachts oder am Wochenende ereignen. Die dabei deutlich werdende Tendenz: Bei weitem nicht so schnell wie früher sollen ältere schwerkranke Menschen den Pflegeheimen ausgeliefert werden. In gewohnter Umgebung läßt sich viel leichter eine Verbesserung ihres Gesundheitszustandes erzielen. Ein weiterer günstiger Nebeneffekt, diesmal finanzieller Art: Je engermaschiger das ambulante Versorgungsnetz wird, desto mehr Pfl-



gekosten können sich Leidtragende und Sozialkostenträger für Pflegebetten sparen.

Wie überhaupt das Geld in der Altenpolitik zu dem Thema schlechthin zu werden droht. Die finanzielle Absicherung der Pflegebedürftigen ist nicht nur für Helga Solinger unbefriedigend. Zahlreichen Menschen droht das Elend. Eine Pflegeversicherung könnte hier wie auch bei den schon angesprochenen Projekten Abhilfe schaffen. Ohne sie, befürchtet Frau Solinger, ist ein Ausbau der Altenversorgung unmöglich. Gegner dieser Position warnen zumeist in betont düsteren Bildern vor den Konsequenzen. Die Arbeitnehmer würden unerträglich belastet, die Unternehmer nur noch geschöpft werden. So warnt Dr. Sven Lind (Fellbach) vom Verein für Sozialplanung e. V. vor einer „demographischen Zeitbombe“ und einer „Kostenexplosion“, die nicht nur einschneidende Veränderungen im Rentensystem nach sich ziehen, sondern das Sozial- und Gesundheitssystem als Ganzes in Frage stellen. Und, meint er: Bei ihren Pflegekostenplanungen gehen deutsche Sozialpolitiker fälschlicherweise immer noch von einem Hochkonjunkturmodell aus, nicht von den Folgen der Rezession.

In eine ähnliche Kerbe haut der Leiter des Tübinger Instituts für Gesundheitssystemforschung, Prof. Dr. Michael Arnold. Mit Skepsis beobachtet er den rasanten medizinisch-technischen Fortschritt und die gleichzeitig schier „unersättlichen Ansprüche“ seiner Mitbürger an den Wohlfahrtsstaat. Und er kommt zu dem Schluß: Das Niveau der bisherigen Altersversorgung wird künftig nicht mehr zu halten sein. Zur Vermeidung noch höherer Ausgaben empfiehlt er der Sozialpolitik, sich künftig mehr an betriebswirtschaftlichem Denken zu orientieren, nach Rationalisierung und Effizienz zu streben, Kosten und Nutzen abzuwägen. Als gar nicht so abwegig empfindet er es, den medizinischen Fortschritt zumindest teilweise zu bremsen und die Anrechte aller Versicherten zurückzuschrauben. Nicht nur als Provokation, sondern ernst gemeint ist auch sein Vorschlag, betagte Patienten mit äußerst geringer Lebenserwartung von bestimmten Leistungen auszuschließen. Generell fordert er eine Umschichtung von Geldern aus dem medizinischen System in andere soziale Bereiche, in den Aufbau des Ostens etwa, die Erziehung der Jugend sowie die Bekämpfung der Kriminalität. Anstatt das Leben um jeden Preis vielleicht nur Minuten zu verlängern, würde

dies, erhofft er sich, die Lebensqualität insgesamt erhöhen.

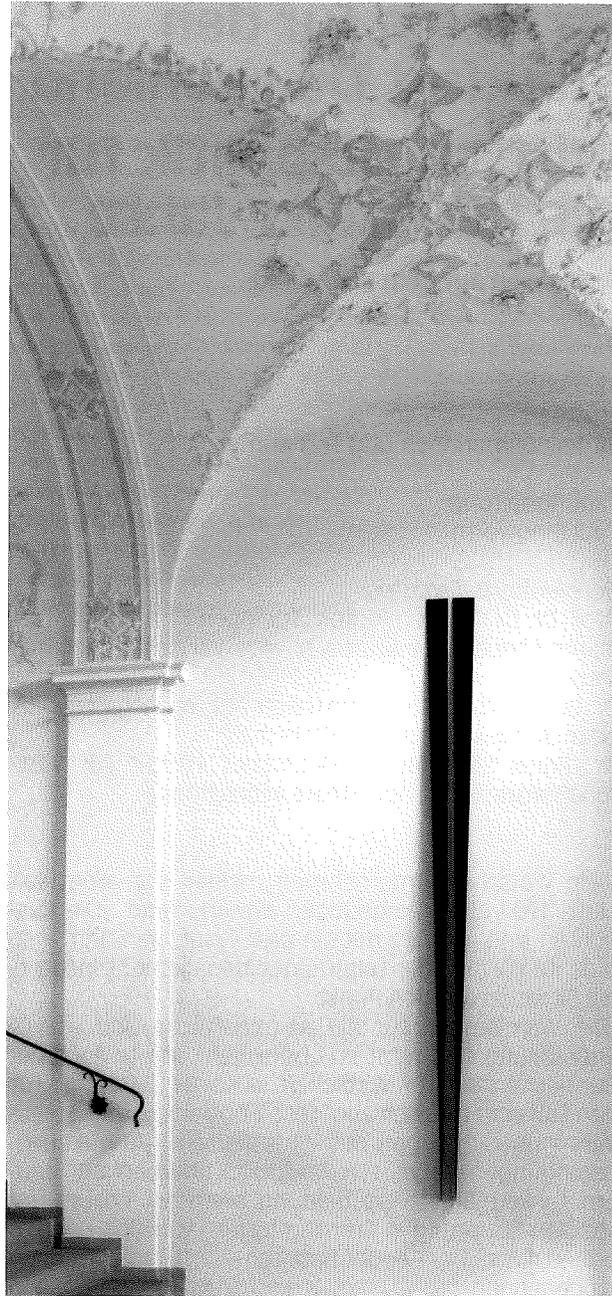
Unter einem ganz anderen Blickwinkel, und bei weitem nicht so negativ, bewertet die Berliner Geriatrie-Chefärztin Prof. Elisabeth Steinhagen-Thiessen die Entwicklung im Gesundheitssystem. „Wenn ein alter Mensch eine Aortaklappe fürs Herz braucht, dann soll er sie kriegen“, umreißt sie ihre Einstellung zur medizinischen Versorgung alter Menschen. Doch nach jeder Operation soll, wie sie exemplarisch in ihrer Klinik vorexerziert hat, ein lückenloses Netz von Diensten folgen, die einzig dem „Höchstmaß an Selbständigkeit“ ihrer Patienten dienen. Ärzte, Krankenpfleger, Ergotherapeuten, Logopäden, Sozialpädagogen und Angehörige arbeiten dabei Hand in Hand. „Rehabilitation statt Krankenhaus und Pflege“ heißt daher Frau Steinhagens Konzept. Eines übrigens, mit dem sich noch dazu kostengünstig arbeiten läßt, wird doch dadurch so manches zu lange oder gar fehlbelegte Pflegebett freigesetzt. „Jeder Tag im Bett kostet aber nicht nur etwas“, ist die Erfahrung der Professorin, „sondern macht den Patienten oft nur kränker.“ Eine Aussage, mit der sie auch bei den Krankenkassen auf ein offenes Ohr stoßen wird. Weitere sinnvolle Ansätze für ein künftiges Altersversorgungssystem sieht beispielsweise der Geschäftsführer des AOK-Landesverbandes Baden-Württemberg, Roland Sing, in der Professionalisierung der Sozialstationen und dem Ausbau teilstationärer Angebote und Tageskliniken. Eine Verlagerung in diesen Bereich würde die Sozialkassen von der Finanzierung noch teurer Klinikplätze entlasten. Einsparungsmöglichkeiten sieht Sing auch bei umstrittenen Medikamenten, bei der Finanzierung von Brillen, Bädern und Massagen, nicht zuletzt auch beim Zahnarzt. Die für viele besorgniserregende Bevölkerungsentwicklung, in der immer weniger Erwerbstätige immer mehr Rentempfängern gegenüberstehen, sieht Sing gar nicht so pessimistisch. Vielmehr wäre es für ihn endlich an der Zeit, Deutschland als Einwanderungsland auszuweisen. Die Zugereisten könnten dann den Alteingesessenen dabei helfen, ihre leergewordenen Versicherungstöpfe zu füllen.

Die Furcht vor einem „Krieg der Generationen“ sieht nicht nur Roland Sing als unbegründet an. Auch die Soziologin Dr. Yvonne Schütze vom Berliner Max-Planck-Institut kann sich nicht vorstellen, daß sich die

gesunden Jungen einmal weigern könnten, die gebrechlichen Alten mitzutragen. Dies gilt besonders für die Beziehungen innerhalb der Familie, wie sie anhand von Umfrageergebnissen belegt. Danach hat die Bereitschaft der Kinder, ihre Eltern im Alter zu pflegen, nicht wesentlich nachgelassen – entgegen allen familienpessimistischen Unkenrufen. Zur Dramatisierung der Lage sieht auch Dr. Gerhard Bäcker (Düsseldorf) vom Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut des DGB keinen Anlaß. Eine Entschärfung verspricht er sich durch verbesserte wirtschaftliche Bedingungen bei gleichzeitigem Abbau der Arbeitslosigkeit. Steigende Beitragssätze in die Rentenkassen könnten so besser verkraftet werden, genauso wie durch eine Heraufsetzung des Rentenalters.

Die Rentner von übermorgen werden keineswegs auf eine finanziell abgesicherte Altersversorgung verzichten müssen. Die Deutschen sind zwar eine alternde Gesellschaft, dafür aber eine der reichsten. Das ist die Meinung fast aller Fachleute, die sich mit der Zukunft des Alterns befassen. Aber nur unter der Voraussetzung, schränken sie gleichzeitig ein, daß das System der Altersversorgung auch in Zukunft flexibel und unbürokratisch auf die jeweils neuen Bedingungen reagiert. Etwas unsicherer werden sie dagegen, wenn es nicht um das Geld, sondern um das Bewußtsein der Bevölkerung für Gerechtigkeit und Solidarität geht. Von sozialer Kälte müssen sie nämlich auch berichten, von zunehmendem Egoismus und nachlassendem Mitgefühl. Um die Gesundheit der Alten ist ihnen eigentlich weniger bang, sagt Helga Solinger, „schon eher um die der Gesellschaft“.

Die Tagungsbeiträge sind dokumentiert in: Materialdienst 3/93: Die Zukunft des Alterns.



*Michael Post, Objekt
Ausstellung vom 3. Oktober bis 17. Dezember 1993
in Weingarten*

Strategie für den Standort Deutschland: Wirtschaftspolitik für die neunziger Jahre

Positionen auf dem Prüfstand

18. Februar
Stuttgart-Hohenheim
66 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referentin/Referenten:
Prof. Dr. Dr. Norbert Kloten, Tübingen
Margit Köppen, Frankfurt a. M. (Abt. Wirtschaftspolitik IG Metall)
Dr. Bernhard Molitor, Bonn (Leiter Abt. Wirtschaftspolitik beim Bundesminister für Wirtschaft)
Dr. Frank Stille, Berlin (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Abt. Strukturforschung)

Viele Wirtschaftsunternehmen melden vor allem seit Mitte 1992 einen eindeutigen Abwärtstrend. „Die Aussichten sind schwarz mit ein paar Grautönen drin“ – so brachte kürzlich der Leiter eines Management-Instituts die Situation auf den Punkt.

„Die Warnlampen für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung sind nicht zu übersehen“, stellte auch der Bundesminister für Wirtschaft in seiner „Strategie für den Standort Deutschland“ fest. Er plädierte für bessere Rahmenbedingungen des Wirtschaftens: Produktionsbedingungen verbessern, Tarifpolitik überdenken, Steuern senken, Staatsverschuldung bremsen, Kosten der sozialen Sicherung in Grenzen halten, künftige Generationen nicht über Gebühr belasten – um einige Optionen zu benennen.

Beschäftigungschancen, soziale Sicherheit, Lebensqualität, selbst politische Stabilität in unserem Land hängen entscheidend davon ab, ob es gelingt, den Wirtschafts-Standort Deutschland auf Dauer zu sichern. Der Leiter der Abt. Wirtschaftspolitik beim Bundesminister für Wirtschaft, Dr. Bernhard Molitor, stellte die „Strategie für den Standort Deutschland“ zur Diskussion.

Der KNA Landesdienst BW berichtet:

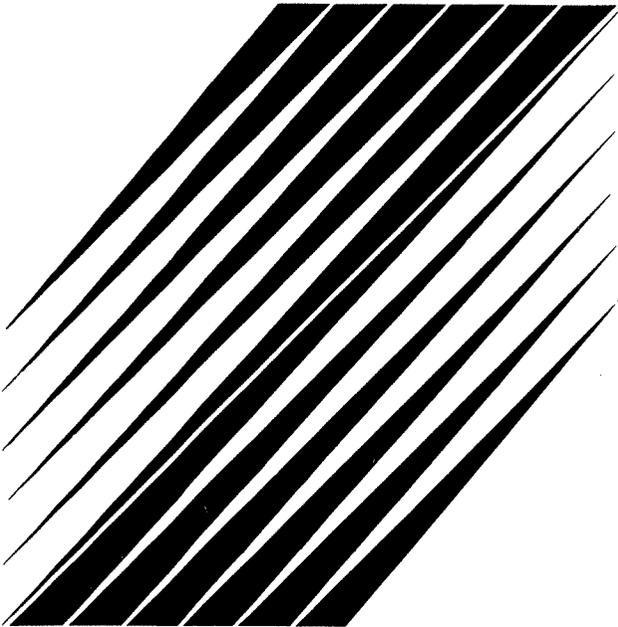
„Die Integration Ostdeutschlands ist das wichtigste Problem der deutschen Wirtschaftspolitik. Führt der Weg dazu aber über die Angleichung der Ost-Produktivität an die West-Leistungen, wie es Bernhard Molitor vom Bonner Wirtschaftsministerium meint, oder über die Angleichung der Löhne, wie die Position des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) lautet? Darüber wurde am Donnerstag bei einer Diskussion um die „Strategie für den Wirtschaftsstandort Deutschland“ in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim heftig gestritten. Einig war man sich jedoch in einer eher düsteren Zustandsbeschreibung der deutschen Wirtschaft. Molitor sprach von der „Gefahr eines Abgleitens in eine längere Rezession“, die IG-Metall-Vertreterin Margit Köppen aus Frankfurt vom Ende einer „Glücksperiode“.

Um 400 Milliarden Mark sei Westdeutschland durch die deutsche Einigung ärmer geworden, rechnete Molitor vor: Zugewachsen sei ein Gebiet, dessen Produktion je Einwohner niedriger liege als manche Region im Süden Italiens. Folge sei, daß für ganz Deutschland das Durchschnittseinkommen pro Kopf um 13 Prozent gesunken sei. Die ostdeutschen Betriebe stellten zum überwiegenden Teil die falschen Produkte her. „Die Problematik ist, daß man was ganz Neues schaffen muß“, betonte Molitor. Die bisherige Förderpolitik für die neuen Länder müsse deshalb fortgeschrieben werden. Der geplante Solidarpakt könne den gegenwärtigen Verluststreit überwinden helfen.

Frau Köppen warf der Bundesregierung vor, sie habe für den Wirtschaftsstandort Deutschland ein Strategiedefizit. „Die Bundesregierung sagt nicht, wo sie Akzente setzen will.“ Sie schlug vor, auf Verkehrs- und Umwelttechnologie zu setzen und Exporte in die GUS zu subventionieren, statt Arbeitslosigkeit entstehen zu lassen. Molitor lehnte „Geschenke“ an die GUS kategorisch ab.

Nach Meinung der Gewerkschaft ist eine Lohnangleichung zwischen Ost und West aus sozial- und gesellschaftspolitischen Gründen unverzichtbar. Die bisherige schnelle Lohnangleichung sei „atmosphärisch“ von der Regierung mitgetragen worden, erklärte Frank Stille vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin. Wenn Bonn dies jetzt bemängelt, so kritisiere die Regierung sich damit selbst.

Norbert Kloten vom Sachverständigenrat sieht im Solidaripakt keine Lösung zum Problem Wirtschaftsstandort Deutschland. „Der Solidaripakt gibt nur denen eine Fülle von Hebeln in die Hand, die Interessen vertreten und zu vertreten haben.“ Der Wirtschaftsstandort sei gefährdet, wenn der „große Störfall“ deutsche Einigung nicht gelöst werde, betonte Kloten. Er äußerte sich überzeugt davon, daß das Problem „zu packen“ ist, wenn die Bundesregierung genügend Maßnahmen ergreifen würde: Wörtlich sagte er: „Es muß einfach mehr sein, als bisher auf dem Tisch liegt.“



Vom Musterland zum Krisenland?

Wirtschaftliche Entwicklung in Baden-Württemberg: Trends – Ursachen – Folgen und Folgerungen

Studientag innerhalb des Dialogprogramms Wirtschaft und Ethik mit der IG Metall Bezirk Stuttgart und diözesanen Stellen

17. Mai
Stuttgart-Hohenheim
22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referentinnen/Referenten:
Rainer Brechtken, Staatssekretär im Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg
Christa Bürkle, Textilbetrieb Mercedes-Benz, Sindelfingen
Ruth Fischer, IG Metall, Stuttgart
Willi Haller, Initiative für humane Arbeitszeitgestaltung und solidarische Wirtschaftsordnung e.V., Aldingen
Eugen Hipp, Textilbetrieb Mercedes-Benz, Sindelfingen
Peter Hlawathy, IGM-Verwaltungsstelle Stuttgart
Prof. Dr. Heiner Ludwig, Heppenheim
Gerd Rathgeb, Betriebsrat Mercedes-Benz AG, Stuttgart-Untertürkheim
Paul Schobel, Betriebsseelsorge Diözese Rottenburg-Stuttgart

Ein Beitrag zu dieser Begegnung im Deutschlandfunk „Religion und Kirche“ am 26.5.1993:

„Baden-Württemberg: Vom Musterland zum Krisenland“

Kirche und Gewerkschaften kommen sich näher. Das zeigte sich bei den Sozialwahlen, wo kirchliche Arbeitnehmerverbände mit dem DGB koalierten. Und das zeigt sich nun auch in Baden-Württemberg. Angesichts der schlechten Wirtschaftslage haben IG Metall und katholische Kirche eine stärkere Zusammenarbeit vereinbart. Dies geschieht aus Sorge um die Menschen, die Arbeitsplatzbesitzenden und die Arbeitslosen. Bei einem Studientag in der katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim stimmen die beiden Großinstitutionen weitgehend überein in der Analyse der Wirtschaftslage in Baden-Württemberg. Das Bundesland ist demnach auf dem Weg vom Musterland zum Krisenland.

Die Wirtschaftskrise hat Baden-Württemberg eingeholt. Die Aufträge in der Investitionsgüterindustrie sind im ersten Quartal 93 um 19,2 Prozent zurückgegangen. Die baden-württembergischen Renommierbranchen sind zu Krisenbranchen geworden. Dazu der Betriebsseelsorger Paul Schobel: „Wir haben riesige Einbrüche im Fahrzeugbau, in der Elektroindustrie und im Maschinenbau, und überall werden Stellen reduziert. Bislang lief es noch, wie man etwas leichtfertig sagt, sozial verträglich, das heißt vor allem über Frühverrentung und Vorruhestand; ob die großen Firmen aber an Entlassungen vorbeikommen, das ist gegenwärtig die bange Frage.“ In den Kirchengemeinden wird die Strukturkrise noch kaum wahrgenommen. Das hängt auch damit zusammen, daß Wohnort und Arbeitsort getrennt sind und sich das Leben in der Pfarrgemeinde am Wohnort abspielt. Nur die Vorruheständler trifft man in den Gemeinden inzwischen häufiger an. „Am Rande nimmt man davon Notiz vor allem deswegen, weil die ersten kommunalen Haushalte zusammenbrechen. Das hat Folgen für die Sozialarbeit der Kirchen und weil man auch konkret nun damit rechnet, daß im nächsten Jahr das Kirchensteueraufkommen rückläufig sein wird ... In der Seelsorge selber habe ich den Eindruck, kommt dieses Thema noch kaum an ... Die Not der Arbeitslosen treibt die Menschen nicht automatisch der Kirche zu. Die Kluft zwischen Arbeitnehmer und Kirche ist immer noch vorhanden ...

Seitens der Betriebsseelsorge helfen wir da ein bißchen mit, aber ich habe den Eindruck, die Gemeinden sind halt überwiegend bürgerlich strukturiert. Sie leben fest wie in Biotopen einer geschlossenen Gesellschaft und befassen sich einfach zu wenig mit den sozialen Fragen“ (ein Teilnehmer). In Baden-Württemberg ist die Arbeitslosigkeit rasch angestiegen. Kirchen und Gewerkschaften rechnen bis Ende des Jahres mit einem hohen Bedarf an Arbeitsloseninitiativen und -projekten, an Suchtberatung und psychologischer Betreuung. Beide Organisationen befürchten das Auseinanderdriften der Gesellschaft in Habende und Habenichtse. Gerd Rathgeb, Betriebsrat bei Mercedes-Benz, brachte die Strukturkrise auf den Nenner: leere Fabriken + volle Straßen. Er stellt fest, „daß tatsächlich in den letzten Jahren die Fabriken leerer wurden, daß die Automation immer deutlicher durchschlägt und daß auf der anderen Seite die Straßen voller werden, und dahinter verbergen sich auf der einen Seite die sozialen Probleme, die Arbeitsplatzprobleme und auf der anderen Seite die verstärkten ökologischen Probleme, die dann direkt zusammenhängen“. Schon jetzt ist eine Million Autos auf Halde produziert. In einigen Jahren sollen es dreieinhalb bis acht Millionen Autos zu viel sein. „Es ist völlig sinnlos, so zu tun, als hätten wir eine konjunkturelle Krise, die läßt sich durch irgendwelche kurzfristigen Investitionen lösen. Ich glaube, wir sind in einer grundsätzlichen Krise der Industriegesellschaft, die die Frage der Produkte stellt, die Fragen der ökologischen Umgestaltung der Industrie ... Die kurzfristigen Antworten stellen uns in zwei Jahren vor die gleichen Fragen wie heute.“

Während IG Metall und Kirchenvertreter bei der Analyse der Situation übereinstimmten, wurden bei den Konsequenzen unterschiedliche Ansätze sichtbar. Das betrifft die Tarifpolitik und die weitere Arbeitszeitverkürzung, Frauenarbeitsplätze und Familienarbeit, den Gedanken des Teilens und Überlegungen für sinnvolle neue Produkte und Dienstleistungen. Auf einem weiteren Studientag sollen die Sozial-Abgaben in den Personalkosten thematisiert werden. Willi Haller von der Initiative für humane Arbeitszeitgestaltung hatte diese Diskussion provoziert. „Es ist unübersehbar, daß durch unsere Steuer- und Abgabenpolitik die Arbeitslosigkeit prinzipiell gefördert wird, und zwar aus dem einfachen Grund, weil die Soziallast, die innerhalb der Gesellschaft zu tragen ist,

im wesentlichen aus dem Faktor Arbeit finanziert wird. ... Das bedeutet ganz konkret: Wenn ein Industriebetrieb 100 Leute entläßt, dann sinkt der Beitrag der aus diesem Betrieb in die Krankenversicherung, in die Rentenversicherung, vor allem auch in die Arbeitslosenversicherung fließt. Das heißt, der Betrieb, der eigentlich bestraft werden müßte dafür, daß er die Arbeitslosigkeit erhöht, wird belohnt. Umgekehrt wird der Betrieb bestraft, der 100 Leute einstellt. In dem Betrieb steigt die Personalkostensumme und damit automatisch der Anteil, der in die Arbeitslosenversicherung gezahlt wird.“
(Wiltrud Rösch-Metzler hatte vor Ort auf der Tagung in Stuttgart-Hohenheim recherchiert.)

Geld, Zins und Gewissen

Neue Formen im Umgang mit Geld

25. November
Stuttgart-Hohenheim
70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referentin/Referenten:
Frank Bohner, Stuttgart (BUND)
Jutta Gelbrich, Frankfurt a. M. (Ökobank Frankfurt)
Willi Haller, Aldingen (Initiative für Arbeitsumverteilung und gerechte Wirtschaftsordnung)
Prof. Johannes Jenetzky, Ludwigsburg (Wirtschafts-/Finanzwissenschaft)
Dr. Wolfgang Kessler, Frankfurt a. M. (Publik-Forum)
Johannes Kress, Deizisau (Ökumenische Entwicklungsgenossenschaft {EDCS})
Heitjer Reetz, Freiburg i. Br. (Initiative für Arbeitsumverteilung und gerechte Wirtschaftsordnung)
Jürgen Typke, Backnang (BUND)
Gerhard Waterstradt, Stuttgart (GLS Gemeinschaftsbank)

Geld und Gewissen – dieses Thema beschäftigt kritische Zeitgenossen zunehmend. Immer mehr Menschen gerade auch in den Kirchen, aber nicht nur dort, bedenken und diskutieren neue Formen im Umgang mit dem Geld. Es wächst das Interesse, in persönlicher Verantwortung sein Geld anzulegen, ohne damit Rüstung oder Umweltverschmutzung und -zerstörung zu finanzieren oder auch nur ein Wirtschaftssystem zu festigen, das der Dritten Welt keine Chancen läßt.

Öko- und Ethik-Fonds gewinnen an Plausibilität und Akzeptanz. Verstärkt wird geworben für Geldanlagen, die nicht nur oder in erster Linie Gewinnoptimierung im Blick haben, sondern Umwelt-Gesichtspunkte, Dritte-Welt-Aspekte, vorbildliche Sozialleistungen. Geld spielt eine große Rolle – im Kontext von Wachstum und Umwelt, von Krieg und Frieden, von Gerechtigkeit und Entwicklung. Müssen wir anders mit dem Geld umgehen, in Gesellschaft und Politik und auch persönlich? Wie kann das gehen – unter ethischen Kriterien? Das waren die Kernfragen der Information und Diskussion dieses Tages.

Der Hauptreferent des Tages war Dr. Wolfgang Kessler. Von ihm wurde zum Titel des Tagungsthemas gerade bei Publik-Forum eine Materialmappe herausgebracht. Nachdem Kessler die „Todesspiralen“ des Weltfinanzsystems verdeutlicht hatte, plädierte er für „neue Spielregeln“ für das Weltwirtschaftssystem: „Erst wenn die demokratische Kontrolle der Wirtschafts- und Finanzwelt die Grenzen der nationalen Souveränität überspringt, die die internationalen Industrie- und Bankenkonzerne schon seit langem übersprungen haben, können die zerstörerischen Kräfte des internationalen Finanzsystems gebändigt werden. Da die Bändigung der internationalen Kapitalströme jedoch einhergehen muß mit der langfristigen Angleichung der Lebensverhältnisse im Norden und im Süden der Welt, muß die Kontrolle des Weltfinanzsystem auf neuen Säulen einer Weltwirtschaftsordnung aufbauen. Drei Grundelemente sind besonders bedeutsam:

- eine schrittweise, aber konsequente Entschuldung der Dritten Welt;
- eine allgemeine Verbesserung der Handelsbedingungen für die sogenannte Dritte Welt, insbesondere politische Vereinbarungen zur Stabilisierung der Rohstoffpreise, die immer noch über das wirtschaftliche

- Wohl der Mehrzahl der Entwicklungsländer entscheiden;
- der Aufbau von international besetzten und demokratisch kontrollierten Finanzorganisationen bis hin zu einer Weltzentralbank, wie sie bereits im Rahmen der Weltwährungskonferenz von Bretton Woods im Jahre 1944 von dem englischen Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes vorgeschlagen wurde. Eine derartige Zentralbank wäre die logische Konsequenz einer weltwirtschaftlichen Entwicklung, die die Grenzen der nationalen Souveränität längst überspringt, ohne daß die Regierungen bisher auch nur den Versuch zu einer koordinierten Wirtschaftspolitik unternommen haben.“

Weitere Informationen

- zum Streit über den Zins,
 - zur Herausforderung der Weltschuldenkrise,
 - zu den Möglichkeiten ethischer Geldanlagen
- finden sich in:

PUBLIK-FORUM MATERIALMAPPE

Geld, Zins und Gewissen

Neue Formen im Umgang mit Geld

Herausgegeben von Wolfgang Kessler

Zu beziehen (DM 14,-):

Publik-Forum Verlagsgesellschaft

Postfach 2010

61410 Oberursel



Lexikon der Wirtschaftsethik

Präsentation

5. April

Stuttgart, Haus der Wirtschaft

97 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Hermann Herder, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Dr. Karl Homann, Ingolstadt

Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg

Auszug aus der Rede von Bischof Dr. Walter Kasper:

„Das Werk, das heute vorgestellt werden soll, ist eine Frucht jahrelanger Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft, Wissenschaft und Kirche im Rahmen des Dialogprogramms „Wirtschaft und Ethik“ der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Dieses „Lexikon der Wirtschaftsethik“ ist das erste seiner Art.

„Lexikon der Wirtschaftsethik“ – brauchen wir so etwas überhaupt, ja gibt es das überhaupt? Ist das nicht wieder nur die gewieft Vermarktung einer Modeerscheinung? Oder umgekehrt der Versuch von Philosophen und Theologen, sich in wirtschaftliche Fragen einzumischen? In der Tat gehört das Verhältnis von Wirtschaft und Ethik gegenwärtig zu den meist gefragten Themen. Die Vielfalt der Publikationen zu diesem Thema ist innerhalb kürzester Frist nahezu unübersehbar geworden. Kaum ein Programm einer Bildungs- oder Fortbildungsstätte, das nicht einen Beitrag zu wirtschaftsethischen Fragen anbietet. Neue Lehrstühle für Wirtschaftsethik werden eingerichtet. Das Thema boomt. –

Alles nur eine Modeerscheinung? Gewiß nicht, zumindest nicht nur. „In den letzten Jahrzehnten“ – ich zitiere das Vorwort des neuen „Lexikons der Wirtschaftsethik“ – haben weltweite Krisen wie Hunger und Armut, drohende Armutsmigration und Überbevölkerung, fortgesetzte Umweltzerstörung und Kriege den Ruf nach mehr moralischer Verantwortung der Wirtschaft laut werden lassen. Von einer höheren Moral der Entscheidungsträger der Wirtschaft erwarten viele Menschen eine Umkehr dieser bedrohlichen Entwicklungen und eine Realisierung von „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“.

Auf einer tieferliegenden Ebene scheint mir die Suche nach Orientierung und umfassenden Sinnbezügen ein wichtiges Motiv für das wachsende Interesse an wirtschaftsethischen Fragen zu sein. Wir leben in einer Zeit eines nie dagewesenen Pluralismus, der selbst wieder von einem tiefgreifenden Dualismus durchzogen ist. Auf der einen Seite gibt es eine Vielfalt von Sachbereichen wie Wirtschaft, Technik, Politik etc. In diesen Bereichen waltet jeweils eine eigene Sachgesetzlichkeit, die zu unfrei machenden Sachzwängen, zu Technokratie- und Planungsideologie führen kann. Auf der anderen Seite gibt es eine Vielfalt autonomer personaler Wertent-

scheidungen, die, wenn sie vom Sachverstand isoliert werden, irrational und dezisionistisch werden müssen ... Die Folge ist, daß der Grundkonsens, ohne den eine Gesellschaft nicht leben kann, immer mehr schwindet; im privaten Bereich sind geistige Desorientierung und persönliche Unsicherheit die Folge.

In dieser geistigen Situation hat auch die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Ethik ihren Ort. Der Dialog zwischen beiden hat seinen Wurzelgrund in der Einsicht, daß wir dringend einer Neubesinnung auf umfassendere und einheitsstiftende Sinnhorizonte und Wertkonsens bedürfen.

Ein zweiter entscheidend wichtiger Zusammenhang, innerhalb dessen die wirtschaftsethische Thematik akut wird, ist die ökologische Problematik. Der Mensch hat die Natur, deren Teil er selbst auch ist, weithin ohne Rücksicht auf alle Verluste ausgebeutet und ihr in vielen Bereichen einen nie wieder gut zu machenden Schaden zugefügt ...

Auch wenn man nicht in Hysterie und in Übertreibungen, die es in dieser Hinsicht ja auch gibt, verfällt, muß man sagen: Bewahrung der Schöpfung ist das Gebot der Stunde. Alle Menschen guten Willens sind herausgefordert, an den Überlebensfragen dieser Welt mitzuarbeiten. Es liegt auf der Hand, daß jenen, die in der Wirtschaft Verantwortung tragen, eine besondere Aufgabe zukommt.

Das Thema „Wirtschaft und Ethik“ drängt sich gegenwärtig aber auch in einem dritten Zusammenhang auf: Im Zusammenhang mit der aktuellen politischen Situation vor allem seit der Wende von 1989, deren Konsequenzen wir erst langsam gewahr werden, ist uns dieses Thema ganz neu aufgegeben. Es ist nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes für den europäischen Einigungsprozeß wie für die Überwindung des Nord-Süd-Gegensatzes in der Welt von schicksalhafter Bedeutung ...

Der Wirtschaft geht es um Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und um die Erreichung von Zielen. Was aber sind die wirklichen Bedürfnisse und die richtigen Ziele der Menschen? Lassen sie sich einfach demoskopisch erheben? Sind sie nur materieller Art, und werden durch die Werbung nicht sehr oft künstliche, ja dem Menschen schädliche Bedürfnisse geweckt?

Die Ethik ist die Reflexion auf das sinnvolle menschliche Leben und damit Reflexion über das gute bzw. richtige

menschliche Verhalten und Handeln, d. h. das Verhalten und Handeln, welches der Würde und Sinnbestimmung des Menschen dient. Versteht sich Wirtschaft also als Dienst am Menschen, dann verweist sie von ihrer eigenen Logik her notwendigerweise über sich hinaus. Sie ist wesentlich auf Ethik bezogen. Wirtschaftliche Sachgesetzmäßigkeit und Orientierung am Wohl des Menschen sind also keine Gegensätze, sondern gehören vom Wesen der Sache her zusammen. Und in der Tat sind unserem System der sozialen Marktwirtschaft wesentliche ethische Prinzipien wie Personalität, Subsidiarität, Solidarität inhärent. Dieses sehr erfolgreiche System läßt sich darum auch nicht ohne ethische Reflexion situationsgerecht auf Zukunft hin weiterentwickeln.

Auf dieser inneren Zusammengehörigkeit von Wirtschaft und Ethik aufbauend, ist von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ein Dialogprogramm „Wirtschaft und Ethik“ gestartet worden. Mit Hilfe der großzügigen finanziellen Unterstützung der Gottlieb-Daimler- und Karl-Benz-Stiftung sowie der Stiftung Volkswagenwerk konnten von 1988 an eine Reihe beachtlicher Expertengespräche und Symposien veranstaltet und ausgewertet werden, die sich allesamt im Spannungsfeld von Wirtschaft und Ethik bewegten. Bei aller Vielfalt der Themen ging es immer um ein und dasselbe Anliegen: einen Beitrag zu leisten zu einem konstruktiven Verhältnis zwischen diesen beiden Größen.

Dabei ging es nicht um die Entwicklung einer alles integrierenden Supertheorie. Es ging vielmehr darum, im Dialog eine Spannung zweier Sichtweisen aufzubauen, aus der heraus praktische Entscheidungen und theoretische Urteile für die jeweils zur Debatte stehenden Probleme getroffen werden können. Die Idee einer dialogischen Vermittlung bedeutet eine klare Absage für die Vereinnahmung der einen Position durch die andere. Dieses Bemühen um dialogische Vermittlung ist auch die innere Antriebsfeder für das „Lexikon der Wirtschaftsethik“, das aus dem mehrjährigen Dialogprogramm hervorgegangen ist. „Das Lexikon will dieses Gespräch weiterführen, abgeschottete Sprachsysteme öffnen und den Entscheidungsträgern und kritischen Bürgern interdisziplinäres Orientierungswissen auf hohem Niveau anbieten“ (Vorwort). Es sieht seine Aufgabe vor allem in einer „Übersetzungsfunktion zwischen ver-

schiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, zwischen Wirtschaft und Praxis und nicht zuletzt zwischen Individuen und Gruppen, die an diesen Fragen interessiert sind“ (ebd.). In 200 teils zehnspaltigen Artikeln bieten namhafte Autoren die notwendige Grundinformation und legen die entscheidenden Gesichtspunkte zu wirtschaftsethischen Fragen dar. Das Lexikon kann so nicht nur Unternehmern, Managern und Verantwortlichen in Gewerkschaften und Unternehmerverbänden, sondern allen an der gesellschaftlichen Diskussion Beteiligten eine wichtige Orientierungshilfe sein.

Ich danke allen, die zu dem Gelingen des Werkes beigetragen haben, allen voran den Herausgebern, den Herren Professoren Dr. Georges Enderle, Dr. Dr. Karl Homann, Dr. Martin Honecker, Dr. Dr. Walter Kerber und Dr. Horst Steinmann. Mein Dank gilt auch den Autoren und Herrn André Habisch für seine sorgfältigen redaktionellen Arbeiten. Gedankt sei auch dem Verlag Herder, der zu der Publikation ermutigt und sie in Person von Herrn Dr. Rudolf Walter verlegerisch betreut hat. Ohne das Dialogprogramm „Wirtschaft und Ethik“ wäre das Werk nicht zustande gekommen. Deshalb sei auch allen Teilnehmern am Dialogprogramm ein herzlicher Dank für ihre engagierte Mitarbeit ausgesprochen. Mein Dank gilt ebenso den Sponsoren aus den Kreisen der Wirtschaft. Durch ihre Mithilfe konnte die Finanzierung der wissenschaftlichen Bearbeitung garantiert werden. Last, but not least danke ich der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, vertreten durch ihren Referenten Rainer Öhlschläger, ganz herzlich für ihre nachhaltige Unterstützung des Projekts.

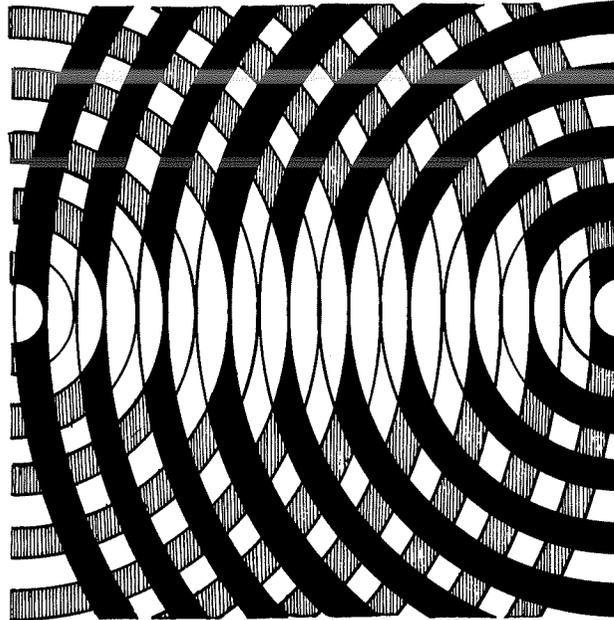
Ich wünsche dem neuen „Lexikon der Wirtschaftsethik“, daß es auf gute Resonanz stößt und breite Aufnahme findet als Beitrag zur Fortsetzung eines konstruktiven Dialogs zwischen Wirtschaft und Ethik zum Wohl der Menschen.“

Auszug aus der Festrede von Prof. Dr. Dr. Karl Homann:

„Die westliche Welt wird ihrer Überlegenheit in der welt-historischen Auseinandersetzung mit dem Sozialismus nicht froh. Eher hat, so scheint es, der Zusammenbruch des Sozialismus den milden Schleier zerrissen, der im kalten Krieg über die Probleme der Gegenwart und der Zukunft gebreitet war. Für Hunger und Armut in der

Dritten und auch schon in der Zweiten Welt, für Bevölkerungsexplosion und Armutsmigrationen, für fortgesetzte Umweltzerstörung und neue Kriege zeichnen sich Lösungen ebensowenig ab wie für Arbeitslosigkeit, Integration der neuen Bundesländer, Drogenkonsum und organisierte Kriminalität sowie die Skandale vielfältigster Art. Die großen Kirchen erscheinen rat- und hilflos, das deutsche Universitätssystem ist nach Meinung des ehemaligen Präsidenten des Wissenschaftsrates D. Simon ‚verrottet‘, und die allgemeine ‚Politikverdrossenheit‘ läßt die Partei der Nichtwähler immer größer werden. Für viele Menschen, besonders für moralisch sensible Menschen, fehlt es an Moral, an Tugend und Gemeinsinn, es wird aufgerufen zur Überwindung von Egoismus, Materialismus und Konsumismus. Gegen Profitgier und Verlangen nach Macht werden Bewußtseinsänderung und Umkehr gepredigt. Kein Zweifel: Wirtschaftsethik profitiert von dieser Lage. Das Interesse an ihr ist zugleich Indiz der Krise und die empfohlene Medizin. Berufene und weniger berufene Stimmen erfüllen diese Erwartungen, indem sie moralische Aufrüstung propagieren und – gegen gutes Geld sc. – in vielen Seminaren auch betreiben. Moralische Appelle und die spiegelbildlichen Schuldzuweisungen beherrschen die öffentliche und zum Teil sogar die wissenschaftliche Diskussion. Was diese ‚professional good men‘ (H. Kliemt) auf die Moral als Therapie setzen läßt, scheint mir die Erwartung zu sein, daß dann die Krisen unserer Welt durch den Entschluß jedes einzelnen zur Umkehr und damit gewissermaßen aus dem Stand gelöst werden können. Langwierige Prozesse der Aufklärung, der Meinungsbildung, der politischen Verhandlungen und institutionellen Reformen sowie die Erarbeitung internationaler Regelungen dauern lange, außerdem ist der Erfolg ungewiß, und sie kämen voraussichtlich auch viel zu spät. Dagegen verspricht Moral die schnelle Lösung, und wem hierbei gegenüber dem eigenen Therapieversuch Zweifel kommen wie Hans Jonas, der empfiehlt leicht, oft allzu leicht, wie Jonas ‚eine wohlwollende, wohlinformierte und von der richtigen Einsicht beseelte Tyrannis‘. Die Herausgeber des ‚Lexikons der Wirtschaftsethik‘ zusammen mit dem Verlag Herder und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart glauben, daß diese Einstellung der Sache der Moral in der modernen Welt ebensowenig dient wie die entgegengesetzte Auffas-

sung, Moral sei in autonomen, den eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorchenden Abläufen des Subsystems Wirtschaft nur um den Preis schwerer Funktionsstörungen zur Geltung zu bringen. Statt dessen ist von der grundlegenden Prämisse auszugehen, daß es in der Moderne einerseits keine Direttissima zu einer solidarischen Gesellschaft gibt, daß man andererseits aber auch nicht auf eine Steuerung im Sinne moralischer Intuitionen und Ideale verzichten muß und darf. Es geht vielmehr darum, Moral in und durch die Funktionszusammenhänge der modernen Wirtschaft geltend zu machen und Möglichkeiten für Moral, für Humanität und Solidarität durch Gestaltung dieser Zusammenhänge aufzuzeigen. Die daraus resultierenden Handlungsimperative scheinen oft den moralischen Einstellungen, die wir in Elternhaus, Kindergarten, Schule, Kirchen und Parteien gelernt haben, auf den ersten Blick zuwiderzulaufen. Die moderne Welt ist kein einlinig-gleichsinniges Handlungssystem. Sie bezieht ihr Freiheits- und Emanzipationspotential vielmehr aus dem Zusammenspiel scheinbar gegenläufiger Verhaltensweisen. Um aber zu verstehen, daß z. B. – unter bestimmten Bedingungen sc. – Wettbewerb solidarischer ist als Teilen und Privateigentum sozialer als Gemeineigentum, muß man manches über die grundlegenden Funktionszusammenhänge der modernen Wirtschaft wissen. Genau hier liegt die Zielsetzung des ‚Lexikons der Wirtschaftsethik‘: Es will ‚mit Hilfe fachwissenschaftlicher Information das Gespräch über Wirtschaft und Moral, über Ökonomik und Ethik‘ in Gang bringen und Hilfestellung geben bei der klassischen Frage der Moral, die I. Kant so formulierte: ‚Was soll ich tun?‘ An den Fachwissenschaften führt kein Weg vorbei – in Wirtschaft und Politik ebensowenig wie in Technik und Kunst oder im Umgang mit literarischen Texten. Die Philosophie, auch die Ethik, muß über die Wissenschaften gehen, sonst geht sie in die Irre. Philosophien der Unmittelbarkeit sind naiv geworden ... Menschen verstehen sich auch heute – immer noch – primär als moralische Subjekte. Das sollte auch die ökonomische Theorie ernstnehmen. Das moralische Engagement vieler Menschen und auch der moralisierenden Intellektuellen ist ein gesellschaftliches Kapital von außerordentlicher Bedeutung. Es gilt, dieses Kapital zum Wohl aller Menschen einzusetzen und es auf keinen Fall der Erosion preiszugeben.



Design: Dieter Groß

Lateinamerika und die katholische Soziallehre

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Projekt: Katholische
Soziallehre in Lateinamerika
Ein Dialogprogramm

25.–27. Februar
Weingarten
81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Margit Eckholt, Tübingen
Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen
Rainer Öhlschläger

Referentin/Referenten:

Prof. Dr. Marcello de Carvalho Azevedo SJ, Rio de Janeiro
Dr. Margit Eckholt, Tübingen
Prof. Dr. Bernhard Fraling, Würzburg
Prof. Dr. Hans-Rimbert Hemmer, Berlin
Prof. Dr. Dr. Karl Homann, Ingolstadt
Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen
Prof. Dr. Francisco Ivern SJ, Rio de Janeiro
Prof. Dr. Otto Kimminich, Regensburg
Prof. Dr. Norbert Klotten, Stuttgart
Prof. Dr. Herbert Kötter, Bonn
Prof. Dr. Felipe E. Mac Gregor SJ, Lima
Prof. Dr. Manfred Mols, Mainz
Prof. Dr. Lothar Roos, Bonn
Prof. Dr. Juan Carlos Scannone SJ, Buenos Aires
Prof. Dr. Ernesto Carzon Valdes, Mainz
Prof. Lic. Ludovico Videla, Buenos Aires
Dr. Joachim Wiemeyer, Osnabrück/Vechta

Auszug aus dem Tagungsbericht von Margit Eckholt:
Vom 25.–27. Februar 1993 trafen sich im verschneiten
oberschwäbischen Weingarten 73 deutsche und latein-
amerikanische Wissenschaftler – Theologen, Philoso-
phen, Politologen, Wirtschafts-, Sozial- und Rechtswis-
senschaftler – sowie ein an der katholischen Soziallehre
und dem Gespräch mit lateinamerikanischen Kollegen
interessiertes Fachpublikum von Universität, katholi-
scher Bildungs- und Verbandsarbeit (Bund der katholi-
schen Unternehmer (BKU), Katholische Arbeitnehmer-
Bewegung (KAB), Caritasverband), politischen und Stu-
dienstiftungen sowie den mit Lateinamerika kooperie-
renden Hilfswerken Misereor, Adveniat und Missio-
München. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stutt-
gart veranstaltete in Zusammenarbeit mit dem von der
Kommission X „Weltkirche“ der Deutschen Bischofskon-
ferenz getragenen lateinamerikanisch-deutschen Dia-
logprogramm zur katholischen Soziallehre eine Fachta-
gung zum Thema „Katholische Soziallehre in Lateiname-
rika“; die Akademie bot ein Forum für die Vertreter der
deutschen Soziallehre-Gruppe sowie fünf ihrer latein-
amerikanischen Kollegen (aus Rio de Janeiro/Brasilien,
Buenos Aires/Argentinien und Lima/Peru), die Arbeits-
schwerpunkte des Forschungsprojektes auf ein Fachpu-
blikum hin zu vermitteln.

Für das seit Mai 1986 laufende Forschungsprojekt unter der Leitung des Tübinger Dogmatikers Peter Hünermann stellte die Tagung den Abschluß eines langjährigen Dialogs dar: Angesichts einer Situation des gesellschaftspolitischen Umbruchs in Lateinamerika und gerade auch angesichts vielfältiger Defizite in Lehre und Forschung einer Soziallehre der Kirche in und für Lateinamerika sollten, so die Zielstellung des Projektes, in einem interdisziplinären Dialog in einzelnen Arbeitsgruppen in Lateinamerika und Deutschland die Themenfelder der katholischen Soziallehre unter spezifisch lateinamerikanischer Perspektive entfaltet werden.

Die Konzeption der Tagung ergab sich aus den drei wesentlichen Aufgabenfeldern des Projektes: zur Methodik der katholischen Soziallehre (1), zur politischen Ordnung und Fragen von Demokratie und Menschenrechten (2), zur Wirtschafts- und Sozialordnung in Lateinamerika (3). Die Ergebnisse des Projektes konnten auf der Tagung in Weingarten mit den ersten beiden Bänden sowohl der spanischen als auch der deutschen Publikation vorgestellt werden.

Peter Hünermann/Juan Carlos Scannone (Hg.), *América Latina y la Doctrina Social de la Iglesia*, Bde. 1-5, Buenos Aires 1992/1993; dies. (Hg.), *Lateinamerika und die Katholische Soziallehre*, Bde. 1-3, Mainz 1993.

...

(3) Arbeit und Kapital: zur Wirtschafts- und Sozialordnung in Lateinamerika: Analysen und Diskussionen der Wirtschaftsordnung – auf nationaler und weltweiter Ebene – waren weitgehend von der Perspektive der deutschen Gesprächsteilnehmer geprägt, der (europäischen) Entwicklung neoliberaler Ordnungsmodelle und der sozialen Marktwirtschaft. Der Beitrag des argentinischen Ökonomen Ludovico Videla lehnte sich, ordnungstheoretisch gesehen, zu sehr an die europäische Tradition an, als daß er – trotz präziser Analysen der Situation von Armut und Entwicklung in Argentinien – die Sprache der Betroffenen, die Option der Armen, einbringen konnte. Sein Aufweis der positiven wirtschaftlichen Entwicklung in Argentinien (Überwindung der Rezession, Bedienung des Schuldendienstes, Rückkehr des Auslandskapitals, gesteigerte Investitionen usw.) – ohne dabei die ungerechte Einkommensverteilung, die Zunahme der Sozialausgaben und die geringen Steuerein-

nahmen des Staates, die herrschende Rentenmentalität herunterzuspielen – entspricht dem von den deutschen Wissenschaftlern gezeichneten positiven Bild: So stellte Norbert Klotten, ehemaliger Präsident der Landeszentralbank in Baden-Württemberg, die 80er Jahre gerade nicht als eine verlorene Dekade dar, vielmehr als eine Inkubationszeit für die Neuordnungen der Gegenwart, nach Baker- und Brady-Plan, und für Versuche der gesamtwirtschaftlichen Integration, vor allem über Markterschließungen. Wenn Francisco Ivern und Juan Carlos Scannone auf die defizitäre und konfliktträchtige Partizipation vor allem der armen Bevölkerungsschichten hinwiesen, auf das faktische Bild des Neoliberalismus in Lateinamerika und die hohen sozialen Kosten, die mit seiner Umsetzung einhergehen, so blieb ihre Stimme zwar nicht ungehört, ging in der Diskussion um den Transformationsprozeß in den lateinamerikanischen Gesellschaften und seine Kosten, eine in einer Übergangsphase notwendigerweise zu akzeptierende Ungerechtigkeit, jedoch unter.

Gerade Francisco Ivern (Centro João XXIII de Investigação e ação social, Rio de Janeiro) machte sich in seinen Anmerkungen zur „Entwicklung“ in Lateinamerika und ihrem Verhältnis zur „Befreiung“ die Stimme der Betroffenen zu eigen. Daß die „Option für die Armen“ sich aufs gesamte gesehen jedoch zu wenig durchsetzen konnte, lag sicher auch an den Diskussionen, die die deutschen Wissenschaftler aufgrund der unterschiedlichen Schulen und des notwendigen Klärungsbedürfnisses ihrer eigenen Ansätze untereinander austrugen: Anlaß zur Diskussion gab vor allem der Beitrag des Eichstätter Ökonoms und Sozialethikers Karl Homann, abgedruckt in: Karl Homann: *Moral in den Funktionszusammenhängen der modernen Wirtschaft*. Zwei Beiträge zur Wirtschaftsethik unter Wettbewerbsbedingungen. Stuttgart (Kleine Hohenheimer Reihe) 1993 (vertreten durch seinen Assistenten André Habisch): Die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaftsordnung und Gerechtigkeit, nach dem „Ort“ der Normen, wird hier in sozialphilosophischer Perspektive auf dem Hintergrund der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls und der Demokratietheorie von Buchanan gelöst: Der Markt wird als ein nach bestimmten Spielregeln ablaufendes System verstanden, in das christliches Solidaritätsethos und moralische Impulse in die einzelnen Institutionen, in das „Vorteils-

kalkül“ der Eliten – das „wohlverstandene Eigeninteresse“ – integriert sind. Normen können in diesem Sinn ökonomisch rekonstruiert werden, eine „äußere Instanz“ ist nicht notwendig. Von einer allgemeinen Akzeptanz fairer Spielregeln wird ausgegangen, angestrebt ist ein Weltgesellschaftsvertrag. Angefragt wurde, ob die „ökonomische Rekonstruktion der Normen“, die einen Abschied von Metaphysik und einer ethischen Argumentation, die das politische und wirtschaftliche Geschehen von außen korrigieren könne, intendiere, nicht gleichzeitig eine neue universalistische „Metaphysik“ schaffe – eben in ökonomischer Rekonstruktion. Angesichts der kulturellen Vielfalt bereitet das von Homann intendierte Modell einer „universalistischen Ethik“ zudem Schwierigkeiten: Nicht überall könne von der vorausgesetzten „postkonventionellen Moral“ (Gerhard Kruij) der westlichen Gesellschaften ausgegangen werden; zudem stellt sich genau da die Frage des Wertekonsenses. Die Voraussetzungslosigkeit des Systems und die fehlende kritische Bewertung des Systems von einer Außenperspektive wurden kritisch hinterfragt (Thomas Hausmanninger). Die Spielregeln können zudem nur in einer funktionierenden demokratischen Ordnung eingehalten werden. Gerade hier trafen die Anfragen der lateinamerikanischen Kollegen: Sind die lateinamerikanischen Gesellschaften nicht durch Chancenungleichheit, ungleiche Eigentumsverteilung und Marktzutrittschancen, fehlende Markttransparenz, einen Feudalkapitalismus, durch Machtungleichheiten auch kultureller Art usw. geprägt? Für die Theologen Lothar Roos (Bonn) und Bernhard Fraling (Würzburg) stellte sich hier die Frage der Verbindung einer Institutionenethik mit einem individuellen Ethos, mit einer Haltungs- und Tugendethik. Das Ethos und die Glaubenserfahrung, die z. B. in Basisgemeinschaften gelebt werden können, ermöglichen eine Distanznahme und haben eine kritische Funktion im Blick auf die Ausbildung von Institutionen, auf Transformationsprozesse in den Gesellschaften. Bernhard Fraling betonte dabei die Haltungsethik als eine Verantwortung „für“ Normen, nicht nur „vor“ Normen. Fehlgeleitete Verantwortung und „soziale Sünde“ auf der anderen Seite lassen sich zudem nicht rein systemintern klären. In den Vorträgen und Diskussionen um Wirtschafts- und Sozialordnung in Lateinamerika zeichnete sich ganz

deutlich ein „Paradigmenwechsel“ angesichts der Beurteilung der wirtschaftlichen Probleme und der Lösungsvorschläge ab: Ohne Struktur- und Systemänderungen ist Armutsbekämpfung nicht möglich (Hans-Rimbert Hemmer, Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung, Berlin), gerade angesichts einer Massenarmut von weltweit ca. 1,1 Mrd. „Armen“ (davon 2/3 Frauen) und den vielfältigen Defiziten institutioneller Art in den Ländern der sog. „Dritten Welt“, mangelnder Durchsichtigkeit und Rationalität politischer und wirtschaftlicher Institutionen. Herbert Kötter (Agrarsoziologie) wies hier auf den unzureichenden Ausbau der Institution „Markt“ auf dem Land hin. Mit System- und Strukturveränderungen müssen Ausbildung und Pastoral der politischen und wirtschaftlichen Eliten einhergehen. Während Systemveränderungen in der „Dritten Welt“ mit dem Gedanken der Partizipation, der Institutionenbildung und der Abschaffung jeglicher Form von Marginalisierung in Verbindung gebracht wurde, blieb die Frage offen, was Systemveränderungen für die Industrieländer bedeute. Die Verantwortung der Industrieländer wurde angesprochen, der häufige Hinweis auf weltweite Interdependenzen verschleierte jedoch ein wenig den Ernst der angezeigten Problemfelder wie Protektionismus, das Scheitern von internationalen Organisationen wie GATT und das mühsame Ringen um wirkliche Solidarität mit der „Dritten Welt“. „Explosive“ Themen wie Rüstungsausgaben oder Bevölkerungsentwicklung wurden nicht angesprochen.

Die Diskussionen auf der Tagung in Weingarten waren symptomatisch für den deutsch-lateinamerikanischen Dialog zur Soziallehre: In einen Dialog mit Gesprächspartnern aus einem anderen Kulturkreis zu treten, macht einen langen und mühsamen Weg notwendig: Zuerst gilt es, eigene Positionen klar zu machen, zu formulieren, ins Gespräch zu bringen; dann beginnt der Prozeß, die „Sprache“ des anderen zu verstehen, gerade angesichts der verschiedensten Ungleichzeitigkeiten der Probleme und Fragestellungen wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Art. In den Diskussionen zur Effizienz des Staates in Lateinamerika, zu Entwicklungsperspektiven der lateinamerikanischen Gesellschaften oder neoliberaler Wirtschaftsmodelle wurden diese Ungleichzeitigkeiten deutlich. Wesentlich für Tagung und Dialogprogramm waren sicher zunächst Positionsbestim-

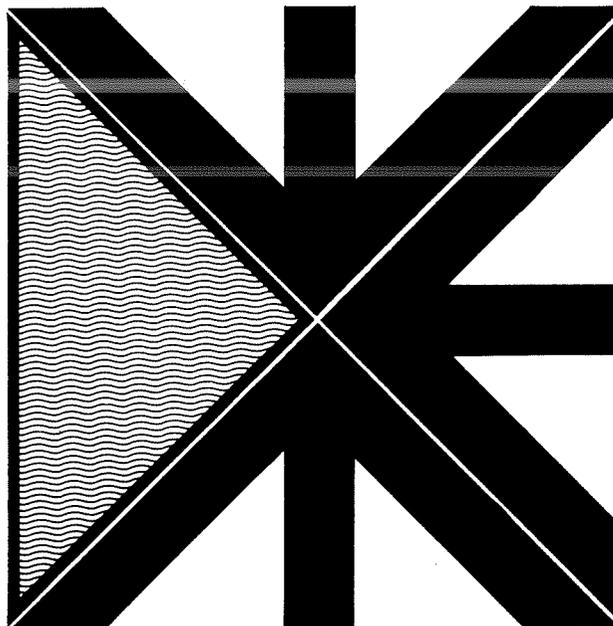
mung und Problemanzeige: Der Dialog wurde aufgenommen, deutlich wurden Gesprächsdefizite, Lernprozesse, die auf beiden Seiten ansetzen müssen. Eine in Lateinamerika inkarnierte und inkulturierte Soziallehre kann sich nur in einem langsamen Prozeß und in Reaktion auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung ausbilden. Der Hinweis auf die entscheidende Rolle der kulturellen Dimension ist hier von Bedeutung. In den letzten Jahren haben sich Momente für eine Inkulturation der Soziallehre in Lateinamerika ausgebildet. Dabei ist im Blick auf die mehrmals angefragte Umsetzung der Option für die Armen in ethisches Verhalten, in eine Ethik, der Dialog mit der lateinamerikanischen Theologie notwendig. Nur auf diesem Weg kann es zu einer Kontextualisierung der Soziallehre kommen. Die Option für die Armen, die zu einem ekklesiologischen Prinzip geworden ist, muß auch als soziales Prinzip verstanden werden, z. B. auf die Eliten hin vermittelt werden, auf einen Dialog mit nicht kirchlich gebundenen Schichten, mit der säkularisierten Gesellschaft. Immer mehr muß Soziallehre in Lateinamerika dabei den Wandel in der Gesellschaft widerspiegeln: Die lateinamerikanischen Gesellschaften sind im Umbruch begriffen, neue Werte und Bewegungen bilden sich heraus (z. B. die Frauenbewegung in Brasilien). Aufgabe der Soziallehre in Zukunft ist daher umso mehr Kommunikation und Dialog mit der „Welt“, und das heißt immer mehr mit einer Welt ohne Tradition, ohne Prinzipien, mit einer Welt, die Kriterien ansetzt, die keine christlichen mehr sind. Gerade hier ist der Ort für Reflexionen auf „Kultur“. Soziallehre muß dabei angesichts der zunehmend pluralistischen Gesellschaften bei der Suche nach einem Wertekonsens in einen interreligiösen, interkulturellen und interdisziplinären Dialog treten.

Gerade aufgrund der Schwierigkeit, aber auch Notwendigkeit der „Entdeckung des anderen“ – seien es Gesprächsschwierigkeiten kultureller oder wissenschaftlicher Art, seien es kirchenpolitische Barrieren, die lange Jahre den notwendigen Dialog zwischen Soziallehre und Theologie der Befreiung erschwerten – ist es wichtig, den internationalen und interkulturellen Dialog fortzusetzen. Nur so kann die Gesprächsfähigkeit ausgebaut werden, kann es zu einer Rezeption zunächst fremder Ansätze aus den anderen Kulturen kommen. Wichtig ist dabei zum einen die Förderung interdisziplinärer Ge-

sprächskreise in Lateinamerika, auf der anderen Seite aber auch das Moment der „Konkretion“ und der „Vermittlung“ der erarbeiteten Ansätze auf politische, wirtschaftliche und akademische Institutionen sowie auf die kirchliche Pastoral hin, und dies sowohl in Lateinamerika als auch in Deutschland.

Nie tut man Böses so vollkommen und so freudig, als wenn man es im Einklang mit seinem Gewissen tut.

aus: Blaise Pascal, Pensées



Design: Dieter Groß

Harmonisierung des Rechts auf Asyl in Europa

Diskussionsstand – Probleme – Perspektiven

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

29.–31. Januar
Stuttgart-Hohenheim
169 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Klaus Lörcher, Mannheim
Dr. Christoph Schumacher, Bonn

Referentinnen/Referenten:
Siegbert Alber MdEP, Stuttgart
Ruprecht v. Arnim, Brüssel
Christoph Bierwirth, Bonn
Walter Brill, Bonn
Mathilde van den Brink MdEP, Utrecht
Dr. Herta Däubler-Gmelin MdB, Tübingen
Dr. Christopher Hein, Rom
Dr. Bertold Huber, Frankfurt a. M.
Jörg-Volker Ketelsen, Brüssel
Dr. Gottfried Köfner, Wien
Tomasz Kuba Koszowski, Warschau
Dr. Heribert Prantl, München
Günter Renner, Kassel
Dr. Ralf Rothkegel, Berlin
Minister Jürgen Trittin, Hannover
Prof. Dr. Michael Wollenschläger, Würzburg

Die Tagung fand – vor dem Hintergrund der damaligen asylpolitischen Diskussion um die Einschränkung von Art. 16 Grundgesetz – in der regionalen und überregionalen Presse Beachtung. Zunächst ein Beitrag von Susanne Sonntag:

Stuttgarter Zeitung vom 1. Februar 1993:

Ein Kompromiß, der tiefe Wunden schlägt

Diskussion über das Asylproblem im Mittelpunkt der „Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht“

Der Gast aus Polen kann sich undiplomatische Offenheit leisten, ist er doch kein „Minister für Auswärtige Angelegenheiten“. Voll feiner Ironie und ruhiger Souveränität vermittelt ein Mann wie Tomasz Koszowski, Bevollmächtigter des Innenministeriums der Republik Polen für Flüchtlingsfragen, eine leise Hoffnung: Die deutsche Regierung könnte auf starke Partner treffen, wenn die Verhandlungen um die Frage der Aufnahme von Flüchtlingen konkret werden. Wird es ein Deal: Geld gegen Mensch? Handel mit Menschen, Menschenhandel? Oder kommt es zu gemeinsamen Vereinbarungen auf der Suche nach echten Hilfen für Menschen in einer existenziell bedrohten Lebenssituation?

Am Wochenende auf den „Hohenheimer Tagen zum Ausländerrecht“ – veranstaltet von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart – machte der Gast aus Polen unmißverständlich klar, daß man von deutscher Seite zunächst eindeutige Informationen, Daten und Fakten brauche, ehe man über mögliche Konsequenzen reden könne: „Wir fangen nicht am Ende an.“ Von den aktuellen Entwicklungen in Deutschland sei man offiziell erst sehr spät, unvollständig und teilweise widersprüchlich informiert worden. Wenn ein Mann wie Koszowski insbesondere auch eine gewisse Klarheit über den Inhalt der geplanten Gesetzesänderungen zum Asylrecht vermißt, so muß dies allerdings nicht ausschließlich an unzureichendem Informationsfluß liegen. Die unüberschaubaren Auswirkungen des „Asylkompromisses“ trieben auch die Fachleute unter den Tagungsteilnehmern um und ließen kritische Juristen Horrorszenarien entwerfen. Die scharfzüngige Ironie, mit der sie in diesen Tagen das Grundrecht auf Asyl zu Grabe trugen, zeigt, welche tiefen Wunden dieser Kompromiß geschlagen hat.

Der Asylkompromiß ist ein Thema, bei dem die Ausgewogenheit endet, wie Heribert Prantl, stellvertretender Ressortleiter Innenpolitik der „Süddeutschen Zeitung“ und selbst Jurist, zu Beginn der Tagung feststellte: „Deutschland umgibt sich mit einer selbstgezogenen Sicherheitszone. Die Flüchtlinge werden künftig an den deutschen Grenzen abprallen wie an einer Gummwand.“ Wenn der „Kompromiß“ vorsieht, daß sich Flüchtlinge, die über sogenannte „verfolgungssichere Drittstaaten“ einreisen, sich in Deutschland auf das Asylgrundrecht nicht mehr berufen können, werde diesem Grundrecht nicht nur seine Kompromißlosigkeit, sondern der Grundrechtscharakter selbst genommen – auch wenn es juristisch formal erhalten bleibe. „Die Drecksarbeiten an den Grenzen sollen dann die Nachbarn machen“, Länder wie Polen, die Tschechei und die Slowakei seien zur „Problem-entsorgung“ auserkoren – nach dem alten Geschäftsprinzip, „daß dort produziert wird, wo es am billigsten ist“.

Die Frage stellte sich in Hohenheim, wie diese Länder, immer noch im wirtschaftlichen und sozialen Umbruch begriffen, einen zunehmenden Flüchtlingsstrom bewältigen sollen. In Polen mit 3,5 Millionen Arbeitslosen ist die Genfer Flüchtlingskonvention seit Januar 1992 geltendes innerstaatliches Recht. Gesetzliche Regelungen, Verfahrensformen und die entsprechenden Infrastrukturen sind erst im Aufbau. Die polnischen Behörden geben ihre derzeitige Kapazität mit maximal 100 Fällen pro Monat an. Neun Personen

wickeln den Verwaltungsbereich ab, Asylbewerber gibt es kaum, weil die wenigsten Flüchtlinge in Polen bleiben wollen.

Mit beißender Ironie machte Dr. Ralf Rothkegel vom Bundesverwaltungsgericht Berlin aus seiner Meinung zum „Asylkompromiß“ keinen Hehl. Er entsinne sich an Zeiten, als die Frage einer Änderung von Artikel 16, II, 2 Grundgesetz als außerhalb jeder Betrachtung und politischen Realität liegend abgetan wurde. Doch: „Die Zeiten ändern sich, und wir uns mit ihnen. Wandel verlangt Anpassung, Anpassung verlangt Kompromisse...“ Ob es nun lediglich eine Frage des Geschmacks sei oder mehr: „Wie gefällt Ihnen eine Verfassung, die politisch Verfolgten Asyl verheißt, zugleich aber alles daransetzt, diese Verheißung nur ja nicht einlösen zu müssen?“ So machten die Referenten deutlich, daß in Zukunft kaum Fälle denkbar seien, in denen sich ein Flüchtling noch auf das Asylgrundrecht berufen könne.

Was bleibt – „Die Illegalität ist der Ausweg“, wie die Juristen gemeinsam „herausarbeiteten“. Die illegale Einreise und das Verschweigen des Fluchtweges könnten dem Flüchtling die Möglichkeit eröffnen, in Deutschland zu bleiben: Da man nicht wisse, über welchen Drittstaat er gekommen ist, könne man ihn in einen solchen nicht zurückschicken.

Die Enttäuschung über die Preisgabe alter Tradition und Wertigkeit wurde in Hohenheim spürbar in der Auseinandersetzung mit der Rolle der SPD. Sie verding und entlud sich an deren stellvertretenden Vorsitzenden, die von Heribert Prantl gefragt wurde: „Was ist mit der SPD passiert, was ist mit der vehementen Verfechterin des Grundrechts auf Asyl, Herta Däubler-Gmelin, passiert?“ Eine schwierige und mühsame Gratwanderung blieb denn Versuch, sowohl die eigene politische Identität als auch die Solidarität der Partei gegenüber zu wahren: „Seit Oktober 1991 ist alles weggebrochen, auch die SPD, der Druck der Straße hat sich durchgesetzt.“

Susanne Sonntag

Heilbronner Stimme, Samstag, 13. Februar 1993

Mit der Änderung des Artikels 16 schaffen Koalition und SPD das deutsche Asylrecht für Verfolgte praktisch ab

Bald neun von zehn Asylbewerbern ausgesperrt

Asylkompromiß - das Wort klingt harmlos. Doch die Einigung von Koalition und SPD auf einen neuen Artikel 16 ist eine brutale Zäsur: Das Grundrecht auf Asyl wird abgeschafft. Ralf Rothkegel, Richter am Bundesverwaltungsgericht Berlin: „Es geht um das Fernhalten von Asylbewerbern von Deutschland – ohne Rücksicht darauf, ob sie verfolgt sind.“

Will sagen: Sechzig Jahre nach der Machtergreifung der Nazis werden Verfolgte kaum noch eine Chance haben, in Deutschland Zuflucht zu finden. Die Menschenrechtsorganisation „amnesty international“ schätzt, daß künftig neun von zehn Asylsuchenden vom deutschen Asylrecht ausgeschlossen werden. Die Details der Grundgesetzänderung nahmen Rothkegel und andere Asylrechtsexperten bei einer Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart unter die Lupe. Fazit: Für Zufluchtsuchende ist künftig die Illegalität der Ausweg.

Die Instrumente, über die die Bonner Parteien die „Totalrevision des Asylrechts“ (Günter Renner vom Hessischen Verwaltungsgerichtshof Kassel) bewerkstelligen wollen: die Definition sogenannter „sicherer Drittstaaten“ und „sicherer Herkunftsstaaten“ und drastisch eingeschränkter Rechtsschutz. Nach Ansicht von Günter Renner hebelt gerade die Drittstaatsregelung das Asylrecht aus: Hat ein Flüchtling auf seinem Weg nach Deutschland einen solchen Drittstaat betreten – und sei es nur beim Zwischenstopp auf einem Flughafen –, so darf er in der Bundesrepublik nicht bleiben oder wird gleich an der Grenze zurückgeschickt, egal ob verfolgt oder nicht. Rechtsmittel kann er höchstens vom Ausland aus einlegen.

Was ist ein „sicherer Drittstaat“?

Als „sicher“ gilt ein Drittstaat, wenn er die Genfer Flüchtlingskonvention und die Europäische Menschenrechtskonvention anwendet. Koalition und SPD haben sich inzwischen geeinigt, daß das in den EG-Staaten, Österreich, Schweiz, Polen und der Tschechischen Republik der Fall ist. Woher sie diese Gewißheit nehmen, bleibt rätselhaft: International wird die

GFK nämlich ganz verschieden ausgelegt. „Amnesty international“ hat darüber hinaus erhebliche, für die Betroffenen nicht selten lebensbedrohliche Rechtsmängel in der Asylpraxis einiger EG-Staaten sowie Österreichs und der Schweiz ausgemacht.

Italiens Grenzbehörden dürfen, ohne daß sie über besondere Fachkenntnis verfügen, Asylsuchenden nach einem kurzen Interview die Einreise verweigern. So wurden in einem Fall 20 Flüchtlinge aus Somalia nach Mogadischu zurückgeschickt. Dort angekommen, wurden alle verhaftet, zehn kamen in der Haft ums Leben. Im August 1991 schickte der Grenzschutz Tausende Albaner zurück in ihre Heimat – darunter auch Soldaten, die bei der Rückkehr wegen „Desertion“ inhaftiert wurden.

Großbritannien schickt Flüchtlinge in angeblich sichere Drittländer und sogar in ihre Herkunftsländer zurück: Laut ai wurden z. B. iranische Asylsuchende in die Türkei zurückgeschickt – obwohl die Türkei diese immer wieder in den Iran abschiebt, wo einige von ihnen bereits hingerichtet wurden. Im Sommer 1989 schob London von 3000 türkischen Kurden mindestens hundert direkt in die Türkei ab, ohne ihren Asylantrag überhaupt zu prüfen.

Belgien hat die Doppel-Fünf-Prozent-Regel erfunden: Flüchtlinge aus Ländern, die im Vorjahr über fünf Prozent der Asylantragsteller ausmachten und von denen weniger als fünf Prozent anerkannt wurden, werden sofort abgeschoben – ihnen bleiben nur 24 Stunden zur Anfechtung der Abschiebung. Zu diesen Ländern zählen u. a. Ghana, Indien und Pakistan – laut ai Staaten mit schwersten Menschenrechtsverletzungen. *Österreich* sieht stark verkürzte Verfahren für Asylbewerber aus angeblich sicheren Herkunftsländern und Drittstaaten sowie bei fehlenden oder falschen Papieren vor. Folge: Nicht qualifizierte Polizeibehörden führen die Anhörung durch, Rechtsberatung ist meist nicht möglich, Rechtsmittel können zwar eingelegt werden, verhindern aber die Abschiebung nicht. Rechtsanwälte berichten gar von Fällen, in denen über Ungarn eingereiste irakische Asylbewerber direkt wieder in den Irak zurückgeschickt wurden.

Die *Schweiz* hat eine Liste „verfolgungsfreier Länder“ geschaffen, die laut ai Ende 1992 die CSFR, Ungarn, Polen, Bulgarien, Indien und Rumänien umfaßte. Flüchtlinge aus diesen Ländern haben nur 24 Stunden Zeit zu beweisen, daß sie doch verfolgt werden. Bis Mitte Februar 1992 stand sogar Algerien noch auf der Liste, obwohl dort einige Wochen zuvor der Ausnahmezustand verhängt und islamische Oppositionelle massiv verfolgt wurden.

Solche zweifelhafte „Sicherheit“ stört Bonn nicht. Sollte der neue Artikel 16a Gesetz werden, werden Flüchtlinge ohne Wenn und Aber in diese Länder abgeschoben. Und zwar, ohne daß deutsche Behörden überhaupt ihr Asylbegehren und mögliche Verfolgung im Herkunftsland geprüft haben – und ohne Prüfung, ob die Drittstaaten den Flüchtling ihrerseits weiter abschieben, bis er vielleicht irgendwann wieder im heimatlichen Verfolgerstaat landet.

Damit verstößt Bonn laut Verwaltungsrichter Renner gegen die Genfer Flüchtlingskonvention. Deren Artikel 33 nämlich verbietet es, einen Menschen in ein Land abzuschieben, in dem er direkt oder von Weiterabschiebung bedroht ist.

Verfassungswidrig

Um das zu verhindern, müßte Bonn in jedem Einzelfall prüfen, ob der Betroffene im Drittstaat wirklich sicher vor Weiterschiebung ist. Das aber ist nicht vorgesehen – weil es Zeit kostet.

Renner nennt die Drittstaaten-Regelung deshalb „mit den unverrückbaren Grundsätzen des Asylrechts unvereinbar“. Andere wittern hier die Chance einer Verfassungsklage, denn Artikel 79 (3) GG verbietet es, die Grundrechte (darunter das auf Asyl) in ihrem Kern anzutasten.

Zweite schwere Hürde für Asylsuchende: die Listen angeblich sicherer Herkunftsländer. Wer aus einem solchen Land kommt, dessen Antrag gilt als „offensichtlich unbegründet“ – er kann grundsätzlich sofort abgeschoben werden. Es sei denn, er weist „mit überwiegender Wahrscheinlichkeit“ nach, daß er persönlich doch verfolgt wird – erst dann hat er Anspruch auf ein Asylverfahren. Die Beweislast wird umgekehrt: Der Strafrecht-Grundsatz „Im Zweifel für den Angeklagten“ gilt nicht mehr für Menschen, die möglicherweise von Folter und Tod bedroht sind.

Inzwischen sind Vorstellungen von Bund und Ländern durchgesickert, wie das in der Praxis aussehen soll: Am Frankfurter Flughafen, wo neun von zehn Asylbewerbern eintreffen, die auf dem Luftweg nach Deutschland kommen, soll ein Entscheider des Nürnberger Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge sitzen. Er soll dort ad hoc entscheiden, ob ein Flüchtling ins Land darf. Da wird die Einreise zum Glücksspiel – ist es doch gerade Opfern von Folter und Repression selten möglich, wildfremden Menschen in kurzer Zeit ihr Schicksal zu schildern, vor allem nach einer strapaziösen, oft gefährlichen Flucht. Noch ärger muten die Pläne für Flughäfen wie Berlin-Schöneberg, Düsseldorf oder München

an: Dort soll der Bundesgrenzschutz die Selektion vornehmen. Dessen mangelnde Asylrechts- und Länderkenntnis soll durch Hilfe des Nürnberger Bundesamtes ausgeglichen werden, das telefonisch eingeschaltet wird – zur Ferndiagnose sozusagen.

Kein Recht auf Rechtsschutz

Fahrlässige oder gar willkürliche Abschiebungen werden künftig noch durch weitere Faktoren begünstigt. So kann der Betroffene zwar ein Gericht einschalten, das prüfen muß, ob er, obwohl aus einem „sicheren Herkunftsstaat“, doch verfolgt ist. Dieses aber hat nur eine Frist von fünf, in Ausnahmefällen zehn Tagen; und der Flüchtling kann in der Regel trotzdem abgeschoben werden – auch ins Herkunftsland. Hinzu kommt: Dem fremden Asylsuchenden steht nicht automatisch Rechtsberatung zu. Die muß er sich selber suchen. Wolfgang Grenz, Asylreferent von „amnesty international“: „Die große Frage ist da: Wer klärt die Menschen auf? Wer sagt ihnen, worauf es bei der Anhörung ankommt?“ Zynischer: Muß ein Verfolgter künftig erst deutsches Asylrecht studieren, damit er ins Land darf?

Damit ein Staat als sicher gilt, reicht den Verfassern des neuen Artikels 16, daß dort Verfolgungsfreiheit „gewährleistet erscheint“ – nicht nur für Jurist Renner eine problematische Vorschrift. Grundlage dürften in der Praxis vor allem die Länderberichte des Auswärtigen Amtes sein – daß da außenpolitische Rücksichten in die Bewertung einfließen, darf als sicher gelten. Im übrigen, so Rothkegel, reicht nach den geplanten Änderungen selbst erwiesene Foltergefahr nicht unbedingt für einen Abschiebeschutz – was nach Ansicht vieler gegen die Europäische Menschenrechtskonvention verstößt.

Kein gutes Haar lassen die Asylrechtsfachleute an den vorgesehenen Rechtsschutzmöglichkeiten bei „offensichtlich unbegründeten“ Anträgen. Da ist zum einen der Zeitdruck; hinzu kommt, daß ein Richter eine Abschiebung nur in Ausnahmefällen aussetzen darf, wenn er „ernstliche Zweifel“ an ihrer Rechtmäßigkeit hat. Abschiebung um fast jeden Preis, auch um den der Sicherheit der Betroffenen? Das verstößt laut Rothkegel gegen Voten des Bundesverfassungsgerichts. Karlsruhe fordere generell Rechtsschutz-Garantien, die sicherstellten, daß irreparable Schäden verhindert werden. „Und das“, so Rothkegel, „soll nicht mehr gelten, wenn es um Menschenleben geht?“ Helmut Weidemann, Vorsitzender Richter am Verwaltungsgericht Hannover, sieht gar die Verwaltungsgerichte „entmündigt“: „Wenn der Gesetzgeber

so das richterliche Verfahren beschneidet, verläßt er den Boden des Rechtsstaats.“

Fazit derer, die sich um das Schicksal der Verfolgten sorgen: hoffen auf den Gang nach Karlsruhe, entweder durch einen Flüchtling oder durch einen Richter, der gegen den eingeschränkten Rechtsschutz klagt. Bis es so weit ist, liebäugeln andere mit der Illegalität. Verfolgte seien praktisch gezwungen, den Fluchtweg zu vertuschen oder unterzutauchen, um der Abschiebung in einen Drittstaat und von da aus ins Herkunftsland zu entgehen. Niedersachsens Bundesratsminister Trittin (Grüne) düster: „Mit dem Asylkompromiß bekommen wir die Anarchisierung der Zuwanderung.“

Ursula Rüßmann

Ebenfalls zur Frage der sog. sicheren Drittstaaten schrieb Erik-Michael Bader am Beispiel Polens in der FAZ:

FAZ, 5. 2. 1993

Noch viel Überzeugungsarbeit nötig

Polen und seine Belastungen durch die künftige deutsche Asylregelung

Sollten die Bonner Parteien die den Nachbarländern im Osten zugewiesene Rolle für ein eher unproblematisches Randfeld bei der Verwirklichung ihrer Asylbeschlüsse gehalten haben, könnte sich dies als Unterschätzung herausstellen. Es wäre sicher naiv, würde man bei abwehrenden polnischen Äußerungen den verhandlungstaktischen Aspekt übersehen; aber es wäre auch ein Irrtum, darin nur das Kalkül zu sehen, den „Preis“ für die polnische Kooperation bei der Rückführung zehntausender Asylbewerber in die Höhe zu treiben.

Daß da etwas auf Polen zukommt, dem man nicht gänzlich ausweichen kann, damit findet man sich in Warschau offenbar ab. Das gilt jedoch nicht so ohne weiteres für die deutschen Vorstellungen von den Dimensionen. Hier wird bei den für den 8. und 9. Februar vorgesehenen Verhandlungen in Bonn die deutsche Seite ihre Einschätzungen überzeugender belegen müssen als bisher. Die deutschen statistischen Angaben hinsichtlich der über Polen gekommenen Asylbewerber, so gab Tomasz Koszowski, Bevollmächtigter für Flüchtlingsfragen, den bisherigen polnischen Eindruck wieder, seien mehr oder weniger aus der Luft gegriffen; Polen aber brauche genaue Informationen, wenn es sich mit den Konsequenzen beschäftigen sollte, sagte Koszowski bei einer Tagung zum Thema „Harmonisierung des Rechts auf Asyl in Europa“ der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Bei Nachfragen nach den Grundlagen der deutschen Angaben bekomme man zu hören, das seien Schätzungen. Es werde gesagt, ein Viertel der Asylbewerber in Deutschland sei über Polen gekommen, die Hälfte über die Tschechoslowakei, während man kurz zuvor von deutscher Seite gehört habe, die Hälfte komme über Polen und ein Viertel über die Tschechoslowakei. Von etwa 30.000 Personen, die nach polnischer Zählung 1992 an der deutsch-polnischen Grenze beim Versuch illegalen Grenzübertritts gefaßt wurden, seien 20.000 rumänische Staatsbürger gewesen; in

Toleranz gegen Intoleranz führt letzten Endes zum Sieg der Intoleranz über die Toleranz.

John Steinbeck, Schriftsteller

derselben Zeit aber seien von den Deutschen 170.000 Visa für rumänische Staatsbürger ausgestellt worden. Wie könne man da behaupten, die Mehrheit der Rumänen in Deutschland komme aus Polen?

Besonders reserviert steht Warschau einer von Bonn offenbar beabsichtigten Rücküberstellung von rund 50.000 Altfällen gegenüber. Koszłowski bemängelte, daß nicht gesagt werden konnte, wie sich diese Zahl auf welche Nationalitäten verteile und wieviele davon illegal über die Grenze gekommen seien. Jedenfalls sei es nicht als normal anzusehen, wenn man jetzt Menschen, die jahrelang in Deutschland und dort im Asylverfahren gewesen seien, nach Polen ausweisen wolle, weil sie vor Jahren illegal über die polnische Grenze gekommen seien. Ohne genauere Spezifizierung und Begründung erscheint aus polnischer Sicht die von Bonn offenbar angestrebte Rückübernahme von 50.000 Altfällen als eine Polen einfach zudiktierte Quote.

Wenn die geplante neue deutsche Asylregelung in Kraft ist, würden Asylbewerber, die über Polen nach Deutschland einzureisen versuchen, dorthin zurückgeschickt, weil sie in Polen schon als vor Verfolgung sicher gelten. Die polnische Sorge ist, daß sie dann in Polen „hängenbleiben“, weil die weitere Rückführung in das vorhergehende Durchgangsland oder in das Herkunftsland sich nicht ermöglichen läßt. Derzeit hat Polen mit Rumänien keinen Rücknahmevertrag. Auch mit den Durchgangsstaaten Ukraine, Slowakei und Tschechische Republik, über die rumänische Staatsbürger nach Polen zur Weiterreise nach Deutschland kommen, gibt es keine Rückführungsabkommen. Bis jetzt fehlt überdies in Polen selbst jede Infrastruktur für Abschiebeverfahren.

Sollten aber von Deutschland zurückgewiesene oder zurückgeschickte Asylbewerber in größerer Zahl in Polen Flüchtlingsstatus und Aufenthaltsrecht beantragen, so ist das Land darauf nicht vorbereitet. Es erscheint zudem fraglich, ob die nötigen Kapazitäten so schnell geschaffen werden könnten, wie dies dann nach dem deutschen Asyländerungszeitplan erforderlich wäre. Es gebe eigentlich keine Asylpraxis in Polen, leitete der polnische Flüchtlingsbevollmächtigte Koszłowski auf der Stuttgarter Akademie-Tagung seinen Vortrag ein. Bis heute hatte man es lediglich mit einigen hundert Fällen zu tun, da Polen für Asylbewerber in aller Regel bloß Durchgangsland war. Die Kapazität der kleinen polnischen Flüchtlingsbehörde wird von Gottfried Köfner vom zuständigen Regionalbüro des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen für Flüchtlinge auf maximal 100 Fälle pro Monat ge-

schätzt. Auch seien die Unterbringungsmöglichkeiten sehr begrenzt, wobei ferner berücksichtigt werden müsse, daß medizinische und soziale Dienste am Rande des Kollapses stünden.

Deutschland hat Polen zur Bewältigung des reexportierten Asylbewerberproblems Hilfe angeboten. Aber Polen, das machte Koszłowski klar, will nicht Verhandlungen, die gleich mit dem Ende anfangen, also der Erörterung der Hilfe, während die Rückübernahme der Flüchtlinge im Umfang der deutschen Vorstellungen als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt würde.

Da die geplanten deutschen Asylrechtsänderungen eigentlich nur noch bei illegaler Einreise und Verhehlung des Einreisewegs eine Chance lassen, ins deutsche Asylverfahren zu kommen, wird künftig der Grenzüberwachung entscheidende Bedeutung zukommen. Dies aber hat in einem Europa, das gerade erst die stark gesicherten Grenzen der kommunistischen Staaten losgeworden ist, nicht nur einen praktisch-technischen Aspekt. Wo werde die „neue Mauer“ in Europa entstehen, an der deutsch-polnischen, an der polnisch-ukrainischen oder an welcher Grenze sonst, fragte rhetorisch, und wohl nicht zufällig das Wort „Mauer“ verwendend, der polnische Bevollmächtigte für Flüchtlinge.

Erik-Michael Bader

Die Tagungsreferate sind zwischenzeitlich – zusammengefaßt mit denen der Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1992 und ergänzt durch (sonst teilweise nur schwer zugängliche) Abkommenstexte – in einem Sammelband veröffentlicht:

Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher (Hrsg.), Asyl nach der Änderung des Grundgesetzes. Entwicklungen in Deutschland und Europa. Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht. Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1994.

Asyl in Polen: Fragen – Probleme – Perspektiven

Konsultation für Journalisten und Experten im deutschen Asylrecht

24.–28. Februar
Warschau
32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Klaus Barwig

Gesprächspartner:
Oberst Pulkownik Adamczyk, Warszawa
Prof. Dr. Witold Benedyktowicz, Warszawa
Daniel Endres, Warszawa
Roman Jasica, Warszawa
Tomasz Kuba Koszłowski, Warszawa
Gabriel M. Kula, Warszawa
Dr. Irena Lipowicz, Katowice
Bischof Dr. Majewski, Warszawa
Oberst Wojciech Tycinski, Warszawa
Irena Wojcicka, Warszawa
Prof. Dr. T. Zielinski, Warszawa
Prof. Dr. Jerzy Zimowski, Warszawa

Im Anschluß an die Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht veranstaltete die Akademie in Zusammenarbeit mit dem Flüchtlingsbeauftragten der polnischen Regierung eine Studienreise für Asylrechtsfachleute und Journalisten, um vor Ort am Beispiel Polens die Problematik des sog. sicheren Drittlandes zu studieren und mit den Verantwortlichen zu diskutieren. Der folgende Text stammt aus einem Reisebericht von Dr. Monika Bethscheider, Mitarbeiterin bei der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer und ihrer Familien. Die Reise ist in einem Materialdienst der Akademie (Nr. 2/93: Asyl in Polen) dokumentiert.

Der gemeinsame Gesetzentwurf von CDU/CSU, FDP und SPD, mit dem der Asylkompromiß der Parteien vom 06.12.1992 umgesetzt werden soll, sieht u. a. vor, daß das Grundrecht auf Asyl nicht für Personen gilt, die aus einem „sicheren Drittstaat“ in die Bundesrepublik Deutschland eingereist sind oder einreisen wollen.

Art. 16a Abs. 2 zufolge kann sich auf den jetzt noch uneingeschränkt geltenden Satz „Politisch Verfolgte genießen Asyl“ künftig nicht mehr berufen, „wer aus einem Mitgliedstaat der Europäischen Gemeinschaften oder aus einem anderen Drittstaat einreist, in dem die Anwendung des Abkommens über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten sichergestellt ist“. Dem Gesetzentwurf vom 09.02.1992 zufolge gelten als sicheres Drittland (neben den o. g. EG-Mitgliedsstaaten): Österreich, Polen, die Schweiz und die Tschechische Republik.

CDU/CSU und FDP halten darüber hinaus im Gesetzgebungsverfahren die Prüfung erforderlich, ob auch Finnland, Norwegen, Schweden sowie Ungarn und die Slowakische Republik in die Liste aufgenommen werden sollen. Die Aufnahme Ungarns und der Slowakischen Republik wird damit begründet, daß sich einerseits Ungarn zur Drehscheibe von Flüchtlingsströmen entwickle und daß andererseits die Tschechische Republik zu einer Vereinbarung mit der Bundesrepublik nur dann bereit sei, wenn auch ihre Nachbarstaaten in ein System wechselseitigen Ausgleichs eingebettet sind. Zu den skandinavischen Staaten führte der Bundesinnenminister die mit diesen Ländern bestehenden Fährverbindungen an (vgl. Gerd Wartenberg, Vorlage für die Sitzung des SV und der Fraktion am 01.02.1993).

Asylsuchende, die über sichere Drittstaaten in der Bundesrepublik angelangt sind, können an der Grenze abgewiesen, illegal über einen sicheren Drittstaat Eingereiste zurückgeschoben werden (§ 18 Abs. 2 bzw. § 19 Abs. 3). Die Bundesrepublik Deutschland selbst fällt damit als Asylland für Personen, die auf dem Landweg kommen, faktisch aus; sie ist von sicheren Drittländern entfernt. Insofern ist es von erheblicher Bedeutung für Flüchtlinge, ob sie in den von der Bundesregierung als sicher angenommenen Staaten auch wirklich Schutz, d. h. ein faires, nach Maßgabe rechtsstaatlicher Mindeststandards durchgeführtes Asylverfahren und gesellschaftli-

che Bedingungen erwarten dürfen, die ihnen für den Fall ihrer Anerkennung eine dauerhafte Lebensperspektive eröffnen.

Wieviele Menschen nach einer Änderung des Art. 16 2.2 GG auf Polen zukommen werden, ist ungewiß. Gegenwärtig reist ein erheblicher Teil derjenigen, die in der Bundesrepublik Asyl beantragen, über Polen ein. Polen ist ein wichtiges Transitland in Richtung Westen. Wie sind seine Voraussetzungen als Asylland?

Flüchtlingzahlen/Unterbringung

Die Migrations- und Flüchtlingsfrage ist für Polen ein neues Problem. Bislang sind die Flüchtlingszahlen vergleichsweise gering; ca. 1.500 Asylbewerber/innen werden derzeit mit staatlicher Hilfe versorgt. Etwa 900 Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien sind in Südpolen untergebracht. Rechtliche Grundlage ihres Aufenthalts ist eine bilaterale Vereinbarung zwischen der bosnischen Regierung und Polen, die auf den 31.03.1993 befristet ist. Probleme tun sich jetzt auf, da ein Teil der Flüchtlinge in die Heimat zurückgehen, ein anderer Teil aber in Polen bleiben und eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis erhalten will. Wie die Entscheidung darüber ausfallen wird, war zum Zeitpunkt unseres Besuches noch offen.

Die Flüchtlinge werden großteils in Feriensiedlungen untergebracht; eine davon sowie ein Heim in Otwock konnten wir besichtigen. Erstere bietet Platz für ca. 300, letztere für ca. 250 Personen, die dort auch gepflegt werden und ein Taschengeld von ca. DM 20,- im Monat erhalten. Die Asylsuchenden unterliegen weder einer Residenzpflicht noch einem Arbeitsverbot, jedoch ist es angesichts der gegenwärtig schlechten wirtschaftlichen Situation Polens äußerst schwierig für Flüchtlinge, Arbeit zu finden.

Gemeinde- und Stadtverwaltung wurden rechtzeitig von der geplanten Belegung der Feriensiedlung mit Flüchtlingen in Kenntnis gesetzt; fremdenfeindliche Übergriffe gab es bislang nach Auskunft einer Mitarbeiterin des Büros für Migration und Flüchtlingsfragen nicht.

Im Jahr 1992 sollen ca. 532 Personen einen Asylantrag gestellt haben; im Januar 1993 wurden 173 neue Anträge registriert. Nach Auskunft des Warschauer UNHCR-Vertreters sind derzeit rd. 300 Anträge unerledigt.

Die Herkunftsländer der Asylsuchenden sind neben dem

ehem. Jugoslawien vor allem GUS-Staaten (Armenien, Moldavien, Usbekistan), aber auch der Nahe Osten und afrikanische Länder.

Bei weitem nicht alle, die nach Polen einreisen, beantragen den Flüchtlingsstatus; die Mehrzahl kommt mit dem Wunsch, nach Westen weiterzureisen oder zu Arbeitszwecken. So befinden sich z. Zt. zahlreiche Staatsangehörige der ehemaligen Sowjetunion in Polen, die dort auf den „Russensmärkten“ Handel treiben (ähnlich den „Polenmärkten“ in der Bundesrepublik).

Rechtliche Regelungen

Artikel 68 der polnischen Verfassung räumt Bürgern anderer Staaten und Staatenlosen das Recht auf Asyl ein. Von diesem Grundsatz ausgehend, regelt Artikel 10 des Ausländergesetzes, daß die Entscheidung über die Feststellung der Flüchtlingseigenschaft vom Innenminister in einvernehmlicher Abstimmung mit dem Außenminister zu treffen ist; Asylanträge können bei den polnischen Konsulaten im Ausland oder bei der polnischen Polizei gestellt werden.

Polen hat die Genfer Flüchtlingskonvention 1991 ratifiziert und den Artikel 10 des Ausländergesetzes dahingehend ergänzt, daß der Flüchtlingsstatus entsprechend der GFK bestimmt und auch über diesen Status von Innenministerium und Außenministerium gemeinsam entschieden wird.

Schriftliche Ausführungsbestimmungen, ein Asylverfahrensgesetz gibt es jedoch nicht. Wer den Flüchtlingsstatus beantragen will, wendet sich an das Büro für Migration und Flüchtlingswesen, das dem Innenministerium zugeordnet und für die rechtliche Abwicklung der Asylverfahren zuständig ist.

Dieses Büro begann seine Arbeit 1991 mit 19 Angestellten; seit Februar 1993 sind dort 36 Personen beschäftigt, von denen vier für die Bearbeitung von Asylanträgen zuständig sind. Bislang reichte diese Ausstattung; – da aber eine nachhaltige Erweiterung des Umfangs an qualifiziertem Personal kurzfristig nicht möglich sein wird, sieht das Amt sich schon aus diesem Grunde außerstande, in naher Zukunft zehntausende Asylanträge zu bearbeiten. Nach offizieller Auskunft dauern die Verfahren derzeit 2–6 Monate; im persönlichen Gespräch wurde der Fall eines Äthiopiens benannt, der bereits seit über 10 Monaten auf eine Entscheidung wartet.

Nach Auskunft des Warschauer UNHCR-Büros wurden 1992 84 Fälle positiv entschieden, in denen bereits eine Mandatsbescheinigung des Hohen Flüchtlingskommissars vorlag (formal mußte das Asylverfahren nochmals durchlaufen werden). 119 Anträge wurden negativ entschieden; dies betrifft vor allem Anträge von russischen und litauischen Staatsangehörigen.

Da kein klar geregeltes Asylverfahren existiert, gibt es bislang auch keine entsprechend spezialisierten Anwältinnen und Anwälte in Polen. Flüchtlinge können sich durch die Helsinki-Stiftung beraten lassen, die diese Tätigkeit auf der Grundlage eines Vertrages mit UNHCR seit Ende 1992 durchführt. Die Mitarbeiter/innen der Stiftung haben Zugang zu den Unterkünften der Asylsuchenden und können sie bei der Antragsstellung unterstützen. Ob sie auch bei der Anhörung durch das Amt für Migration und Flüchtlingswesen anwaltliche Funktionen übernehmen dürfen, ist ungeklärt.

Wer als Flüchtling im Sinne der GKF anerkannt wurde, erhält einen Reisepaß und die unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Dies ist der einzige Aufenthaltsstatus, den das polnische Ausländerrecht kennt. Er beinhaltet die Gleichstellung von ausländischen und polnischen Staatsangehörigen mit Ausnahme von drei Punkten: dem Wahlrecht, der Wehrpflicht und der Auflage, vor dem Ankauf von Immobilien die Zustimmung des Innenministers einzuholen.

Diese großzügige Regelung war bislang unproblematisch; bei stark erhöhten Zugangszahlen wird sie jedoch nicht aufrecht zu erhalten sein.

Wieviele Flüchtlinge jährlich illegal über Polen in die Bundesrepublik einreisen, weiß niemand genau. Polnische Schätzungen bewegen sich in der Höhe von 30.000 bis 33.000 Fällen. Die von deutscher Seite benannte Anzahl von ca. 100.000 illegalen Grenzübertritten weist man entschieden zurück unter Hinweis darauf, daß die gemeinsame Grenze auf polnischer Seite weitaus besser bewacht werde als auf deutscher Seite; nach Auskunft des polnischen Grenzschutzes stehen 2.500 polnischen Grenzschützern auf deutscher Seite nur etwa 600 Beamte gegenüber.

Für Polen wird es künftig verstärkt darauf ankommen, neben der Westgrenze nach Deutschland vor allem die östliche Grenze zu bewachen, um die illegale Immigration in das eigene Territorium zu drosseln. Für afrikani-

sche und asiatische Staaten wurde inzwischen die Visumspflicht eingeführt; gegenüber den südöstlichen Nachbarn jedoch sind die Bestimmungen bis jetzt noch recht liberal: Es genügt in der Regel eine Einladung; rumänische Staatsangehörige müssen zusätzlich den Betrag von 100 US-Dollar vorweisen können. Für die Zukunft ist eine neue Art von Einladungen geplant, die fälschungssicher und für Rumänien, Bulgarien, das ehemalige Jugoslawien und die GUS-Staaten obligatorisch sein sollen.

„Übereinkommen betreffend die Rückübernahme von Personen mit unbefugtem Aufenthalt“

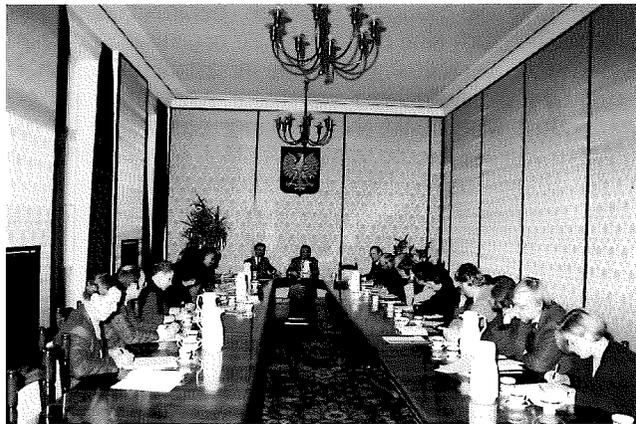
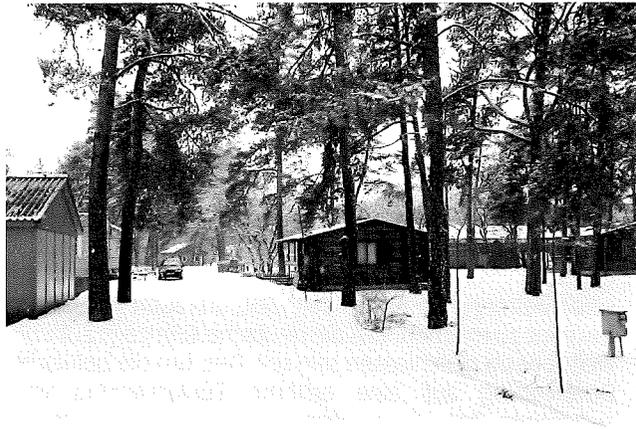
Im März 1991 schloß Polen das sog. „Rückübernahmeabkommen“ mit den Schengen-Staaten Belgien, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und den Niederlanden.

Dieses Abkommen wurde am 11. Dezember 1991 durch eine Absprache ergänzt, derzufolge nicht nur jeweils eigene Staatsangehörige im Falle eines illegalen Grenzübertritts bzw. unbefugten Aufenthaltes binnen 4 Wochen (diese Frist kann auf Antrag verlängert werden) zurückgenommen werden müssen, sondern auch Drittstaatsangehörige; Artikel 2 Abs. 1 bestimmt: „Die Vertragspartei, über deren Außengrenze die Person eingereist ist, die im Hoheitsgebiet der ersuchenden Vertragspartei die geltenden Voraussetzungen für die Einreise oder den Aufenthalt nicht mehr erfüllt, übernimmt auf Antrag dieser Vertragspartei formlos diese Person.“

Damit ist Polen verpflichtet, Personen zurückzunehmen, die ohne gültiges Visum über seine Grenze in die Bundesrepublik eingereist sind. Dies ist bei einem beachtlichen Anteil derjenigen der Fall, die in Deutschland Asyl suchen wollen.

Polen verfügt nicht über vergleichbare Abkommen mit seinen südöstlichen Nachbarn; es ist darüber hinaus das einzige osteuropäische „sichere Drittland“, mit dem ein

*Flüchtlingslager im Wald von Otwock
Kinderbetreuung im Flüchtlingslager Dębak
Gespräch im Innenministerium
Pressekonferenz im Außenministerium
Gespräche beim Ökumenischen Rat der Kirchen
und beim polnischen Roten Kreuz*



entsprechender Vertrag besteht. Die sich daraus für die Zukunft ergebenden Belastungen sind bislang noch nicht überschaubar.

Polen ist dem Übereinkommen unter den Bedingungen des Artikels 16 GG beigetreten; das Inkrafttreten von Artikel 16a dürfte die Situation verändern.

Jede Vertragspartei kann das Übereinkommen „aus wichtigem Grunde“ suspendieren oder kündigen (Artikel 9 Abs. 1). Es ist aber nicht davon auszugehen, daß die polnische Regierung von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wird. Die Unterzeichnung stand im Zusammenhang mit der Einführung der Visumsfreiheit für polnische Staatsangehörige; zudem wird der Vertrag mit den Schengen-Staaten von polnischer Seite als ein Schritt in Richtung auf die Europäische Gemeinschaft bewertet, den man nicht gefährden will.

Soziale Lage

Im ersten Jahr nach der Wirtschaftsreform bis 1991 sanken die Realeinkommen in Polen um 24 %, die Tendenz ist weiter negativ. Zugleich stieg der Anteil der Sozialleistungen am Gesamtvolumen der staatlichen Ausgaben auf rd. 20 %; Kürzungen sind nicht möglich, denn das Lebensstandardniveau liegt ohnehin niedrig. Ende 1992 gab es rund 2,5 Mio. Arbeitslose, von denen über 50 % Frauen und rund 30 % unter 35 Jahren waren. Die Arbeitslosigkeit beträgt im Durchschnitt 14 %, regional bis zu 40 %. Gab es 1989 noch rund 600.000 Sozialhilfeempfänger, so sind es heute 2 Mio. (mit Familienangehörigen 7 Mio.). Zur Zeit leben in Polen rund 200.000 Menschen ohne Anspruch auf Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe; bis Ende 1993 wird ein Ansteigen dieser Zahl auf 600.000 angenommen. Die Arbeitslosenunterstützung liegt bei 35 % des Durchschnittslohnes, das sind knapp 90.000 Złoty. Demgegenüber werden die monatlichen Aufwendungen für einen Flüchtling zwischen drei und fünf Mio. Złoty beziffert.

Angesichts der Erfahrungen in der Bundesrepublik ist unschwer vorstellbar, welche Probleme unter diesen schlechten wirtschaftlichen Voraussetzungen auf die junge polnische Demokratie zukommen. Für den Fall, daß die Flüchtlingszahlen mit einem Mal drastisch steigen, befürchtet das Mitglied der deutsch-polnischen Parlamentariergruppe, die Abgeordnete Irena Lipowicz, den Sturz der Regierung der amtierenden Minister-

präsidentin Hanna Suchocka. Auch Kirchenvertreter warnen vor einer Überforderung der polnischen Gesellschaft und der Gefahr von Xenophobie und Antisemitismus.

Folgerungen

Ein stets wiederkehrendes Argument der polnischen Seite war, daß die Probleme, die durch eine Änderung des deutschen Asylrechts auf das Land zukommen, mit Geld allein nicht zu lösen sein werden. Eine zentrale Rolle spielt vielmehr der Faktor Zeit: Zeit, um auch im Ausland bekannt zu machen, daß die deutsche Grenze in Zukunft weitgehend geschlossen sein soll; Zeit, um die polnische Bevölkerung auf eine erhöhte Zuwanderung vorzubereiten; Zeit, um ein Asylverfahrensrecht zu entwickeln und die nötigen Experten heranzubilden; Zeit schließlich, um eine personelle wie organisatorisch hinreichende Verwaltung und eine Infrastruktur zu schaffen, die die Aufnahme von mehr Asylsuchenden ermöglicht. Man denkt an Übergangsregelungen für die Dauer von 2–3 Jahren, die erforderlich sein werden, um den geänderten Bedingungen Rechnung zu tragen.

Die polnischen Gesprächspartner zeigten Verständnis für die Situation des deutschen Nachbarn, der mit einer wachsenden Anzahl von Asylsuchenden konfrontiert ist. Zugleich machten sie unmißverständlich klar, daß man nicht bereit ist, ca. 50.000 Altfälle aufzunehmen, die die Bundesrepublik nach Polen zurückschicken will. Für diese Fälle der Vergangenheit will Polen nicht zuständig sein – für die Zukunft fordert es einen fairen Lastenausgleich, z. B. in Form einer Flüchtlingsquote.

Ähnlich äußerte sich der Vertreter des UNHCR, der ebenfalls mit der geplanten Änderung des deutschen Asylrechts überrascht worden war. Auch er plädiert dafür, Störungen des Aufbauprozesses in Polen zu vermeiden. Selbstverständlich müsse man auch hier Flüchtlinge aufnehmen – im Rahmen des Möglichen.

Vereintes Deutschland – schwere Zeiten für Fremde?

Studienreise für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas-Sozialdienste für Flüchtlinge

20.–27. März
Sachsen
38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:

Klaus Barwig
Markus Günter, Freiburg i. Br.
Karl-Hans Kern, Stuttgart

Referentinnen/Referenten:

Herr Backe, Dresden
Prof. Dr. Walter Friedrich, Leipzig
Erich Iltgen MdL, Dresden
Peter Kober, Dresden
Bernward Kreutzkam, Bautzen
Herr Kutschke, Dresden
Prof. Dr. Wolfgang Marcus MdL, Pirna
Dr. Otte, Görlitz
Karen Popandopoulos, Görlitz
Heiner Sandig MdL, Dresden
Herr Schlenker, Dresden
Frau Strzoda, Dresden

Uwe Renz, Journalist beim Regionalrat Stuttgart, begleitete die Reisegruppe und schilderte seine Eindrücke in einer mehrteiligen Serie im Katholischen Sonntagsblatt:

Fluchtpunkt „Wilder Osten“

Schwere Zeiten für und mit Fremden im vereinten Deutschland

In Sachsen verläuft die Grenze zwischen reich und arm. Vornehmlich Flüchtlinge aus südosteuropäischen Ländern versuchen, ihrer Armut mit dem Schritt

über die deutsch-polnische oder deutsch-tschechische Grenze zu entkommen. Wenn arm und reich aufeinanderstoßen, dann gibt es Probleme. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart hat Caritas-Sozialarbeiter/innen bei einer Studienreise durch Sachsen Gelegenheit gegeben, sich über die Situation von Flüchtlingen im vereinten Deutschland zu informieren. KS-Mitarbeiter Uwe Renz war dabei und berichtet in einer vierteiligen Serie.

Folge 1

Ausländerfeindlichkeit ohne Ausländer

Sachsen ist nicht beliebt, jedenfalls nicht bei Ausländern. Flüchtlinge meiden das Partnerland Baden-Württembergs. Die meisten zieht es nach dem Über-treten der tschechischen oder polnischen Grenze ins Innere der Bundesrepublik. Erst dort stellen sie den Asylantrag und werden ihren Unterkünften zugewiesen. In Sachsen hält sie nichts. In dem Freistaat sind Asylbewerber in schlecht ausgestatteten Heimen untergebracht, es gibt neben Kost und Logis nur 60 Mark Taschengeld im Monat. Wegen der hohen Arbeitslosenquote von realistisch gesehen über 40 Prozent gibt es keine Jobs, von sozialer Betreuung kaum eine Spur.

Wie zu DDR-Zeiten sind in Sachsen nach wie vor nur ein Prozent der vier Millionen Einwohner Ausländer. Die Ausländerfeindlichkeit ist demnach drastisch angestiegen. Ausländerfeindlichkeit praktisch ohne Ausländer? Es klingt paradox, ist aber laut neuester soziologischer Studien so. „Wirklichkeit und subjektives Empfinden stimmen nicht überein“, weiß Heiner Sandig, CDU-Landtagsabgeordneter und Sachsens Ausländerbeauftragter. Für den evangelischen Pfarrer ist diese Schizophrenie kein Wunder. In Ostdeutschland gehe derzeit ein Prozeß vonstatten, der „die Grenze des menschlich Erträglichen berührt“, hält Sandig fest. Arbeitslosigkeit drückt aufs Gemüt, die Wende hat bisherige Werte ersatzlos über Bord geworfen, die Hoffnungen auf die perfekte West-Welt sind enttäuscht worden. Die gastarbeitenden Ausländer, von denen die Allgemeinheit zu DDR-Zeiten profitierte, waren hochwillkommen. Heute begegnen die Ausländer den Einheimischen als Personen, die etwas wollen. Das ist für die Bewohner der ehemaligen DDR neu. „Wir waren von der großen Welt abgeschnitten, die DDR war seit je provinziell“, meint der Politiker. Trotz aller Probleme wehrt sich Heiner Sandig vehe-

ment gegen das Urteil, die Sachsen seien von Hause aus ausländerfeindlicher als Bürger anderswo. „Die Ausschreitungen von Hoyerswerda und Rostock haben Sachsen zu Unrecht als gewalttätigen Winkel bekanntgemacht“, beteuert Sachsens Ausländerbeauftragter. Er hofft, daß eine demnächst geplante „Primitiv-Informationskampagne“ ein Erfolg wird. Sie soll mit Einfachst-Sätzen in großbuchstabigen Zeitungsanzeigen wie „Kein Ausländer nimmt einem Deutschen einen Arbeitsplatz weg“ das Klima verbessern. Denn mit fein differenzierten Argumenten ist Sandig bisher nicht weit gekommen. Ausländerfeindlichkeit kommt aus dem Bauch.

Den Köpfen der Politiker soll bald das neue Asylbewerber-Leistungsgesetz entspringen. Bisher arbeitet das Land Sachsen nur auf der Basis einer Verwaltungsvorschrift. Das Gesetz soll die Fragen von Zuweisung, Unterbringung und sozialer Betreuung regeln. Denn in sächsischen Asylheimen wird nicht betreut, sondern bewacht. Das neue Gesetz sieht wenigstens eine Betreuung mit dem Schlüssel 1:1000 vor. Im Vergleich zu Baden-Württemberg, wo der Schlüssel etwa bei 1:300 liegt, ein Tröpfchen auf dem heißen Stein.

Symbol für Zerstörung und Neuanfang, die Dresdner Frauenkirche. Sie fiel am 13. Februar 1943 dem Bombenhagel zum Opfer. Der ehemals größte evangelische Kirchenbau Eruopas mit einer 95 m hohen Kuppel soll wieder Blickfang an der Elbe werden. Die Dresdner wollen die rund 200 Millionen teuren Restaurierungsarbeiten mit internationaler Unterstützung bis zum 800-Jahr-Jubiläum im Jahr 2006 beendet haben.



Im sächsischen Landtag in Dresden empfing Landtagspräsident Erich Iltgen (Mitte) die Caritas-Sozialarbeiter/innen aus Baden-Württemberg, die auf Einladung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eine Studienreise durch Sachsen bewältigten. Auf dem Podium von links: Caritas-Flüchtlingsreferent Karl-Hans Kern vom Caritasverband Rottenburg-Stuttgart, Akademiereferent Klaus Barwig, Präsident Erich Iltgen und der sächsische Ausländerbeauftragte Heiner Sandig.



Grenzschutz steht Flüchtlingen hilflos gegenüber

Horst Römer von der Grenzstation Oberwiesenthal ist ein reicher Mann, verglichen mit seinem Kollegen auf der tschechischen Seite. Grenzschützer Römer verdient das zehnfache mit seiner Arbeit an der Grenze zwischen arm und reich. Und so wundert sich der 52jährige Polizist auch nicht, daß es viele Menschen von Ost nach West zieht. Knapp 600 illegale Grenzübertritte hat er im vergangenen Jahr auf der 140 Kilometer langen Strecke an der grünen Grenze bei Oberwiesenthal registriert. Die Dunkelziffer schätzt der stellvertretende Dienststellenleiter um mindestens das Dreifache höher. „Das Gelände ist trotz Streifengängen, Infrarotferngläsern und Hubschraubereinsätzen nicht zu überwachen“, zieht der aus dem Westen „ausgeliehene“ Beamte sein Fazit.

Das wissen auch die Flüchtlinge. Sie huschen des Nachts über die Grenze und versuchen, möglichst schnell ins Innere Deutschlands zu gelangen. Werden sie von Grenzschützern erwischt, lassen sie sich wieder zurückschicken. „Manchmal greifen wir sie am selben Tag wieder auf“, sagt der Grenzer Römer. Nur mit Romas aus Rumänien wird anders verfahren. Für sie gilt das Rückführungsabkommen zwischen Deutschland und Rumänien. Die Flüchtlinge müssen von Berlin zurück nach Bukarest fliegen. Dieses Versteckspiel ist für beide Seiten bedrückend. Gewinner sind nur die Schlepper und Schleuser, denen sich die Flüchtlinge anvertrauen. „Die meisten sind äußerst brutal, da zählt nur das Geld, es werden Summen bis zu 3000 Mark bezahlt“, berichtet Horst Römer und gesteht, daß die Polizei an die Hintermänner in den Organisationen nicht rankommt.

Die Stimmung unter den Bewohnern des Grenzgebietes ist schlecht. Denn nach der Wende ist die Kriminalitätsrate drastisch gestiegen. Es ist kein Einzelfall, daß jemand abends nach Hause kommt und das Haus geplündert ist. Diebe und Hehler, darunter auch deutsche Kriminelle, machen die Beute im Osten zu Geld. Nachts werden schlafende Bürger überfallen, gestohlene Autos über die Grenze verschoben, Schmuggelbanden gehen ihrem Geschäft nach. „Inzwischen läuft hier jeder zweite mit einem Ballermann rum“, hat Horst Römer beobachtet. Mit einem mulmigen Gefühl sieht er den Drang von Bewohnern des Grenzgebiets, Bürgerwehren zu gründen. Als fatal be-

zeichnet er den Aufruf des sächsischen Innenministeriums, 3000 Zivilisten sollten sich als Grenzhelfer melden: „Das kann nicht gut gehen, diese Leute haben nicht die Ausbildung, um mit den Flüchtlingen korrekt umzugehen.“

Wie soll's weitergehen? Das weiß auch der Grenzbeamte nicht. Nur so viel sagt er: „Wenn das Flüchtlingsproblem nicht gelöst wird, dann wird das Folgen für die innere Sicherheit in Deutschland haben.“ Mit polizeilichen Mitteln jedenfalls sei das Problem nicht in den Griff zu bekommen, auch nicht mit einer Änderung der Gesetzeslage. Denn am Wanderungsdruck werde sich nichts ändern. Römer schließt sich den Forderungen der Caritas-Sozialarbeiter nach weiteren Zuwanderungswegen neben dem Asylrecht an. In Holland habe man mit der Einführung etwa eines Touristenstatus gute Erfahrungen gemacht. „Die Welt brennt rund um uns herum, die Flüchtlingszahlen werden weiter steigen“, prophezeit der Grenzbeamte.



Grenze zwischen arm und reich: Die Neisse bei Görlitz trennt Flüchtlinge vom erträumten Paradies. Doch diese grüne Grenze ist leicht zu überwinden. Trotz Einsatz des Bundesgrenzschutzes gelingt es den Menschen aus dem Osten, über Flüsse, Eisenbahnbrücken und Wälder in den Westen zu gelangen.



In der Zentralen Aufnahmestelle für Asylbewerber (ZAST) in Chemnitz herrscht Andrang. Aus den Notunterkünften in der Umgebung, die Tag und Nacht geöffnet sind, werden die Flüchtlinge in Bussen hergeführt. Innerhalb eines Tages nehmen die ZAST-Mitarbeiter die Daten der Bewerber auf. Es mangelt an Personal. Trotz hoher Arbeitslosigkeit sind die meisten Chemnitzer nicht bereit, einen Finger für Asylbewerber zu rühren.

Folge 3

Anwälte der Fremden auf schwachen Beinen

Karen Popandopoulos kämpft einen einsamen Kampf. „Ich fühl' mich schon als Alibifigur“, räumt die Ausländerbeauftragte der Stadt Görlitz ein. Auf Drängen der katholischen Kirche wurde diese Stelle nach der Wende eingerichtet. Doch die mit einem Griechen verheiratete deutsche Frau ist hilflos, bei Verwaltung und Stadtparlament beißt sie mit ihren Verbesserungsvorschlägen auf Granit. „Es ist schlimmer als in der ehem. DDR, da hat man auf Anfragen wenigstens noch Antworten bekommen“, beklagt die Ausländerbeauftragte der 70 000-Einwohner-Stadt an der polnischen Grenze. Heute fühlt sie sich kaltgestellt.

„Ausländerfreundlich ist hier niemand“, sagt Karen Popandopoulos frank und frei. Ausländer sind die Sündenböcke für Arbeits- und Perspektivenlosigkeit, der Neid ist groß. Im städtischen Asylheim, einem ehemaligen Kindergarten, herrschen unerträgliche Zustände. Von Sozialarbeit könne dort keine Rede sein, versichert die Ausländerbeauftragte. Eine private Gesellschaft betreibt das Heim, das 140 Plätze bietet.

Das Haus ist aber nur zur Hälfte belegt, die meisten Flüchtlinge machen einen großen Bogen um die sächsischen Asyl-Einrichtungen. Das Haus werde nicht betreut, sagt Popandopoulos, allenfalls bewacht. Die Anwältin der Fremden klagt über die ungenügende Ausbildung der Mitarbeiter: „Da werden Heimbewohner mit Du angeredet, Türen ohne Anklopfen geöffnet, das Essen ist unvorstellbar monoton, einseitige Bevorzugungen schüren den Haß.“ Wenn die Ausländerbeauftragte von der Arbeit der Caritas-Sozialarbeiter aus dem Westen hört, dann gehen ihr die Augen auf. „In Sachen Sozialarbeit leben wir am Ende der Welt, es fehlen einfach die Strukturen, die Sozialgesetze werden nicht beachtet“, zieht sie ihr Fazit.

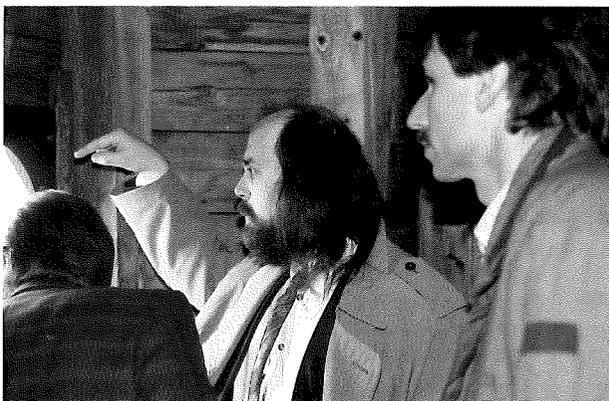
Wenn die Görlitzer Ausländerbeauftragte an die Zukunft denkt, wird ihr mulmig. Jetzt schon bezeichnet sie Eigentumsdelikte, Übergriffe, Schmuggel und Menschenhandel an der Grenze als Riesenproblem. „Es dürfte noch schlimmer kommen“, orakelt sie. Denn die Politiker erweckten den Eindruck, daß sich mit einer Änderung des Asyl-Artikels 16 die Situation an der Grenze entspannen werde. „Wenn sich das bald als Irrtum herausstellt, dann wird das neue Gewaltbereitschaft schüren“, prophezeit die Görlitzer Ausländerbeauftragte.

Was sie denn tun würde, könnte sie schalten und walten wie eine Monarchin, wird Karen Popandopoulos gefragt. Sie zuckt ratlos mit den Schultern. Wenig-

Karen Papadopoulos ist die Ausländerbeauftragte der Stadt Görlitz an der polnischen Grenze. Ihre Arbeit ist hart. In Verwaltung und Stadtparlament stößt sie mit ihren Forderungen nach besseren Bedingungen für Flüchtlinge gegen Mauern.



stens dem Personal des Bundesgrenzschutzes müßte erstmal der Rücken gestärkt werden, damit es die schlimmen Erlebnisse an der Grenze besser bewältigen könne, meint sie. Dann müßte den Herkunftsländern der Flüchtlinge besser geholfen werden, „denn niemand verläßt ohne Not seine Heimat“. Und die Zusammenarbeit mit der polnischen Seite könnte verbessert werden, etwa mit „Info-Bussen“. Damit könnte den Roma bereits auf polnischer Seite klargemacht werden, daß im Westen kein Wunderland auf sie warte. Dieser Glaube ist offensichtlich da. Immerhin griff der Bundesgrenzschutz 1992 mehr als 7.500 illegale Grenzgänger bei Görlitz auf, darunter allein 5.200 mit rumänischem Paß. Und die Dunkelziffer setzen die Grenzschützer hoch an.



Folge 4 (Schluß)

Wenn aus Asylbewerbern „Illegale“ werden

Das Asylrecht wird mißbraucht. Armutsflüchtlinge aus Rumänien, Bulgarien oder den ehemals sowjetischen Republiken haben gar keine andere Möglichkeit, als sich ausschließlich über das Asylrecht Zugang zum reichen Westen zu verschaffen. Sie müssen also das Asylrecht mißbrauchen, wenn sie vor der Armut fliehen wollen. Andere Wege gibt es für sie (noch) nicht. Was den baden-württembergischen Flüchtlings-Experten(innen) der Caritas in der Theorie längst klar war, an der Grenze zu Polen und Tschechien haben sie das Elend vor Augen – und werden nachdenklich. Denn es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Asylrecht geändert sein wird. Werden damit die Probleme mit Armutsflüchtlingen gelöst sein?

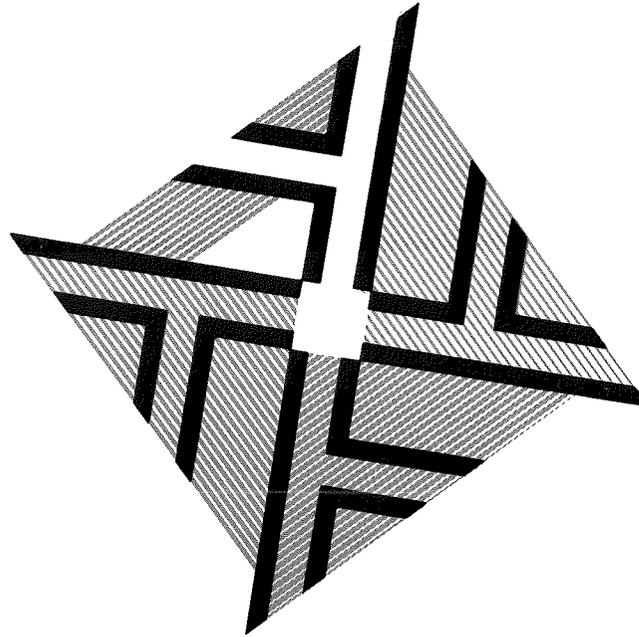
Von Verträgen mit Drittländern, von Rückgabe-Abkommen, beschleunigten Verfahren und Einschränkung der Aufnahmezahlen versprechen sich die Politiker ein Nachlassen des Flüchtlingsdrucks. Doch Karl-Hans Kern, Flüchtlingsreferent der Diözese Rottenburg-Stuttgart, ist skeptisch. „Der Wanderungsdruck wird nicht nachlassen, statt Asylbewerbern werden wir in den kommenden Jahren verstärkt illegale Zuwanderer haben“, sagt er voraus. Solange Menschen vor Krieg und ethnischen Säuberungen, vor Menschenrechtsverbrechen, wegen politischer und wirtschaftlicher Perspektivlosigkeit ihre Heimat verlassen müßten, würden sie gen Westen ziehen.

Bereits jetzt müsse sich die Caritas darauf einstellen und Konzepte für die Sozialarbeit entwerfen, fordert der Flüchtlingsreferent. Denn Sorge um Menschen, die es offiziell gar nicht gibt, das ist für Sozialarbeiter hierzulande etwas ganz Neues. Kern prophezeit gar, daß die Probleme mit illegalen Zuwanderern weit größer sein werden als die gegenwärtigen mit Asylbewerbern.

Kirchliche Sozialarbeit im Pionierstadium: Bernward Kreuzkam ist noch nicht lange Sozialarbeiter bei der Caritas in Bautzen. Gelernt hat er das Fach Zerspanungstechnik. Nach einer Kurzausbildung als Sozialarbeiter kam er zum Caritasverband.

Stützpunkt für die reisenden Caritas-Sozialarbeiter(innen) aus Baden-Württemberg war das Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz bei Bautzen, benannt nach dem Patron des Bistums Dresden-Meißen. Die Diözese ließ das ehemalige Rittergut für bisher zwölf Millionen Mark zu einer Bildungsstätte ausbauen; der Umbau geht weiter.

AKADEMIE
DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART



AKADEMIEFEST
9. JUNI 1993

SOMMERFEST
25. JUNI 1993

Sommerfeste Hohenheim und Weingarten

Katholisches Sonntagsblatt Nr. 27, 4.7.1993

„Zurück ins zweite Glied“

Ein Ex-General, der Krieg in Bosnien und Bonns Rolle auf internationalem Parkett

Für ein Zurücktreten Deutschlands in das zweite Glied der Völkergemeinschaft hat der ehemalige Nato-General Gerd Schmückle plädiert. Dem Trend in der Bonner Außenpolitik, deutsche Soldaten vermehrt in die Krisengebiete der Welt zu entsenden, erteilte er eine deutliche Absage. „Kriege müssen dort bleiben, wo sie sind“ und auf keinen Fall eine europäische Dimension erhalten, sagte Schmückle beim Sommerfest der Diözesanakademie in Stuttgart-Hohenheim. Dies gelte besonders für den Bürgerkrieg in Bosnien. Die Oberhirten der drei dort vertretenen Religionsgemeinschaften forderte er auf, ihre spirituelle Ausstrahlung dafür einzusetzen, daß „zumindest die religiösen Konflikte abgebaut werden“.

Als besorgniserregend bezeichnete Schmückle den gegenwärtig zu erkennenden Stimmungsumschwung in der deutschen Bevölkerung. Die Jahrzehnte des kalten Krieges seien noch von Antikriegsdemonstrationen geprägt gewesen. Dagegen hege sich heute kaum Protest, wenn deutsche Soldaten in den Krisengebieten der Welt ihr Leben aufs Spiel setzten. Nach der Wiedervereinigung sei Deutschland zwar größer, keineswegs aber stärker geworden. Nachlassender Wohlstand und innere Instabilität sprächen dagegen, sich ausgerechnet jetzt einen „Platz am Tisch der Großen“ zu suchen. Mit dem Vorwurf, die deutsche Außenpolitik habe mit der raschen Anerkennung der neuen Balkanrepubliken den Konflikt unnötig verschärft, habe diese bereits die erste Zeche für ihr weltweites Engagement bezahlen müssen.

Den Volksgruppen in Bosnien empfahl Schmückle, eine eigene Lösung zu finden und sich nicht einseitig in die Abhängigkeit westlicher Staaten zu begeben. Deren Wankelmut beruhe im übrigen auf einer uneinheitlichen „Konstellation der Sympathie“, die aus der Geschichte herrühre. So tue sich etwa die angel-

sächsische Welt traditionell schwer mit Kroatien, das nicht erst seit dem Zweiten Weltkrieg als „deutscher Vorposten“ gelte.

Als „Tiefpunkt der europäischen Moral“ bewertet Schmückle laufende Aktionen, bei denen moslemische Flüchtlinge nach Pakistan verschifft werden, um dadurch Hotelbetten für Westtouristen frei zu bekommen.

Ein militärisches Eingreifen des Westens in Bosnien hält Schmückle derzeit für „unmöglich“. In einem zum Partisanenkampf ausgebildeten Land, in dem noch dazu der Mob regiere, würde seiner Meinung nach ein solcher Einsatz den Krieg nur noch verschlimmern. Stattdessen empfahl er, den Krieg „von innen her ausbrennen zu lassen“, so schmerzlich dies auch klinge. Die Situation der Zivilbevölkerung müsse mit „spektakulären humanitären Hilfsaktionen“ und durch ein vielfach vergrößertes UN-Truppenkontingent gelindert werden. Auch könne er sich eine internationale Eingreifgruppe von Freiwilligen vorstellen, die in der Lage wäre, unabhängig von den nationalen Interessen der jeweiligen Herkunftsländer unter UNO-Kommando zu operieren.

Schwäbische Zeitung, 11.6.1993

„Kirchenoberhäupter sollten in Sarajevo für den Frieden beten“

Weingarten - Für den Aufbau einer Europaarmee mit einem Europäer als Oberkommandierenden hat sich General a.D. Gerd Schmückle in Weingarten ausgesprochen. In einer Rede beim diesjährigen Akademiefest der Diözese Rottenburg-Stuttgart sagte der ehemalige Vier-Sterne-General, in den übrigen Weltregionen sei entsprechend zu verfahren. Schmückle: „Die USA müßten dann nur noch dort eingreifen, wo die regionalen Armeen erfolglos bleiben.“

Die Existenz einer von den europäischen Ländern geschaffenen Europaarmee würde nach Ansicht Schmückles deren Politiker auch mehr dazu zwingen, sich vor allen Dingen in Krisenfällen auf eine gemeinsame politische Linie zu einigen. Negativ bewertete er die Leistungen bisher bestehender politischer Bündnisse zur Krisenbeseitigung in Europa: „Die Europäische Gemeinschaft, die Westeuropäische Union und die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa sind gar nicht in der Lage, Krisenmanagement zu leisten.“

Kritisch setze sich der der General auch mit dem Verhalten der Europäer im Jugoslawienkonflikt auseinander („Nach dem Ende des Kommunismus ist diese Region für den Westen nicht mehr strategisch bedeutsam“) und mahnte, auf die dort kämpfenden „unglücklichen Völkerschaften nicht mit dem Finger zu zeigen“. Die derzeitige Krise auf dem Balkan sei schließlich Ergebnis der „europäischen Großmachtspolitik der letzten 150 Jahre. Für die Völker dort endet erst jetzt der Zweite Weltkrieg“.

„Was ich mir wünschen würde“, so schloß Schmückle, „wäre dieses: Die Oberhäupter der katholischen Kirche, des Islam und der serbisch-orthodoxen Kirche sollten nach Sarajevo gehen, ohne eine Begleitung durch UNO-Soldaten, und sie sollten dort gemeinsam für Frieden und Versöhnung beten.“

Unser Gast beim Akademiefest Gerd Schmückle, General a.D.

Gerd Schmückle, Jahrgang 1917, im Krieg zuletzt Major und Abteilungskommandeur, danach Landwirt auf väterlichem Hof im Allgäu, zugleich Agrarjournalist. 1956 Eintritt in die Bundeswehr, Referatsleiter Innere Führung des Heeres, dann Sprecher des Bundesverteidigungsministers Franz Josef Strauß, Teilnehmer am Nato Defence College in Paris, Militärberater des deutschen Natobotschafters Professor Wilhelm Grewe in Paris und Brüssel, Stellv. Divisions-, später Korpskommandeur, Stellv. Vizechef der alliierten Operationsabteilung, Direktor des Internationalen Militärstabes in Brüssel, erster deutscher Stellvertreter des Obersten Alliierten Befehlshabers für Europa, Alexander Haig (Vier-Sterne-General). Seit 1947 ununterbrochen publizistisch tätig, seit 1980 freier Journalist. Verheiratet, 3 Kinder, 4 Enkelkinder.



AKADEMIEFEST 9. JUNI 1993

ab 17.30 Uhr Treff im Foyer des Hauses

18.00 Uhr Begrüßung der Gäste im Großen Saal
Akademiendirektor Dr. Gerhard Furtak

Musik

18.15 Uhr „Rede des Tages“
Deutsche Sicherheitspolitik
nach dem Kalten Krieg
Genf / Bonn / K - General a D
Meyer

Musik Guo Yinbo
Andreas Baumann,
Klavier und Cembalo
Albrecht Volz,
Maultrommel und Vibraphon

Anschließend (ab ca. 19.30 Uhr) wird
Sie eingeladen zu einem sommer-
lichen Abend im Haus und im Park
Akademie zum Essen und Trinken
zur Begegnung mit Freunden und
Bekanntem

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!





SOMMERFEST
25. JUNI 1993



20 Jahre Tagungshaus Weingarten

Abend der Begegnung und Information

7. Oktober
Weingarten
178 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Dr. Gebhard Fürst
Rainer Öhlschläger

Am 23. Juni 1973 wurde die „Außenstelle“ der Akademie in Weingarten gegründet. Ein kleines Jubiläum also: 20 Jahre Tagungshaus der Akademie in Oberschwaben. Was in Stuttgart seinen Anfang nahm, hat sich in der Zwischenzeit bewährt. Anlaß genug, anhand eines kleinen historischen Rückblicks das Selbstverständnis der Akademiearbeit einem breiteren Publikum zu erläutern.

Aus dem Festvortrag von Direktor Fürst

Wir leben in einer Welt, die sich in dramatischen Umbrüchen befindet. Die kriegsähnlichen Zustände der vergangenen Tage in Moskau stehen uns vor Augen. Sie haben Rußland hart an den Abgrund eines Bürgerkrieges geführt. Auf dem Balkan tobt ein entsetzlicher Bürgerkrieg. Menschen, die vorher in friedlicher Nachbarschaft zusammenlebten, töten und quälen sich gegenseitig auf unvorstellbar grausame Weise. – Das sind Ereignisse, die uns auf eindringlichste Weise vorführen, wie wenig selbstverständlich es ist, in einer Gesellschaft zu leben, die von Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit und humaner Kultur geprägt ist.

Offensichtlich sind das Güter, die nicht ein für allemal gesichert sind, sondern die immer wieder neu errungen und neu gestaltet werden müssen.

Auch unsere eigene Gesellschaft in Deutschland befindet sich in keiner einfachen Situation. Die Probleme werden uns täglich vor Augen geführt. Ausländische Mitbürger müssen sich unter uns fürchten. Viele Menschen verlieren ihre Arbeit: im Osten Deutschlands noch mehr als im Westen. Viele bereichern sich – andere verarmen. Eine vom deutschen Caritasverband in Auftrag gegebene Untersuchung spricht von wachsender Armut mitten in einem der reichsten Länder dieser Welt. Fast ein Drittel unserer Mitmenschen droht ausgegrenzt zu werden. Den Politikern wird immer weniger zugetraut, mit den Problemen fertig zu werden. Ernstzunehmende Menschen sprechen von wachsender Entsolidarisierung der Menschen unserer Gesellschaft. Der soziale Friede scheint gefährdet. Und das nur gemeinsam mögliche Wohl verlieren wir aus dem Blick.

Wir können diese nur skizzenhaft angedeutete Situation bei uns und um uns herum nicht als passive Zuschauer betrachten. Wir sind alle herausgefordert, so wie ein jeder, eine jede, das kann, an seinem Ort seinen Beitrag zu leisten.

„Wer an den Dingen seiner Stadt keinen Anteil nimmt, ist nicht ein stiller Bürger, sondern ein schlechter.“
(Perikles)

Dieses Wort des großen Redners und Staatsmanns der Bürgerschaft von Athen scheint mir heute genauso gültig wie damals. Wer an den Dingen seiner Gesellschaft, an dem, was um ihn herum, um uns herum geschieht, keinen Anteil nimmt, im kleinen wie im großen keinen Anteil nimmt, der ist nicht ein stiller Bürger, sondern ein schlechter.

Was hat dies mit dem 20jährigen Bestehen des Tagungshauses Weingarten unserer Akademie zu tun? Ich meine sehr viel. Vielleicht gelingt es mir, das zu zeigen. Behalten Sie bitte das einleitend Gesagte als Hintergrund meiner Ausführungen zu *Identität, Selbstverständnis und Arbeitsweise der Akademie*.

Die Frauen und Männer, die die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart gegründet haben, ließen sich leiten von der Einsicht, Anteil nehmen zu sollen an den Dingen ihrer Gesellschaft. Sie wollten in den Jahren nach dem Zusammenbruch der Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg nicht beseite stehen, sondern gestaltend mitwirken an der Entstehung einer neuen humanen, sozialen und gerechten Gesellschaft. Sie wollten dies als Bürger einer sich erneuernden Gesellschaft. Dies ist der Auftrag der Akademie bis heute.

Aber diese Akademie ist doch keine politische, sondern eine kirchliche Akademie, der Frohen Botschaft des Christentums verpflichtet, werden einige einwerfen. Es muß ihr doch – um es in religiöser Sprache auszudrücken – um die Heiligung der Menschen und der Welt gehen. Nicht umsonst sprechen wir heute von Evangelisierung. Was bedeutet dies für kirchliche Akademiearbeit? Ich zitiere hierzu einige Sätze des Neutestamentlers Gerhard Lohfink. Er schreibt zur Heiligung der Welt: „Heiligkeit umfaßt nach der Bibel immer auch die gesellschaftlich soziale Dimension, die untrennbar mit der Personalität des einzelnen verknüpft ist. Heilig muß nicht nur das Herz des Menschen sein, heilig müssen auch die Lebensverhältnisse, die sozialen Strukturen und die Formen der Umwelt sein, in denen der Mensch lebt und in denen er sich ständig selbst entwirft.“ (Ders.: *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?* Herder, 1982, Seite 157)

Die Gründer der Akademie hatten gewiß auch dies im Blick. Die beiden von mir angeführten Zitate von Perikles, dem Griechen, bis Lohfink, dem Christen, benennen die zwei Brennpunkte der Ellipse des Selbstverständnisses der Akademiearbeit: Engagement als Christ und als Bürger im Interesse der Gesellschaft, in der wir als Kirche, als Gottes Volk von heute leben.

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart besteht heute seit 43 Jahren. Im Februar 1951 nahm sie – bezeichnenderweise mit einer Tagung für „Persönlichkeiten des politischen Lebens“ – ihre Arbeit auf. Das damalige Grundanliegen der christlich motivierten Mitgestaltung an einer humanen Gesellschaft und Kultur besteht bis heute fort.

VOM ERSTEN IMPULS ZUM GEGENWÄRTIGEN PROFIL

Eine erfolgreiche Initiative „von unten“

Impulsgeber für den Akademiegedanken waren engagierte katholische Christen, die sich seit 1946 als Politiker, Publizisten, Bürgermeister, Landräte und Ministerialbeamte etc. in der Thomas-Morus-Gesellschaft zusammengefunden hatten. Die Synode der Diözese Rottenburg nahm 1950 diesen Impuls und viele andere Anregungen und Eingaben mit gleicher Zielsetzung auf und beschloß die Errichtung einer Akademie, *um die Herausforderungen der Zeit angemessen aufgreifen zu können, an den gesellschaftlich-kulturellen Prozessen teilzuhaben und als Kirche in der Welt von heute Neuland zu betreten*. So heißt es dort sinngemäß. Deshalb sollte die Akademie eine *Stätte lebendiger Begegnung von Kirche und Welt* sein und eine ebenso kritische wie inspirierende Wechselwirkung zwischen diesen beiden Polen stimulieren.

Im Laufe der Jahre wurden unter der überwölbenden Kurzformel *„Lebendige Begegnung von Kirche und Welt“* Ideen entwickelt, die die Arbeit der Akademie und damit die Tagungsarbeit auch dieses Tagungshauses der Akademie in Weingarten prägen.

Diese Leitideen werde ich Ihnen, meine Damen und Herren, als Selbstverständnis der Akademie kurz vorstellen. Ich bitte Sie, dies zu hören und zu beurteilen auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Erfahrungen, die ich eingangs kurz angesprochen habe. Aber natürlich auch auf dem Hintergrund unserer Situation in der Kirche.

Erste Leitidee: Die Akademie als Ort des Dialogs

Für die originäre Zielsetzung, eine *„lebendige Begegnung von Kirche und Welt“*, zu verwirklichen, orientiert die Akademie sich an der *Leitidee des Dialogs*. Für die hochdifferenzierte Gesellschaft von heute ist die Praxis des Dialogs ebenso wie für die durch die Polarität von Vielheit und Einheit geprägte Kirche mit ihrem ökumenischen Auftrag notwendiger denn je. *„Der heutige Dialog ist“* – nach Karl Rahner, einem der bedeutendsten Theologen dieses Jahrhunderts – *„nicht nur dadurch charakterisiert, daß die Dialogpartner verschiedener Ansicht sind, entgegengesetzte Standpunkte vertreten, sondern im voraus dazu dadurch, daß keiner mehr alles weiß*

schwerpunkten und Konzentration auf bestimmte Themenbereiche möglich.

Seit mehreren Jahren vollzieht sich deshalb in den elf verschiedenen Referaten der Akademie der Prozeß einer thematischen Schwerpunktbildung und der sich daraus ergebenden kontinuierlichen Arbeit an diesen Schwerpunkten.

So kann die Akademie aus den verschiedenen Dimensionen der differenzierten und pluralen Welt zeitgenössisches Wissen, Bewußtsein und Lebensgefühl in den kirchlichen Binnenraum hineintransportieren, um Kirche fähig zu machen, in der Welt von heute die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie mit Sachverstand glaubwürdig und überzeugend aus dem Geist des Evangeliums im Interesse von Mensch, Gesellschaft und Schöpfung zu handeln.

Solchen Wissenstransfer in die Kirche hinein fordert bereits das II. Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution von 1966: „Die Erfahrungen der geschichtlichen Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen menschlichen Kulturen liegen, ... gereichen auch der Kirche zum Vorteil. Zur Steigerung dieses Austausches bedarf die Kirche vor allem in unserer Zeit mit ihrem schnellen Wandel der Verhältnisse und der Vielfalt der Denkweisen der besonderen Hilfe der in der Welt Stehenden, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werk ist, wirklich verstehen, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt.“ (Art. 44) Oder anders, säkularer formuliert: „Wenn man die Lage der Menschheit nicht versteht, muß jede Liebe zur Sentimentalität werden.“ (M. Machovec, 1988) Aber die Sachkompetenz ermöglicht der Akademie auch, in den säkularen Bereichen als Gesprächspartner ernstgenommen zu werden. *Sachkompetenz ermöglicht der Akademie, ausgehend von ihrer christlich-kirchlichen Identität, hineinzusprechen in die verschiedenen Lebensbereiche der Welt, der Kultur, der Wirtschaft und der Gesellschaft von heute. Die Akademie kann so Mitgestalterin des Raumes der Freiheit sein.*

DIALOG NACH AUSSEN - DIALOG NACH INNEN

Zum Abschluß zitiere ich den Bischof unserer Diözese aus seinem Grußwort zum 40. Geburtstag der Akademie 1991. Er schreibt rückblickend auf den Anfang 1951:

„Die Erfahrung und die Sachkompetenz der in verschiedenen Aufgabenbereichen und Berufsfeldern tätigen Christen erhielt in der Kirche einen neuen Ort, dessen Stellenwert heute noch höher als damals eingeschätzt werden muß.“ Und er fährt bezogen auf heute fort: „Nur so können die großen ethischen Fragen unserer Zeit, die sozialen und wirtschaftlichen Probleme, mit denen sich die Menschen derzeit konfrontiert sehen, aus dem Horizont der christlichen Frohbotschaft sachkundig und hilfreich zugleich aufgegriffen werden.“

Die Akademie leistet dadurch einen doppelten Dienst. Einen Dienst an der Gesellschaft, denn sie bringt das ethische, humane und religiöse Potential des Christentums ins öffentliche Gespräch ein. Und sie leistet einen Dienst an der Kirche, indem sie „weltlichen Sachverstand“ in den kirchlichen Binnenraum hereinvermittelt und so die christliche Verkündigung fähiger macht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie im Licht des Evangeliums glaubwürdig und mit Aussicht auf Akzeptanz zu deuten.“ (Bischof W. Kasper)

Auch deshalb muß „die heutige Kirche – mehr als je zuvor – Kirche eines echten Dialoges sein“ (Johannes Paul II., 1980). Dieser Wunsch, der die Intention des Konzils fort schreibt, verlangt – ich zitiere die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums – „daß wir *vor allem in der Kirche selbst*, bei Anerkennung aller rechtmäßiger Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden“ (Gaudium et Spes).

Dies wollen wir immer wieder aufs Neue versuchen. Nur wenn wir innerkirchlich überzeugend den Dialog verwirklichen, können wir auch in Redlichkeit in den Dialog mit den verschiedenen Bereichen unserer Lebenswelt eintreten, um den christlichen Beitrag zu leisten zu den kleinen und großen Fragen unserer Zeit, die uns gegenwärtig bedrängen und herausfordern.



Der Leiter des Weingartener Tagungshauses, Rainer Öhlschläger, verfaßte anlässlich des Jubiläums einen historischen Abriß über die Entstehung des Akademiegedankens und kam dabei zu interessanten Ergebnissen:

Freier geistiger Tauschplatz

Der Akademiegedanke stammt aus Oberschwaben

Manchmal spielt der Zufall mit, und man entdeckt Interessantes. Dr. Klaus Koziol, Leiter der Fachstelle für Medienarbeit der Diözese, schlägt vor, die Akademie solle doch Ernst Michel eine Tagung widmen, das würde sich lohnen, schließlich hätte dieser in den Kriegsjahren auch schon in Oberschwaben eine Akademie ins Leben gerufen, und Herr Koziol liefert gleich eine Kopie einer Schrift aus dem Jahre 1946 mit dem Titel „Die Gründung der Gesellschaft Oberschwaben in Aulendorf“ (Ernst Klett Verlag Stuttgart) mit, aus der alles rekonstruiert werden kann. Schon wieder diese Akademie in Oberschwaben! Unser früherer Kollege Dr. August Heuser hatte diese Quelle bereits entdeckt, doch niemand ist der gedanklichen und persönlichen Verbindung zu unserer Akademie nachgegangen. Der Frankfurter Moraltheologe Prof. Dr. Johannes Hoffmann zeigt eine Spur in seiner Laudatio auf Prof. Dr. Alfons Auer anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch den Fachbereich Katholische Theologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt im Jahr 1993. Alfons Auer, der erste Direktor unserer Akademie, sei durch seine Begegnungen mit Theodor Steinbüchel und Ernst Michel in der Deutung seiner lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit der Kirche beeinflusst worden.¹ Ernst Michel, Laien-theologe, Sozialanthropologe, später Psychotherapeut, Verfechter einer *wirklichkeitsoffenen Katholizität*, schrieb regelmäßig in der Rhein-Mainischen Volkszeitung, einem Publikationsorgan für aktuelle Zeitfragen, das bei der katholischen Jugend und dem jungen Klerus Anklang fand und zu deren Lesern in den Jahren 1933 bis 1938 auch Alfons Auer gehörte. In den Kriegsjahren kam es dann zu persönlichen Begegnungen, als Ernst Michel regelmäßig beim Katholischen Bildungswerk in Stuttgart referierte. Vieles, was Ernst Michel als zur Vermittlung zwischen Evangelium, Kirche, Gesellschaft und Kultur



angestoßen hat, wurde später von Alfons Auer in sein theologisches Konzept integriert.² In einer umfassenden Arbeit über Ernst Michel findet sich der Hinweis auf die Bedeutung Michels als Wegbereiter eines „personal-existentialen Ethos in relationaler Autonomie“ und damit der Bezug zu Auers Konzept der „Autonomen Moral“. Diese Bezüge seien sowohl systematisch als auch historisch lohnend weiterzuverfolgen.³ Die Spur vom ersten Akademiedirektor zum „Frankfurter Kontext“ um Ernst Michel, Martin Buber, auch Walter Dirks, um zwei weitere wichtige Namen zu nennen, ist also gelegt. Aber wo ist die Beziehung zu Oberschwaben? Wir finden unter den Publikationen von Ernst Michel eine Schrift mit dem Titel *Renovatio*, die als Verlagsort Aulendorf bezeichnet⁴, und wir lesen im Klappentext: „Es ist kein Zufall, wenn die *Renovatio* als erste Veröffentlichung der Oberschwäbischen Akademie erscheint. Will doch die Akademie als freier geistiger Tauschplatz und Sammelpunkt solchem Denken und Forschen dienen, das auf geschichtliches Handeln und konkrete Verwirklichung gerichtet ist. Ernst Michel legt mit seinem Buch den Weg frei für die Verwirklichung des Christlichen in unserer Zeit.“ (S. 119) Es gab also eine Oberschwäbische Akademie. Sie war eine Einrichtung der Gesellschaft Oberschwabens mit Sitz in Aulendorf, und in deren Verlag konnte Ernst Michel sein Konzept zur Zwiesprache zwischen Kirche und Welt darlegen. Bei näherem Hinsehen entdeckt man ein theologisch begründetes Akademiekonzept, in den Wirren des Krieges formuliert und praktiziert, das unmittelbar nach dem Krieg in Aulendorf auch institutionalisiert wurde. Mehrere Jahre vor der Gründung der ersten katholischen und evangelischen Akademien entdecken wir nun eine christliche Akademie in freier Trägerschaft. Das hat nicht nur Bedeutung für Oberschwaben, das muß auch ein Kapitel sein in der Geschichtsschreibung über die Akademien in der Trägerschaft der verfaßten Kirchen. An dieser Stelle kann nur die Quelle kurz beschrieben werden, um auf die lohnende wissenschaftliche Arbeit hinzuweisen: Ernst Michel, die Gesellschaft Oberschwabens und die Akademie Aulendorf. Zur Gründung der Gesellschaft Oberschwabens ist eine Schrift erschienen, die die Reden der Gründungsveranstaltung vom 27. April 1946 im Schloß Aulendorf wiedergibt.⁵ Es sprachen an diesem Tag der damalige Präsident des Staatssekretariats Tübingen, Staatsrat Prof. Dr. Karl (Carlo) Schmid („Lob Oberswa-

bens“), und der Rektor der Universität Tübingen, der oben erwähnte katholische Theologe Prof. DDr. Theodor Steinbüchel („Die Krise des heutigen Menschen“). Dr. Felix Messerschmid berichtete über die Gründungs-idee und über die Vorgeschichte.⁶ Danach war alles der Initiative des Buchhändlers Josef Rieck zu verdanken, der sich kurz vor dem Krieg in Aulendorf niederließ, um eine Versandbuchhandlung zu eröffnen. Messerschmid schreibt: „...*Das Merkwürdigste jedoch ist die Art und Weise, wie hier der Handel mit Büchern, besser: die Vermittlung geistigen Gutes gehandhabt wurde. Nicht die Nachfrage bestimmte hier das Angebot, sondern es wurde zunächst das erscheinende Schrifttum geprüft und sortiert. ... Und nun vollzog sich gleichsam von selbst – freilich beabsichtigt und bewußt herbeigeführt – eine Auslese: Von überall her kamen Bestellungen, und das, was die einzelnen Besteller sich kommen ließen, ließ erkennen, wes Geistes Kind sie waren. Es ist kein Zufall, daß die Kundenkartei der Buchhandlung Rieck fast alle die Namen umfaßt, die später an der einzigen großen Widerstandsbewegung gegen die Tyrannis, die der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, führend und tragend beteiligt waren ... Darüber hinaus zog Herr Rieck Wissenschaftler zu Aussprachen dorthin, bei denen es darum ging, die geistige Situation, in der wir stehen, zu klären und die Aufgabe des geschichtlichen Augenblicks, in dem wir leben, zu umreißen. Insbesondere sind hier zu nennen die Namen von Professor Ernst Michel und von Joseph Bernhart. ... Es ist daher nur folgerichtig, daß schon bald nach dem Zusammenbruch die Landesverwaltung für Kultus, Erziehung und Kunst Herrn Rieck den Auftrag erteilt hat, in Aulendorf einen kulturellen Mittelpunkt zu schaffen. Die organisatorische Form, die diese Aufgabe bedingt, ist eine doppelte. Einmal wird hier Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen die Möglichkeit geboten werden, während eines Aufenthalts von längerer oder kürzerer Dauer die eigentlichen, wesentlichen Probleme ihres Fachgebietes zu formulieren, das erscheinende Schrifttum auf seinen Wesensgehalt zu prüfen und ihm gegebenenfalls auch Aufgaben zu stellen. Für diese Einrichtung wurde der Name „Akademie“ gewählt. Mag der Name für manche Ohren hochtrabend klingen – diese lockere Vereinigung von Wissenschaftlern stellt aber in der Tat eine Akademie im wirklichen und ursprünglichen Sinne dieses Wortes dar. Die Verwurze-*

lung dieses kulturellen Mittelpunktes mit dem Lande, in dem und für das er lebt, wird durch die „**Gesellschaft Oberschwaben**“ gewährleistet werden. Sie soll die maßgebenden Personen des Landes umfassen, die sich in Aulendorf in Arbeitskreisen zur Aussprache über ihr Lebensgebiet treffen können. „Akademie“ und „Gesellschaft“ sollen sich gegenseitig anregen und fördern.“⁷ Was wir heute mit *interdisziplinärem und interinstitutionellem Dialog* bezeichnen als Aufgabe der Akademie, formulierten Josef Rieck, Ernst Michel u. a. als „**freien geistigen Tauschplatz**“.⁸ Das ist Akademie. Während die Gründung der *Gesellschaft Oberschwaben* als Institution auf den 27. April 1946 datiert werden kann, beginnt die faktische Akademiearbeit nach Messerschmid schon früher: „Bei den ersten Zusammenkünften, die die Buchhandlung 1941 in Aulendorf mit Professor Ernst Michel und Dr. Joseph Bernhart veranstaltete, mündeten die aktuellen Fragen des geistespolitischen Widerstandes bald in die grundlegende, ohne die alle anderen Überlegungen nur Notbehelf bleiben: in die nach der menschlichen Existenz.“ Wir halten also fest: Zehn Jahre vor der offiziellen Gründung der ersten katholischen Akademie, der Akademie der Diözese Rottenburg, gab es in Aulendorf bereits faktisch Akademiearbeit mit christlich-anthropologischer Begründung, die sich heute noch gleich aktuell liest. Was in wenigen Jahren in Aulendorf stattfand, wer sich im Aulendorfer Schloß unter der Federführung des Buchhändlers Josef Rieck versammelte, ist geistesgeschichtlich und für die Geschichte der Akademie gleichermaßen interessant. Obwohl die Arbeit mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland schon wieder zu Ende ging, sind hier geistige Grundlagen erarbeitet worden, die für die gesellschaftliche Gestaltung der neuen Republik wirksam wurden, und was darüber hinaus für die Kirchen bedeutsam bleibt, hier wurde Christentum als gesellschaftsgestaltende Kraft dialogisch und undogmatisch ins Spiel gebracht. Gewissermaßen die letzte Akademietagung der *Gesellschaft Oberschwaben* befaßte sich vom 8. bis 10. Juni 1949 in Aulendorf mit den Themen „*Soziale Irenik. Die geistige Position der Gegenwart und die Möglichkeit des Zusammengehens in der praktischen Sozialgestaltung*“ (Referent: Prof. Dr. Müller-Armack, Münster), „*Christentum, Volksstaat und Flüchtlingsproblem*“ (Referent: Dr. Carl H. Müller-Graaf), und schließlich wurde die „*Bedeu-*

lung des Christentums für die Volkslehrerbildung“ diskutiert.⁹

Warum ging diese Arbeit so schnell zu Ende? Wahrscheinlich gibt es zwei Gründe: Zum einen wurden die Kräfte der beteiligten Persönlichkeiten beim Aufbau der gesellschaftlichen und politischen Institutionen zu sehr absorbiert, zum anderen mußte der organisatorische Motor, der Buchhändler Rieck, nach der Währungsreform schlicht an den Aufbau seines Geschäftes denken.¹⁰ Schade nur, daß diese hochinteressante Geschichte weitgehend in Vergessenheit geraten ist.

In letzter Zeit gibt es einige Versuche, an die Tradition der Aulendorfer Akademie und an die *Gesellschaft Oberschwaben* anzuknüpfen. Der ehemalige Ravensburger Oberbürgermeister Karl Wäschle, Vorsitzender des Regionalverbandes Bodensee-Oberschwaben, beschreibt anläßlich eines Festvortrages zum 10jährigen Bestehen dieses Verbandes ausführlich die Aulendorfer Aktivitäten, um danach die politische und kulturelle Entwicklung Oberschwabens zu charakterisieren.¹¹ Leider vergißt er, bei der Auflistung der kulturellen Einrichtungen Oberschwabens das Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu benennen, denn diese Akademiearbeit kommt mit Sicherheit dem Aulendorfer Akademiekonzept am nächsten.

Die ausführlichste aktuelle Aufarbeitung hat Oswald Burger in der Zeitschrift *Allmende* vorgelegt.¹² Burger ist Nachfolger des verstorbenen ehemaligen Landrates von Wangen, Dr. Walter Münch, als Leiter des *Literarischen Forums Oberschwaben*. Münch war wohl die Persönlichkeit, die der Region wie kein anderer einen kulturellen eigenen Charme gegeben hat. So ist zweifellos richtig, daß das *Literarische Forum Oberschwaben* in der Aulendorfer Tradition steht. Dafür steht die Person von Walter Münch, der bei der Gründung der *Gesellschaft Oberschwaben* als eines von 11 Kuratoriumsmitgliedern mitwirkte. Und wir fügen hinzu, der bis zu seinem Tod auch aktives Mitglied des Kuratoriums der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart war. Während vor allem durch die Beiträge von Burger und Wäschle die regionalkulturelle Bedeutung der Aulendorfer Akademie beschrieben ist, fehlt noch die mindestens so interessante Einordnung in den theologischen und kirchlichen Kontext. Ich möchte behaupten, daß Ernst Michel und die Akademie der *Gesellschaft Oberschwaben* zen-

tral in den Entstehungszusammenhang der kirchlichen Akademien gehört.¹³ Aulendorf war schon vor und unmittelbar nach dem Krieg eine offene katholische Akademie im besten Sinn. Das Themenspektrum ging von Verfassungsfragen (Kirche-Staat-Verhältnis) über die Architektur, Agrarreform, Sozialpolitik, Pädagogik bis hin zu einer Kirchenmusiktagung.¹⁴ Katholische Persönlichkeiten und Theologen wirkten in großer Zahl als Referenten und in den Gremien mit. Wir finden Namen der Professoren Steinbüchel, Stier, Fries, die Stadtpfarrer von Bad Buchau, Endrich, von Leutkirch, Schieber, von Stuttgart, Breucha, von Schwäbisch Hall, Hanßler; der Künstler Wilhelm Geyer war schon während des Krieges ebenso wie die Geschwister Scholl in Aulendorf, Domkapitular Storr aus Rottenburg war Referent (Kirche-Staat) wie Schwester Sophie vom Kloster Wald (Pädagogentagung zum Thema: *Weckung der Kritikfähigkeit*), um nur einige Namen zu nennen.¹⁵ Und nicht zuletzt Josef Rieck, der offiziell als Leiter der Akademie geführt wurde – wenn er nicht der erste katholische Akademiedirektor genannt werden sollte? Rieck wurde 1911 in Stuttgart geboren, studierte in Tübingen katholische Theologie, war Novize bei den Benediktinern in Neresheim und Neuburg, danach Lehrer in Brasilien, bevor er 1936 den Buchhandel erlernte, um 1939 in Aulendorf mit dem Versandbuchhandel zu beginnen. Josef Rieck und seine Frau Erika waren geprägt von den Theologen Carl Muth und Theodor Haecker sowie den anderen Reformkatholiken, deren Organ die Zeitschrift *Hochland* war. Hier finden sich die Bezüge zu dem Ulmer Kreis mit den Geschwistern Scholl, zu dem Rieck persönlichen Kontakt fand.¹⁶ Nicht umsonst finden wir eine der wenigen Würdigungen von Josef Rieck in einem Buch des Designers Otl Aicher, dem verstorbenen Mann von Inge Aicher-Scholl, die selbst auch schon in Aulendorf sehr aktiv mitwirkte.¹⁷ Josef Rieck starb bereits am 6. 1. 1970. Bis dahin war er Buchhändler. Einige Tübinger Theologen erinnern sich noch an ihn, weil er in Tübingen theologische Bücher anbot. Die Versandbuchhandlung wurde von seiner Frau Erika Rieck bis zu deren Tod im Jahr 1984 weiterbetrieben, danach von der Schwester Lore Rieck bis 1990.¹⁸

Anmerkungen

¹ Johannes Hoffmann (Hrsg.), *Wie kann Menschsein heute glücken? Alfons Auers theologisch-ethischer Beitrag zur Begegnung von Christentum und Moderne*. Frankfurt (Theologisch-ethische Werkstatt: Kontext Frankfurt; Bd. 3) 1993, S. 19

² ebenda, S. 26-28

³ Peter Reifenberg, *Situationsethik aus dem Glauben*. Leben und Denken Ernst Michels (1889-1964). St. Ottilien 1992

⁴ Ernst Michel, *Renovatio*. Zur Zwiesprache zwischen Kirche und Welt. Aulendorf 1947

⁵ Gesellschaft Oberschwaben (Hrsg.), *Die Gründung der Gesellschaft Oberschwaben in Aulendorf*. Stuttgart (Ernst Klett Verlag) 1946

⁶ ebenda, S. 5-20

⁷ ebenda, S. 6-9

⁸ ebenda, S. 12

⁹ Oswald Burger, *Ein freier geistiger Tauschplatz*. Der Beitrag der „Gesellschaft Oberschwaben“ zur gesellschaftlichen Erneuerung. In: *Allmende*, 38/39, 1993, S. 171-188, S. 183

¹⁰ ebenda

¹¹ Karl Wäschle, *Oberschwaben – von der Landschaft zum Regionalverband*. Unveröffentlichtes Manuskript 1993

¹² Oswald Burger, a. a. O.

¹³ Oft wird als Vordenker Romano Guardini genannt, gerade von Felix Messerschmid, der mit Ernst Michel in Aulendorf tätig war. Siehe Felix Messerschmid, *Die Geschichte der katholischen Akademien*. In: *HEB*, Bd 4, 1975, S. 209; siehe auch Gebhard Fürst, *Die Diözesan-Akademie in Stuttgart-Hohenheim*. Vorreiter in Deutschland. In: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte*, Band 7, Sigmaringen 1988, S. 151-174

¹⁴ Oswald Burger, a. a. O., S. 175ff.

¹⁵ Ich habe mit der Schwester von Josef Rieck, Frau Lore Rieck, gesprochen, die über den noch weitgehend unbearbeiteten Nachlaß verfügt. Sie erinnert sich auch an Alfons Auer.

¹⁶ siehe auch: Inge Aicher-Scholl, *Sippenhaft*. Nachrichten und Botschaften der Familie in der Gestapo-Haft nach der Hinrichtung von Hans und Sophie Scholl. Frankfurt 1993

¹⁷ Otl Aicher, *Innenseiten des Kriegs*. Frankfurt 1985, S. 152.

¹⁸ nach Oswald Burger, a. a. O., S. 185

Päpstlicher Orden für Elisabeth Plünnecke

13. März
Stuttgart-Hohenheim
175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Papst Johannes Paul II. hat der Stuttgarter Journalistin, Autorin und früheren stellvertretenden Direktorin der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Elisabeth Plünnecke den Orden „Pro ecclesia et pontifice“ verliehen. Die 72jährige wurde damit für ihre Verdienste um die Kirche ausgezeichnet. Den Orden überreichte am 19. März der Rottenburger Domkapitular Hubert Bour in der Akademie in Stuttgart-Hohenheim.

Die mit dem Kürzel „plü“ zeichnende Journalistin war nach ihrem Studium in München und Tübingen mehr als 20 Jahre Feuilletonredakteurin und -chefin der „Stuttgarter Nachrichten“. Sie gilt als Entdeckerin der Primaballerina Marcia Haydee, deren Talent sie bereits beim ersten Auftritt erkannte und beschrieb. 1969 wechselte sie zur Katholischen Akademie, die sie 1976/77 und 1985/86 kommissarisch leitete. Auf zahlreichen Gebieten arbeitete Elisabeth Plünnecke ehrenamtlich. Bis heute ist sie in der Erwachsenenbildung engagiert. 1988 wurde sie zur Vorsitzenden des Katholischen Deutschen Frauenbundes im Bistum Rottenburg-Stuttgart gewählt. Dieses Amt hatte sie bis 1992 inne. Zudem arbeitet sie in der Stuttgarter Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (CJZ) mit, deren katholische Vorsitzende sie mehrere Jahre war. Für ihre Verdienste um den Dialog zwischen den beiden Religionen wurde sie am 11. Januar 1993 im Stuttgarter Rathaus mit der Otto-Hirsch-Medaille ausgezeichnet. Seit 1959 gehört sie der Wohlfahrtsorganisation „Zonta“ an, deren Stuttgarter Präsidentin sie von 1982 bis 1984 war.

Aus der Rede von Domkapitular
Prälat Heinz Tiefenbacher:

„Aber zuweilen muß einer da sein, der gedenkt.“

A. Goes

Liebe Frau Plünnecke,
Dieses Motto Ihres und meines und unseres Akademie-Freundes Albrecht Goes stand oft schon in diesem Haus und Saal bei Festen und Feiern über den Feiernden und Festenden geschrieben, das Gedenken im Sinne der vergegenwärtigenden, lebendigen Memoria, des Andenkens und Eingedenkseins und auch im Sinne des andenkenden Denkens, des – ich sage es gleich von Anfang an dazu – herzlichen Dankes.

So folge ich „nur“ unserem gemeinsamen Meister Goes, noch ein paar getragene Sätze und „Versuche zu wecken, was sein könnte und zu sagen, was ist, vom Menschen so zu reden, daß er sich in seinem Teil vielleicht seinem besten Teil ermutigt fühlt“. Wie Sie sich und viele sich gefühlt (und auch ermutigt gefühlt) haben bei der (schon erwähnten) Feierstunde am 11. Januar im Stuttgarter Rathaus.

Möge es auch heute und hier in Ihrer und unserer Akademie so sein und gelingen. – Ich sage das auch im Geist und Sinn unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von damals und heute, namentlich auch im Einklang und Gleichklang mit unserem gemeinsamen Nachfolger, Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst, meines Kollegen, Prälat Bour, und allen Kolleginnen und Kollegen im Bischöflichen Ordinariat und besonders auch im Namen unseres Bischofs, Dr. Walter Kasper. „Wir sind darum entschlossen, Liebe und Dankbarkeit den bewahrenden Mächten entgegenzubringen, und auf ihre Dauer einige Zuversicht zu setzen.“ (Albrecht Goes)

Liebe Frau Plünnecke,
ich bin mir dabei wohl bewußt: „Beliebiges begleitet uns nicht. Unverbindliches hält keine Treue, Bildungserlebnisse – selbst die – verblassen. Die wahre Gabe der Bilder ist mehr als eine schmückende Beigabe zum Leben, sie ist wie Brot und Wein und ein Stück unseres Menschentums müßte verkümmern, wenn wir nichts wissen dürften von Gebild und Gestalt.“ (A. Goes, Vorwort: „Die guten Gefährten“)

Deshalb halten wir inne, wie die Rottweiler Madonna in

An- und Aufblick zum Ecce Homo, zum Bild des wahren und einzigen menschlichen Menschen, wie „die Mutter von der Augenwende“ – mehr als der und mehr als ein Augenblick. Wir schauen die Gestalt und das heißt Leib und Leben, Weg und Zeit und den Raum, in dem das Bild sich bildet, Form und Format und ganz besonders das Antlitz, die Person und Persönlichkeit. Einmalig, unverwechselbar, mit Namen eingetragen nicht nur in das Buch, sondern in die Handlinien Gottes geschrieben und gemalt. Charakteristisch geprägt, wieder-erkennbar, nicht zu durchschauen, aber einsehbar – anschaulich wie das Bild, das gefällt, das Frau Plünnecke gefällt: „Für mich, vielleicht auch für andere, eine Ermutigung, eine Hilfe, besser zu sehen.“ Das wär’s, wäre der Sinn – ich bin gewiß, gerade auch in Ihrem Sinn, liebe Frau Plünnecke, „besser sehen zu lernen“. Deshalb zitiere ich Sie an dieser Stelle und wenn schon, dann gleich ein Plünnecke-Bekenntnis und eine Plünnecke Kurz-Vita. Keine Angst, die Handschrift erkennen wir wieder und den Ton hören wir durch (und der macht ja die Musik):

„Ich liebe die Maler, die mit wenigen Mitteln, ohne Aufwand, ohne Tricks, wie hingespült, die Stimmung einer Stunde in die zwei Dimensionen eines weißen Papiers einfangen, so daß ich sie lange und immer wieder entdecken, anschauen, fühlen, riechen, schmecken und hören kann. Ich versuche, den wahrhaftigen Zauber mit Worten zu fassen: Für mich, vielleicht auch für andere, eine Ermutigung, eine Hilfe, besser zu sehen.“

Elisabet Plünnecke, geboren 1921 in Stuttgart, studierte in München und Tübingen Germanistik, Geschichte, Latein, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft und Philosophie; war dann 22 Jahre Feuilleton-Redakteurin der „Stuttgarter Nachrichten“, danach 17 Jahre stellvertretende Direktorin der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart; schrieb ein paar Bücher und viele Artikel und will im „Ruhestand“ das Nachdenken und Reden über Gott und die Welt nicht lassen.

„Ruhestand“, Sie haben’s fast gedacht, ist von und bei Frau Plünnecke mit Gänsefüßchen geschrieben; das „Nachdenken und Reden über Gott und die Welt“ freilich orthographisch und auch sonst gottlob groß!

Dazu zwei Lesefrüchte, die ich gerne gepflückt habe: „Nicht in die Psalmen muß ich mich verlieren können, sondern in die Tiefen Gottes selbst“ (Sr. M. Ruß) und „Man predigt eben mit der eigenen Lebensführung noch

überzeugender als mit Worten“. Denn „reden wir über Gott, so sagen wir entweder mehr als wir können oder weniger als wir sollten“. (H. W. Heidland) Ganz klar, daß wir uns damit auf ur-biblischem Grund befinden, in lebendiger jüdisch-christlicher Tradition, dem Felsgestein, das das Grundwasser vor dem Zerfließen und die Dünen vor dem Wandern bewahrt. „Christsein als Eingewurzeltsein im Judentum zu verstehen und zu besingen“, wie Frau Weiß es eindrücklich und einprägsam in ihrer „Laudatio“

*Domkapitular Prälat Heinz Tiefenbacher
Domkapitular Prälat Hubert Bour bei der Ordensverleihung*



sagen konnte und mir zu wiederholen erlaubt. Dieses Eingewurzelt- und Verwurzeltsein („nicht du trägst die Wurzel, die Wurzel trägt dich“), ist im Wortsinn „radikal“ zu verstehen; aber nicht nur radikal nach rückwärts gewandt und bodenfixiert, sondern fast noch radikaler nach aufwärts gewandt und dem offenen Himmel zugekehrt wie beim Aufblick und Anblick der Kuppel im Pantheon zu Rom – nach oben und von oben offen! Denn der Messias – und auch Jesus Christus – ist nicht nur der Gekommene, sondern auch der Kommende.“ (W. Beinert)

Es gilt deshalb, wie in Lk 8, 1–8 geschrieben steht – es ist mir heute erlaubt, die Übersetzung von Fridolin Stier zu lesen:

Und es geschah in der Zeit darauf: Die Heilsbotschaft vom Königtum Gottes verkündend und bringend zog er von Stadt zu Stadt und Dorf zu Dorf. Und mit ihm die Zwölf, samt einigen Frauen, die von bösen Geistern und von Krankheiten heil gemacht worden waren: Maria, gerufen Magdalena, von der sieben Abergelüste ausgefahren waren; Johanna, die Frau des Chuzas, eines Verwalters des Herodes; Susanna und viele andere, die ihnen mit ihrem Hab und Gut dienten.

Als aber viele Leute zusammenkamen und sie Stadt um Stadt ihm zuliefen, sprach er gleichnißweise: Der Sämann zog hinaus um seinen Samen zu säen. Und beim Säen fiel das eine an den Weg nebenhin. Es wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es weg. Und anderes fiel auf den Fels wuchs und verdorrte, weil es keine Feuchte hatte. Und anderes fiel mitten in die Disteln, und die Disteln, die mitwuchsen, erstickten es. Und anderes fiel auf die gute Erde, wuchs und brachte Frucht – hundertfältig. Das sagte er und rief aus: Wer Ohren hat, die hörend sind, höre!

Einmal ganz abgesehen davon – nein, ganz bewußt und ganz neu hingeschaut auf die Frauen: Maria – gerufene Magdalene –, Johanna, die Frau des Chuzas, Susanna und viele andere – hier scheint dieser gründende Felsgrund durch, eines Propheten Jeremia (4,3): „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen“ und eines Hosea (10,12): „Säet euch Gerechtigkeit, erntet Liebe, schafft euch Neuland“ – oder, wie Ben Chorin übersetzte: „Brechet euch eine neue Furche“. „Es ist Zeit, Jahwe zu suchen, bis er kommt und über euch Gerechtigkeit ausgießt.“

Und dazu noch die Mahnung des Rabbi Tarphon aus den

Sprüchen der Väter: „Es ist dir nicht gegeben, das Werk zu vollenden; aber du bist nicht frei davon, es zu beginnen“ (Abboth II, 21). Jetzt stehen wir wieder ganz klein da – wie wir oft in diesen Hallen (der Akademie) dastanden, in unzähligen Gesprächen mit Akademiebesuchern – Gott- und Welt-Suchern jeder Couleur und Grandeur, in Vorträgen, Colloquien, offenen und lauten Foren, „offenen“ und „geschlossenen Tagungen“, was immer das heißt in diesem offenen Haus und „wir haben keine Antworten, weil die Fragen sich über unsere Antworten hinaus weiterbewegt haben“. (D. Mieth) „Insofern die Sprache des Glaubens so sehr eine Sprache des Gottbesitzens geworden ist, ist sie nur noch im beredten Schweigen zu erinnern. Aber auch dieses Schweigen hindurch läßt sich wieder von einem Glauben in der Form der Hoffnung sprechen.“ (ebd) Weil sich die Sache mit der Wahrheit und Klarheit so verhält, steht über dieser wie über jeder Akademie, die zurecht so heißt, in Stein gemeißelt oder nicht – in jedem Fall sichtbar und groß geschrieben –, das Wort des großen Bischofs von Genf Franz von Sales, das unser alter Akademiedirektor A. Auer 1953 ausgegraben, uns ins Stammbuch geschrieben und ins Wachs gedrückt hat, auch unserer verehrten Frau Plünnecke ans Herz gelegt hat, wo sie's seither trägt, bewahrt und wahr: „Es walte in allem der Geist der Freiheit.“ A. Auer faßt zusammen: „Die Arbeit der Akademie will dem Suchen und dem Finden dienen, weil in beidem Gott verherrlicht wird. Wir halten uns an das Wort des heiligen Irenäus: ‚Der Ruhm Gottes ist der lebendige Mensch.‘“

An dieser Stelle zum Dank für 17 Jahre Akademiearbeit das Gedicht „Freundschaft“ von Marie Luise Kaschnitz:

O die gemeinsamen Zeiten
Hängen an uns wie Blei
Und wie fliehen so gerne und gleiten
Und öffnen die lieblichen Weiten
Mit dem Zauberrufe Vorbei.
Und doch macht sich Treue bereit
Landsam wie edler Wein.
Unwiderbringlichkeit
Wird seine Blume sein.
Verleidet Euch den Trank
Daß wir's erwähnen?
Ja, seine Würze sind Tränen
Aber sein Feuer ist Dank.

Zum 70. Geburtstag von Dr. Gabriele Miller

29. September
Stuttgart-Hohenheim
232 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referentinnen/Referenten:
Karin Berhalter, Kiblegg
Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen
Prof. Dr. Gottfried Bitter, Bonn
Anne Enderwitz, Rottenburg
Dr. Gotthard Fuchs, Wiesbaden-Naurod
Prof. Dr. Wolfgang Langer, Wien
Bischofsvikar Prälat Eberhard Mühlbacher, Rottenburg

Anläßlich des 70. Geburtstages von Gabriele Miller wollte die Akademie ihr mit diesem Fest zugleich all das danken, was sie für die Kirche Rottenburg-Stuttgart in ihren vielfältigen Facetten, für die katholische Kirche in Deutschland und weit über unser Land hinaus getan und erreicht hat.

Aus der Begrüßung von Direktor Fürst:

Sage mir, wer Deine Freunde sind, und ich sage dir, wer Du bist.

Liebe Frau Dr. Miller,
daß sich so viele Gäste aus Nah und Fern zu Ihrem Geburtstagsfest hier versammelt haben, das spricht für sich selbst. Sie sind offensichtlich nicht nur eine starke, sondern auch – und das ist noch viel schöner – eine beziehungsstarke Frau. Sie haben es in Ihrem Leben fertiggebracht, in Ihrer Arbeit, durch Ihr Engagement, durch Ihre Persönlichkeit viele Freunde zu gewinnen – Freunde aus verschiedenen Bereichen, in denen Sie gewirkt haben; Freunde aufgrund vielfacher Begabungen, die Ihnen geschenkt sind. Charismen, sagen wir

Christen dazu. Daß jemand so viele und so unterschiedliche Menschen zusammenführen kann, das spricht nicht nur für sich selbst, sondern das spricht, verehrte Frau Miller, besonders für Sie. Das spricht für den Reichtum ihrer Persönlichkeit.

Sage mir, wer deine Freunde sind, und ich sage dir, wer du bist!

Deshalb ist es schade, daß mir zu wenig Zeit bleibt, um Sie, meine Damen und Herren, die heute gekommen sind, alle eigens und persönlich zu begrüßen. Ich würde Sie gerne öffentlich miteinander bekannt machen. Denn im bunten Strauß der Geburtstagsgäste spiegelt sich die an Begabungen und menschlichen Beziehungen reiche Frau Gabriele Miller, zu deren Geburtstagsfest Sie heute gekommen sind. „Die Generalvikare und Königlichen Hoheiten, die Domkapitulare, die Professoren, die Bürgermeister, die Angehörigen der Diözesanleitung, die



Vettern und Cousinen, die Guatemalteken, die Patenkin-
der, die selbst aus Polen gekommen sind, die Nachbarin-
nen und Studenten, die Pfarrer und die Sekretärinnen
und all die Leute, denen ich manchmal auf die Nerven
falle – so sagt sie selber –, das sind alles meine Freunde,
und ich habe sie nicht eingeladen wegen ihrer Titel und
Funktionen, sondern einfach, weil ich sie mag!”

Sie haben es bemerkt, das ist Originalton Miller. So hat sie
mich beraten in der Frage der angemessenen Begrü-
bung. Und ich füge mich und kann nur sagen: *Liebe
Gäste, schauen Sie sich die Menschen an, die Freunde, die
heute da sind, und Sie werden sehen, wer die ist, deren
Geburtstag wir heute feiern.* So werde ich also Ihnen
allen, meine Damen und Herren, im Namen von Frau
Miller und im Namen der Akademie einfach ein herzliches
und freundliches „Willkommen!” zuzurufen.

Die größte Freude zu ihrem 70. Geburtstag, meine Da-
men und Herren, machen Sie Frau Miller damit, daß Sie
gekommen sind. Daß Sie ihr Fest mitfeiern. Als Akademie
der Diözese wollten wir Frau Miller diese Freude ermögli-
chen und ihr mit diesem Fest zugleich all das danken, was
sie für die Kirche Rottenburg-Stuttgart in ihren vielfälti-
gen Facetten, für unsere katholische Kirche in Deutsch-
land und weit über unser Land hinaus getan und erreicht
hat – und ich würde Frau Miller schlecht kennen, wenn
ich nicht noch hinzufügte – und in Zukunft noch tun und
erreichen will und erreichen wird.

Ich selbst freue mich, daß ich – viel jünger als Frau Miller
– an diesem Abend mit dabei sein darf. Schon als Student
in Tübingen habe ich viel von ihr gehört, von dieser
sprachgewaltigen und durchsetzungsfähigen Frau in
Rottenburg. Ich erinnere mich noch gut, als ich sie dann
zum erstenmal live erlebte. Im Priesterseminar hat sie
uns Alumnen damals, so Mitte der 70er Jahre war das, in
die Geheimnisse der theologischen Grundkonzeption
des Zielfelderplans und die Korrelationsmethode enga-
giert und beeindruckend eingeführt. Ich bin also, liebe
Gabriele, wenigstens zu einem gewissen Grad auch durch
Deine Schule gegangen, und mein Dank dafür soll auch
ein wenig in diesem Fest mitschwingen.

Mir bleibt nun nichts anderes mehr, als das Fest zu
eröffnen. Und das tue ich, indem ich genau vier Wochen
verspätet, dafür aber am Fest des Erzengels Gabriel und
heute in aller Öffentlichkeit Dir, liebe Gabriele, zu Deinem
Geburtstag von Herzen gratuliere!



Referat mit dem Schwerpunkt „Frau in Kirche und Gesellschaft“

Seit Mai 1993 gibt es an der Akademie zwei neue Referentinnen, die sich ein Referat teilen: Dagmar Mensink und Dr. Verena Wodtke-Werner. Sie gestalten einen neuen Schwerpunkt, der sich mit Fragen zu „Frau in Kirche und Gesellschaft“ befaßt.

Das Referat gehört inhaltlich und formal zum Bereich „Theologie – Kirche – Religion“. Aber die beiden Referentinnen werden sich keinesfalls ausschließlich mit aktueller theologischer Frauenforschung beschäftigen, sondern Frauenthemen auch in anderen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen nachgehen.

Die Doppelbesetzung des Referates bietet die Chance einer breiteren Auffächerung von Kompetenzen und Interessen innerhalb des Schwerpunktes, die zum Teil durch die unterschiedlichen Studien der beiden Referentinnen charakterisiert sind. Dagmar Mensink kann ihre Erfahrungen aus einem Theologie- und Philosophiestudium fruchtbar machen, Dr. Verena Wodtke-Werner wird durch ein Germanistik- und Theologiestudium entsprechende Akzente setzen.

Frauenreferate, so werden vielleicht manche denken, sind trendmäßig bald in allen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontexten anzutreffen, und so folge auch die Akademie nur einem momentanen Zeitgeist. Doch dieses Referat will mehr, als nur die Themenpalette des Akademieprogramms erweitern. Denn Frauenfragen sind keine Fragen neben anderen, sondern durchziehen alle wissenschaftlichen und sozialen Bereiche des Lebens. Daß auch die Kirche sich diesen Anfragen, Infragestellungen und Herausforderungen nicht verschließen kann, verrät nicht nur die höchst aktive Frauenforschung innerhalb der Theologie mit all ihren Akzeptanzschwierigkeiten bei der Institution Kirche, sondern auch der Exodus der Frauen unterschiedlichster Altersgruppen aus der Kirche, den die 1992 von der

Deutschen Bischofskonferenz in Auftrag gegebene Studie „Frauen und Kirche“ demoskopisch belegt. Die Schaffung eines Frauenreferates zeigt die Aufmerksamkeit und die Relevanz, die die Diözese der Frauenerfrage zumißt. Die Referentinnen bemühen sich, durch offene Tagungen und Fachgespräche die Belange von Frauen in Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft zu Gehör zu bringen. Dieses Bemühen folgt der Grundtonart der hiesigen Akademie, d. h. dem Dialogprinzip. Durchaus disparate Meinungen innerhalb der Kirche, im Bereich der gesellschaftlichen Frauenarbeit und besonders in der wissenschaftlichen Frauenforschung unterschiedlicher Fachrichtungen sollen dabei ins Gespräch gebracht werden.

Dr. Verena Wodtke-Werner



Sie wurde 1960 in Bad Homburg v.d.H. geboren, absolvierte dort ihre Grundschul- und Gymnasialzeit und studierte anschließend Philosophie, Germanistik und Theologie in Mainz, Tübingen und Frankfurt/Main. 1987 beendete sie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen, eine Hochschule der Jesuiten in Frankfurt, den Diplomstudiengang in Katholischer Theologie. 1988 folgte das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Germanistik und Katholischer Religionslehre an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main. Von 1988 bis 1992 arbeitete sie am Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte an einer Dissertation mit dem Titel: „Der Heilige Geist als weibliche Gestalt im christlichen Altertum und Mittelalter. Eine Untersuchung von Texten und Bildern“. Die Dissertation ist im Zwischengebiet von Theologie und Kunstgeschichte angesiedelt und wurde durch ein Stipendium des Cusanuswerkes gefördert. Frau Dr. Wodtke-Werner ist Mitglied in der „Europäischen Gesellschaft für die theologische Forschung von Frauen“ sowie in der Theologischen Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes. Sie lebt in Tübingen, ist verheiratet und hat einen Sohn.

Dagmar Mensink

Dagmar Mensink wurde 1963 in Dülmen geboren und wuchs in Münster/Westfalen auf. In Tübingen hat sie Theologie und Philosophie studiert. Prägend war 1987/88 ein Studienjahr an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Nach dem Studienabschluß in Katholischer Theologie 1992 war sie am Lehrstuhl für Philosophische Grundfragen der Theologie sowie in der Theologischen Ethik in Tübingen tätig. Gleichzeitig sammelte sie als freie Mitarbeiterin der Katholischen Akademie in Freiburg Erfahrungen im Bereich der konkreten Tagungsarbeit. Als Redakteurin einiger der dort erschienenen Publikationen ist ihr auch der Bereich der Verlagsarbeit nicht fremd. Dagmar Mensink arbeitet neben ihrer Tätigkeit an der Akademie an ihrer Dissertation über die Religionsphilosophie Moses Mendelssohns. Sie ist Mitglied der „Europäischen Gesellschaft für die theologische Forschung von Frauen“ und in der Theologischen Kommission des KDFB.

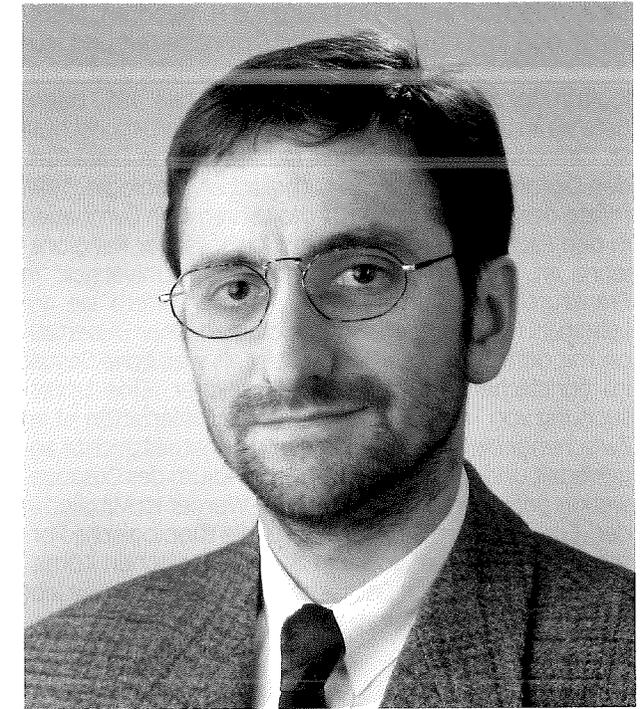


Referat „Theologie und Naturwissenschaften“

Heinz-Hermann Peitz arbeitet seit dem 1. 3. 1993 an der Akademie. Im Rahmen des Bereiches *Theologie – Kirche – Religion* ist er für die Begegnung von *Theologie und Naturwissenschaften* zuständig. In absehbarer Zeit soll seine Stelle in das in Ulm geplante Dialogzentrum übersiedeln.

Heinz-Hermann Peitz wurde am 12. 7. 1958 in Essen geboren. Nach dem Vorseminar in den Fächern Mathematik und Physik in Münster studierte er in Bochum Biologie und Theologie. Mit der ersten Staatsprüfung für die Sekundarstufen I und II schloß er 1987 sein Studium ab. Auf die Examensarbeit mit dem Titel „Evolutions- theorie und Theologie bei Karl Rahner und Hoimar von Ditfurth“ aufbauend, promoviert er mit einer Arbeit über „Kriterien für den Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie: Entfaltung und Operationalisierung wissenschaftstheoretischer Implikate im Werk von Karl Rahner“ im Bereich Fundamentaltheologie der katholisch- theologischen Fakultät in Bochum.

Nach nebenamtlichem Religionsunterricht am Clauberg-Gymnasium in Duisburg war er von 1983 bis 1993 am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie bei Prof. Dr. H. J. Pottmeyer in Bochum tätig, seit 1990 als Wissenschaftlicher Assistent.



Heinz-Hermann Peitz

*Michael Post, Objekt
Ausstellung vom 3. Oktober bis 17. Dezember 1993
in Weingarten*

Kuratorium der Akademie

Stand: 31.12.1993

Vorsitzender des Kuratoriums

Bien, Dr. Günther
Professor für Philosophie, Universität Stuttgart. Geschäftsführender Direktor des Instituts für Philosophie, Pädagogik und Psychologie

Stellvertretende Vorsitzende

Fünfgeld, Hermann
Intendant, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Thieringer, Dr. Rolf
Erster Bürgermeister i. R., Landeshauptstadt Stuttgart

Mitglieder

Adorno, Eduard
Minister a. D. für Bundesangelegenheiten

Auer, Dr. Alfons
Professor em.

Beha, Felicitas
Sozialarbeiterin i. R.

Berghof, Norbert
Professor, Vorsitzender im Vorstand des Bildungswerkes der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Abteilungsleiter der Abt. II des Landesinstituts für Erziehung und Unterricht

Binkowski, Dr. Johannes
Professor

Birn, Dr. Helmut
Ministerialdirigent, Umweltministerium Baden-Württemberg

Birn, Willi
Professor
Regierungspräsident a. D.

Brendle, Franz
Pfarrer, Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge

Czaja, Dr. Herbert
Präsident des Bundes der Vertriebenen

Dengler, Hans
Vizepräsident der Handwerkskammer Ulm

Eckert, Dr. Hanspaul
Direktor

Eckl, Dr. Rudolf
Verwaltungsdirektor, Arbeitsamt Ludwigsburg

Fischer, Dr. Dorothee
Stadtdirektorin, Gesundheitsamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Fix, Dr. Wolfgang
Professor für Berufs- und Betriebspädagogik, Universität Stuttgart

Frank, Franz W.
Direktor, Mercedes-Benz AG

Fromm, Dr. Irmgard
Oberstudiendirektorin i. R.

Gerber, Gerd
Oberbürgermeister der Stadt Weingarten

Gerich, Rolf
Oberbürgermeister a. D.

Gerl-Falkovitz, Dr. Hanna-Barbara
Professorin, Technische Universität Dresden,
Institut für Philosophie

Gerstner, Dr. Alois
Ministerialdirigent a. D.

Haas, Alois
Oberstudiendirektor a. D.

Hajek, Otto Herbert
Professor, Bildhauer, Staatl. Akademie der Bildenden
Künste, Karlsruhe

Heinzelmann, Josef
Professor, Akademiedirektor i. R.

Karst, Heinz-Hermann
Ministerialrat a. D.

Kerstiens, Dr. Ludwig
Professor em.

Langer, Dr. Adalbert
Amtsgerichtsdirektor i. R.

Lindacher, Benedikt
Ltd. Postdirektor i. R.

Mast, Dr. Claudia
Professorin, Universität Hohenheim

Menz, Dr. Lorenz
Staatssekretär, Staatsministerium Baden-Württemberg

Paeffgen, Hartmut P.
Chef vom Dienst, Stuttgarter Nachrichten

Plünnecke, Elisabet
Akademiedirektorin a. D.

Rapp, Heinz
Bundesbankdirektor a. D., Mitglied des Zentralkomitees
der deutschen Katholiken

Reisch, Dr. Dr. h. c. Erwin
Professor, Universität Hohenheim

Rundel, Dr. Otto
Präsident der Führungsakademie des Landes
Baden-Württemberg

Schad, Franz
Ministerialdirigent a. D., Professor em.

Schick, Otmar
Bürgermeister, Stadt Laupheim

Seeber, Dr. David
Referatsleiter im Staatsministerium Baden-
Württemberg

Siegel, Ingeborg
Stellvertretende Vorsitzende des DGB-Landesbezirks
Baden-Württemberg

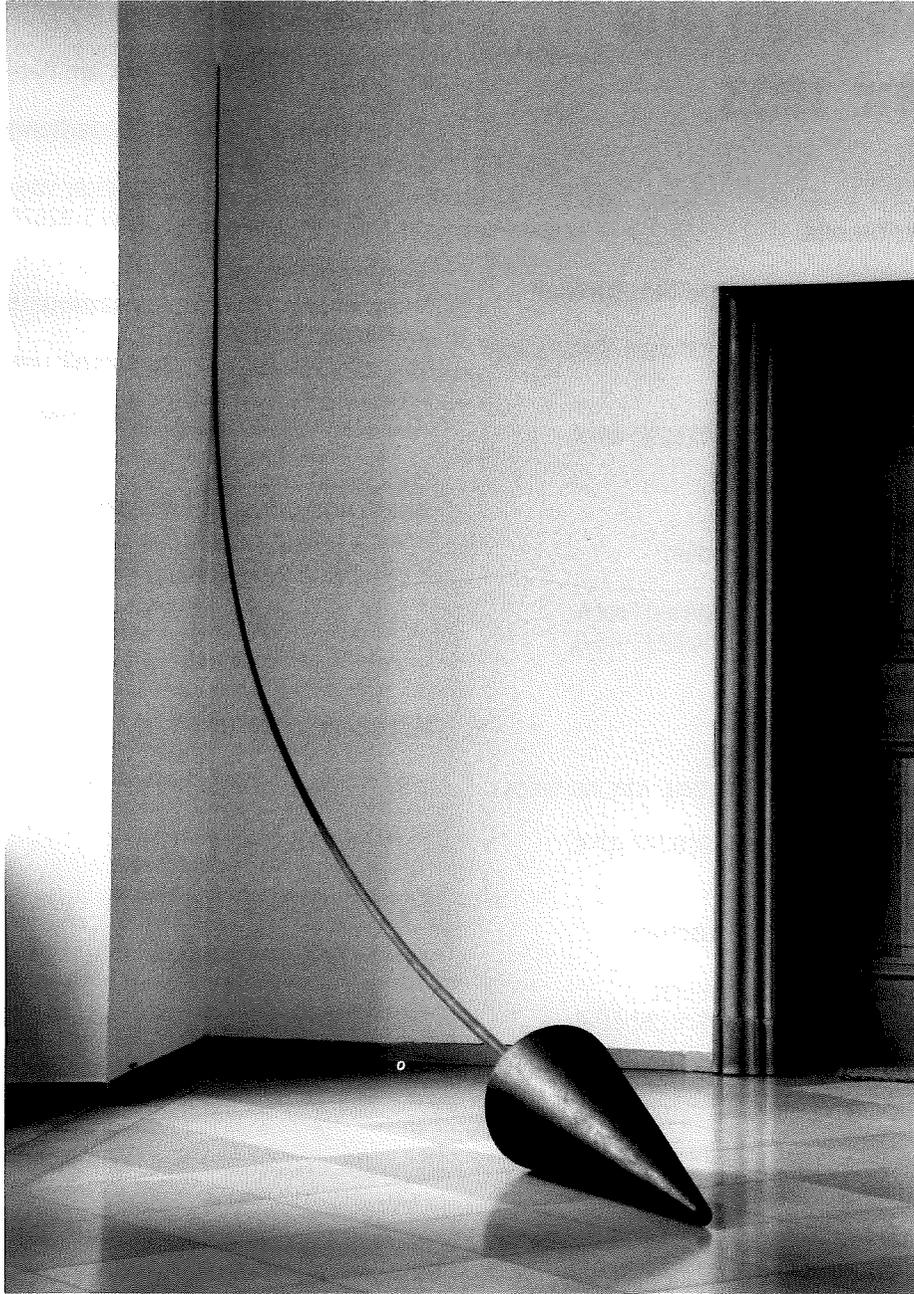
Stadler-Nagora, Irmgard
Kammersängerin, Württembergische Staatstheater
Stuttgart

Tschirdewahn, Dr. Bertram
Chefarzt, Federseeklinik

Waldburg-Zeil, Graf Alois
Forstwirt, MdB

Weichenrieder, Dr. Lukas
Abt, Benediktinerabtei Weingarten

Zeller, Dr. Wolfgang
Staatssekretär, Sächsisches Staatsministerium für
Wirtschaft und Arbeit



Publikationen aus dem Jahr 1993

Hohenheimer Protokolle

Bd. 42: Christliche Erziehung in multikultureller Gesellschaft

Hohenheimer Symposion zur Christlichen Pädagogik 1991/92

Hrsg.: Franz Josef Klehr

Stuttgart 1993, 247 Seiten - ISBN 3-926297-45-X, DM 19,50

Bd. 43: Politik populär machen

Politische Bildung durch Massenmedien

Hohenheimer Medientage 1992

Hrsg.: Hermann-Josef Schmitz / Siegfried Frech
Stuttgart 1993, 124 Seiten - ISBN 3-926297-46-8, DM 19,50

Bd. 44: Namen, Texte, Stimmen

Walter Benjamins Sprachphilosophie

Hrsg.: Thomas Regehly unter Mitarbeit von Iris Gniorsdorsch

Stuttgart 1993, 179 Seiten - ISBN 3-926297-47-6, DM 19,50

Bd. 45: Der Rat als Quelle des Ethischen

Zur Praxis des Dialogs

Hrsg.: Werner Stegmaier / Gebhard Fürst

Stuttgart 1993, 132 Seiten - ISBN 3-926297-50-6, DM 19,50

Kleine Hohenheimer Reihe

Bd. 23: Karl H. Neufeld / Abraham Peter Kustermann (Hrsg.)

„Gemeinsame Arbeit in brüderlicher Liebe“

Hugo und Karl Rahner

Dokumente und Würdigung ihrer Weggemeinschaft

Stuttgart 1993, 86 Seiten - ISBN 3-926297-48-4, DM 12,50

Bd. 24: Karl Homann

Moral in den Funktionszusammenhängen der modernen Wirtschaft

Zwei Beiträge zur Wirtschaftsethik unter Wettbewerbsbedingungen

Stuttgart 1993, 58 Seiten - ISBN 3-926297-49-2, DM 12,50

Bd. 25: Gebhard Fürst (Hrsg.)

Juden und Christen im Dialog

Pinchas Lapide zum 70. Geburtstag

Stuttgart 1993, 42 Seiten - ISBN 3-926297-52-2, DM 12,50

Materialien (DM 10,00)

1/93 Frauen - Gestalten der Bibel

2/93 Asyl in Polen

3/93 Die Zukunft des Alterns

4/93 Stairway to Heaven

5/93 Flüchtlinge und Asylsuchende in der Bundesrepublik Deutschland (DM 20,00)

Presse- und Medienspiegel 1992

herausgegeben vom Referat Öffentlichkeitsarbeit und Publikationen der Akademie

Chronik 1992

herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Katholische Akademien in Deutschland

V. Gemeinsame Dokumentation
Herausgegeben vom Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland
Trier 1993, 128 Seiten, DM 5,00

Landesbischof D. Theo Sorg/Bischof Dr. Walter Kasper:

Europa evangelisieren

Stuttgart 1993, 93 Seiten, kostenlos

in der Reihe „Materialien“ der Evangelischen Akademie Bad Boll dokumentierte gemeinsame Tagungen: (erhältlich über die Pressestelle der Ev. Akademie, 7325 Bad Boll)

1/93: Franziskus von Assisi als ökumenische Gestalt

Dokumentation einer gemeinsamen Tagung

20/93: Braucht Erziehung nicht den ganzen Menschen?

Erfahrungen an Waldorf-, Staats- und Konfessionsschulen
Dokumentation einer gemeinsamen Tagung vom 29.–31. Januar 1993 in Bad Boll

2/94: Lastenausgleich

Dokumentation einer gemeinsamen Konsultation am 20. Oktober 1993 in der Evangelischen Akademie Bad Boll

Verlagspublikationen

Bildhauersymposium Weingarten 1992

Hrsg.: Iris Gniosdorsch
Edition Cantz Ostfildern 1993
47 Seiten, ISBN 3-89322-542-0, DM 28,00

Staatliches Religionsrecht im europäischen Vergleich

Hrsg.: Richard Puza / Abraham Peter Kustermann
Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1993
197 Seiten, ISBN 3-7278-0922-1, 39,00 DM

Lexikon der Wirtschaftsethik

Hrsg.: Georges Enderle / Karl Homann / Martin Honecker
/ Walter Kerber / Horst Steinmann
Herder-Verlag Freiburg im Breisgau; Basel; Wien 1993
1382 S., ISBN 3-451-22336-8, DM 158,00

in der Reihe „Analysen und Impulse“
beim Schwabenverlag:

Christsein im Spannungsfeld von Mystik und Politik

Hrsg.: Dieter R. Bauer
Ostfildern 1993
212 Seiten, ISBN 3-7966-0688-1, DM 38,00

Katholische Akademien in Deutschland

Für die Kontakte unter den Katholischen Akademien wurde 1958 der „Leiterkreis der Katholischen Akademien“ gegründet.

Dr. Gebhard Fürst – neuer Vorsitzender des Leiterkreises

Zu einer gemeinsamen Sitzung trafen sich am 8. und 9. November 1993 in der Katholischen Akademie „Wolfsburg“ in Mülheim/Ruhr die Leiterkreise der Evangelischen und der Katholischen Akademien. Im Rahmen des Tagungsthemas „Die Verantwortung der Christen für eine europäische Kultur“ kam es zu einer eingehenden Aussprache über die konfessionellen und nationalen Komponenten des gegenwärtigen europäischen Prozesses. Die Rolle der Aufklärung, aber auch die Tragweite ökumenischer Bemühungen und die Unsicherheit von Basisbewegungen seit den Veränderungen des Jahres 1989 waren die zentralen Fragen, die sich aus den Referaten von Dr. Fritz Erich Anhelm (Bad Boll) und Professor Dr. Heinz Stobbe ergaben.

Aus dem Kreis der Akademieleiter kamen viele Stimmen, die für eine Fortsetzung des Prozesses „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ sprachen. Allerdings müsse eine zweite Phase neu ansetzen und besonders das Verhältnis von christlichem Zeugnis und politischer Umsetzung neu durchdenken.

Im Anschluß an die gemeinsame Sitzung trafen sich die beiden Leiterkreise zu den üblichen Arbeitskonferenzen. Der Leiterkreis der Katholischen Akademien diskutierte die Beteiligung an dem Konsultationsprozeß über die Erstellung eines Wortes der deutschen Bischöfe zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Es wurden außerdem Beschlüsse über die Form der Präsenz beim Katholikentag 1994 in Dresden und über einen Forschungsauftrag zur Entstehungsgeschichte der Katholischen Akademien gefaßt.

Zum neuen Vorsitzenden des Leiterkreises wurde für drei Jahre der Leiter der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst,

gewählt. Dem beratenden Kollegium gehören die Direktoren der Akademien in Münster und Aachen, Dr. Dr. Thomas Sternberg und Dipl.-Theologe Hans Hermann Henrix an, sowie der bisherige Vorsitzende des Leiterkreises, Gerhard Krems, Schwerte.

Eine Dokumentation des Leiterkreises *Katholische Akademien in Deutschland* (1993) ist zum Preis von DM 5,00 über die Geschäftsstelle der Akademie erhältlich.

Vorsitzender des Leiterkreises

Dr. Gebhard Fürst
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 0711/1640-6
Telefax: 0711/1640-777

Mitgliederliste

1. Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen
Direktor: Dipl.-Theol. Hans Hermann Henrix
Leonhardstr. 18-20
52064 Aachen
Telefon: 02 41/4 79 96-0
Telefax: 02 41/4 79 96-10

2. Katholische Akademie Augsburg
Direktor: Dr. Franz X. Spengler
Kappelberg 1
Postfach 10 19 07
86150 Augsburg
Telefon: 08 21/31 52-2 95
Telefax: 08 21/31 52-2 63

3. Katholisch-Soziales Institut der
Erzdiözese Köln
(Kardinal-Frings-Haus)
Direktor: Dipl.-Vw. Dipl.-Päd. Joachim Sikora
Selhofer Straße 11
53604 Bad Honnef
Telefon: 0 22 24/26 80 + 28 15
Telefax: 0 22 24/7 90 28

4. Thomas-Morus-Akademie Bensberg
Katholische Akademie im Erzbistum Köln
Direktor: Dr. Wolfgang Isenberg
Overrather Straße 51-53
Postfach 10 03 46
51429 Bergisch-Gladbach
Telefon: 022 04/40 84-72
Telefax: 022 04/40 84-20

5. Diözesanakademie Berlin
Direktor: Dipl.-Theol. Andreas Hölscher
Westendallee 54
14052 Berlin
Telefon: 0 30/3 05 10 52
Telefax: 0 30/3 20 06-290

6. Katholische Akademie in Berlin
Direktor: Min. a. D. Dr. Werner Remmers MdL
Hannoversche Str. 5
10115 Berlin
Telefon: 0 30/2 80 60 20
Telefax: 0 30/2 82 68 27

7. Walberberger Institut
Heimvolkshochschule der Dominikaner
Direktor: P. Dr. Richard Glöckner OP
Postfach 61 20
53332 Bornheim (Walberberg)
Telefon: 0 22 27/85-0 (85-251)

8. Kommende - Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn
Direktor: Dr. Reinhard Marx
Brakeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Telefon: 02 31/2 06 05-0
Telefax: 02 31/2 06 05-80

9. Katholische Akademie Dresden
- Forum für Kirche und Welt -
Direktor: Pfarrer Bernhard Rachwalski
Dresdner Str. 66 B
01326 Dresden
Telefon: 03 51/3 93 88

10. Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg
Direktor: Dr. habil. Ludwig Wenzler
Wintererstr. 1
Postfach 9 47
79104 Freiburg i. Br.
Telefon: 07 61/3 19 18-0
Telefax: 07 61/3 19 18-11

11. Bonifatiushaus
Direktor: Dr. Antonius Gescher
Neuenbergerstr. 3-5
36041 Fulda
Telefon: 06 61/83 98-115
Telefax: 06 61/83 98-136

12. St. Jakobus-Haus
Akademie der Diözese Hildesheim
Direktor: Dipl.-Volksw. Ernst Otto Arntz
Reußstr. 4
38640 Goslar
Telefon: 0 53 21/2 40 47-48
Telefax: 0 53 21/ 4 04 26

13. Katholische Akademie Hamburg
Direktor: Dr. Günter Gorschenek
Herrengarten 4
20459 Hamburg
Telefon: 0 40/37 21 46
Telefax: 0 40/36 76 78

14. Niels-Stensen-Haus
Haus der Erwachsenenbildung im Bistum Hildesheim
Direktor: Dr. habil. Stefan Scheld
Worphauser Landstr. 55
28865 Lilienthal
Telefon: 0 42 08/299-0
Telefax: 0 42 08/299-144

15. Ludwig-Windthorst-Haus
Katholische Akademie u. Heimvolkshochschule
Direktor: Reinhold Jackels
Gerhard-Kues-Straße 16
49808 Lingen-Holthausen
Telefon: 05 91/6102-0 (-12)
Telefax: 05 91/61 02-35

16. Katholische Akademie „Die Wolfsburg“
Haus für Erwachsenenbildung des Bistums Essen
Direktor: Dr. Paul Hoffacker
Falkenweg 6
45478 Mülheim/Ruhr
Telefon: 02 08/9 99 19-0
Telefax: 02 08/9 99 19-110

17. Katholische Akademie in Bayern
Direktor: Dr. Franz Henrich
Mandlstraße 23
Postfach 40 10 08
80802 München
Telefon: 0 89/3 81 02-0
Telefax: 0 89/3 81 02-103

18. Franz-Hitze-Haus
Katholisch-Soziale Akademie des Bistums Münster
Direktor: Dr. Dr. Thomas Sternberg
Kardinal-von-Galen-Ring 50
48149 Münster
Telefon: 02 51/98 18-0
Telefax: 02 51/98 18-480

19. Caritas-Pirckheimer-Haus
Akademie der Erzdiözese Bamberg
Direktor: P. Hugo Stoll SJ
Königstraße 54
90402 Nürnberg
Telefon: 09 11/23 46-0 (-26, -27)
Telefax: 09 11/23 46 63

20. Katholische Akademie Schwerte
Akademie der Erzdiözese Paderborn
Direktor: Msgr. Gerhard Krems
Bergerhofweg 24
Postfach 14 29
58239 Schwerte
Telefon: 0 23 04/477-0 (-31)
Telefax: 0 23 04/4 77-24

21. Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Direktor: Dr. Gebhard Fürst
Geschäftsstelle:
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 07 11/16 40-6, Telefax: 07 11/16 40-777
Tagungsgebäude Stuttgart-Hohenheim:
Paracelsusstr. 91
70599 Stuttgart
Telefon: 07 11/45 31 93, Telefax: 07 11/45 14 95
Tagungsgebäude Weingarten:
Kirchplatz 7
76356 Weingarten
Telefon: 07 51/4 27 80, Telefax: 07 51/5 12 79

22. Katholische Akademie Trier
Direktor: Reg.Präs. a.D. Gerhard Schwetje
Auf der Jüngt 1
Postfach 23 20
54293 Trier
Telefon: 06 51/8 60 55
Telefax: 06 51/82 82 91
Abteilung Saarbrücken
Leiterin: Rektorin a. D. Margreth Müller-Kunsmann
Mainzer Str. 30
66111 Saarbrücken
Telefon: 06 81/6 81 29

23. Katholische Akademie Rabanus Maurus
Direktor: Dr. h. c. Gotthard Fuchs
Wilhelm-Kempf-Haus 1
65207 Wiesbaden-Naurod
Telefon: 0 61 27/7 72 80, Telefax: 0 61 27/7 72 87

24. Domschule e. V.
Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese Würzburg
Direktor: Prof. DDR. Günter Koch
Domkapitular Josef Pretscher
Am Bruderhof 1
Postfach 368
97070 Würzburg
Telefon: 09 31/3 50 51 18
Telefax: 09 31/3 50 51 34



*Regina Baumhauer, Ansicht-s-sachen
Ausstellung vom 15. Oktober bis 17. Dezember 1994
in Stuttgart-Hohenheim*

Die „Chronik '93“ wird herausgegeben von der Akademie der
Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon 0711/1640-6
Telefax 0711/1640-777

Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Redaktion:
Klaus Barwig, Referent für Öffentlichkeitsarbeit

Die einzelnen Berichte sind von den jeweiligen
Tagungsleiterinnen und -leitern verfaßt, der Text zum
Themenbereich „Europa“ stammt von Jutta Diebold-Appel.

Bildnachweis:
Sylvia Beck
Markus Dollenbacher
Franz Eppler
Ernst Fesseler
Daniel Hartmann
Dagmar Mensink
Uwe Renz
Jörg Winter

Druck und Herstellung:
Grafik Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr
10,- DM

Bankverbindung:
Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)
Postgiroamt Stuttgart 13 447 - 707 (BLZ 600 100 70)
Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 201 00)
Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit sind wir
dankbar.



